

FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG

# KOMPETENT, AUTHENTISCH UND NORMAL?

AUFLÄRUNGSRELEVANTE GESUNDHEITSPROBLEME,  
SEXUALAUFLÄRUNG UND BERATUNG VON JUNGEN

## STUDIE

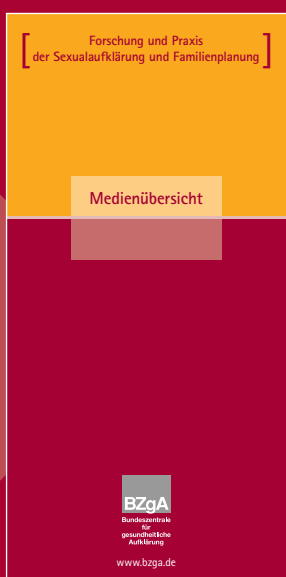
Herausgeberin: Bundeszentrale  
für gesundheitliche Aufklärung

## FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG

Die Fachheftreihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** dokumentiert Studien und Expertisen sowie Ergebnisse aus Modellprojekten. Die einzelnen Bände zeigen den aktuellen Forschungsstand sowie Entwicklungen und Tendenzen auf. Die Bandbreite der Themen reicht von der Aufarbeitung grundsätzlicher Fragestellungen über die Diskussion ausgewählter Einzelthemen bis hin zur Unterstützung der praktischen Arbeit. Multiplikatorinnen und Multiplikatoren wird sowohl Material für die Praxis als auch für die Aus-, Fort- und Weiterbildung angeboten.

Die Ergebnisse ausgewählter Studien und repräsentativer Wiederholungsbefragungen sind teilweise auch in Kurzfassungen erschienen. In Sonderbänden werden die Ergebnisse von Tagungen und Kongressen dokumentiert.

Dieses Faltblatt gibt einen Überblick über die bisher erschienenen Bände der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG**.



Die Publikation  
ist über folgende Adressen  
zu beziehen:

per Post      BZgA, 51101 Köln  
per Fax      0221 8992-257  
per E-Mail    order@bzga.de

Bestellnummer: 13300000

**BAND 14**

**FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG**

# **KOMPETENT, AUTHENTISCH UND NORMAL?**

**AUFKLÄRUNGSRELEVANTE GESUNDHEITSPROBLEME,  
SEXUALAUFLÄRUNG UND BERATUNG VON JUNGEN**

Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA  
von Reinhard Winter und Gunter Neubauer

**Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung  
Köln 2004**

**Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-933 191-16-5

Die Beiträge dieser Fachheftreihe geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder, die von der Herausgeberin nicht in jedem Fall geteilt werden muss. Die Fachheftreihe ist als Diskussionsforum gedacht.

**Herausgeberin**

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)  
– Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung –  
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln  
Tel. 02 21 89 92-0  
<http://www.bzga.de>

**Redaktion**

Angelika Heßling

**Lektorat, Konzept und Gestaltung**

Kühn Medienkonzept&Design GmbH, Hennef  
luxsiebenzwo<sup>+</sup> werkstatt für kommunikation und gestaltung, Köln

**Druck**

Peipers, Köln-Marsdorf

**Auflage**

5.1.04.08

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wird von der BZgA gegen eine Schutzgebühr von 11 Euro abgegeben. Sie ist erhältlich unter folgenden Bestelladressen:

per Post – BZgA, 51101 Köln

per Fax – 02 21 89 92-257

per E-Mail – [order@bzga.de](mailto:order@bzga.de)

Bestellnummer: 13300014

# INHALT

<b>VORWORT</b>	9
<b>EINLEITUNG</b>	11
<b>1 FORSCHUNGSPERSPEKTIVE</b>	15
<b>1.1 GRUNDANNAHMEN</b>	16
1.1.1 Lebensweltorientierung als sozialpädagogischer Ansatz	16
1.1.2 Sexualität und Sexualaufklärung in einem ganzheitlichen Entwurf	18
<b>1.2 FUNKTION UND BEDEUTUNG DER LITERATURSTUDIE</b>	20
1.2.1 „Blinde Flecken“ und bewährte Interpretationsmuster	22
1.2.2 Männlichkeitsmythen versus Mannsein	23
1.2.3 Primärthemen zur männlichen Sexualität	25
1.2.4 Reduktionsformen sexueller Vielfalt	26
1.2.5 Zur Körperlichkeit von Jungen	29
1.2.6 Jugendkulturelle Aspekte	29
1.2.7 Kommunikative Kompetenz und Beratungsangebote	30
1.2.8 Sozialmedizinische Aspekte der jugendspezifischen Sexualaufklärung	31

<b>1.3</b>	<b>ENTWICKLUNG EINES GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN SEXUALPÄDAGOGISCHEN KONZEPTES</b>	<b>32</b>
1.3.1	Analyse struktureller Defizite der bisherigen Forschung	33
1.3.2	Inhaltliche Forschungsdefizite	34
1.3.3	Operationalisierungskoordinaten der weiteren Untersuchung	52
<b>1.4</b>	<b>ZUR METHODIK DIESER UNTERSUCHUNG</b>	<b>53</b>
1.4.1	Erste Interviewreihe: Außensicht von Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen	53
1.4.2	Zweite Interviewreihe: Innensicht von Jungen und jungen Männern	58
<b>2</b>	<b>DIE BEFRAGUNG VON EXPERTEN, EXPERTINNEN UND SCHLÜSSELPERSONEN</b>	<b>67</b>
<b>2.1</b>	<b>JUNGESSEIN UND „MÄNNLICHKEIT(EN)“</b>	<b>68</b>
2.1.1	Die Schnittstelle „Jungen- und Männerkultur“ – „typisches“ Jungenverhalten	69
2.1.2	Die Diskrepanz zwischen Junge-/Mannsein und „Männlichkeit“	70
2.1.3	Männlichkeitsbilder – Negativentwürfe	71
2.1.4	Negatives Korrelat: Auswirkung von Männlichkeit	77
2.1.5	Gelungenes Jungesein	78
<b>2.2</b>	<b>EMOTIONALE FACETTEN: TABU, SCHAM UND PEINLICHKEIT</b>	<b>81</b>
2.2.1	Scham und Tabu als emotionale Schutzräume	82
2.2.2	Tabu- und schambesetzte Themen	84
2.2.3	Strategien zum Umgang mit Schamgefühlen	86

2.2.4	Zum Umgang mit individuellen Grenzen	87
2.2.5	Spezifische Qualität von Jungenscham	90
<b>2.3</b>	<b>GENERATIONENVERHÄLTNISSE UND SOZIOKULTURELLE DIFFERENZIERUNGEN</b>	91
2.3.1	Männer- und Frauensicht	93
2.3.2	Differenzierungen: Ambivalenz zwischen Normalität und Besonderheit	97
<b>2.4</b>	<b>KÖRPER UND GESUNDHEIT</b>	101
2.4.1	Der fehlende „eigene“ Körper	101
2.4.2	Krankheit und Gesundheit	103
<b>2.5</b>	<b>SEXUALITÄT UND SEXUALAUFLÄRUNG</b>	106
2.5.1	Defizite jungenspezifischer Sexualaufklärung	107
2.5.2	Vermittlung und Qualität der Sexualaufklärung	109
2.5.3	Erwachsene als Problemträger in der Sexualaufklärung	111
2.5.4	Auswertung nach Bereichen bzw. Institutionen	113
2.5.5	Aneignung und Bewältigung von Sexualität	132
<b>2.6</b>	<b>GLEICHALTRIGENBEZIEHUNGEN: DIE JUNGENCLIQUE ALS RISIKO</b>	134
<b>2.7</b>	<b>KOMMUNIKATION UND BERATUNG</b>	136
2.7.1	Skepsis gegenüber klassischen Beratungsangeboten	138
2.7.2	Strategien für die Beratung von Jungen	140
2.7.3	Kommunikation und Sprachlosigkeit	141

<b>3</b>	<b>DIE JUNGENSTUDIE</b>	147
<b>3.1</b>	<b>JUNGESSEIN UND „MÄNNLICHKEIT(EN)“</b>	148
3.1.1	Statuspassage Junge – Mann	153
3.1.2	Vorstellungen über Männlichkeit und Mannsein	154
3.1.3	Abwertung als Form der Konstruktion von Männlichkeit und Mannsein	157
3.1.4	Erwachsene Männer und Männlichkeit/Mannsein	162
3.1.5	Homosexualität	165
<b>3.2</b>	<b>EMOTIONALE FACETTEN: SELBSTBEZUG, ANGST, SCHAM</b>	170
3.2.1	Selbstbezug	170
3.2.2	Zukunft als Problem – Gegenwart „sich’s gut gehen lassen“	173
3.2.3	Angst	175
3.2.4	Scham und Peinlichkeit	179
3.2.5	Umgang mit Scham in den Interviews	188
<b>3.3</b>	<b>VORBILDER, VÄTER, GENERATIONENVERHÄLTNISSE</b>	191
3.3.1	Vorbilder	191
3.3.2	Vater und Vaterbeziehung	198
3.3.3	Generationenverhältnisse	206
<b>3.4</b>	<b>KÖRPER UND GESUNDHEIT</b>	211
3.4.1	Gesundheit und Krankheit	211
3.4.2	Sorgen um die Gesundheit und etwas für die Gesundheit tun	213



3.4.3	Krankheit, Kranksein	217
3.4.4	Zur Teilstudie „Ehemalige Patienten in der Kinderchirurgie“	222
3.4.5	Körper	226
<b>3.5</b>	<b>SEXUALITÄT UND SEXUALAUFLÄRUNG</b>	238
3.5.1	Sexualität – Vorstellungen, Haltungen	239
3.5.2	Die Annäherung an eine bewusste sexuelle Existenz	239
3.5.3	Sexualaufklärung – Erfahrung und Bewertung	249
3.5.4	„Instanzen“ der Sexualaufklärung	256
3.5.5	Aneignung von Sexualität	269
<b>3.6</b>	<b>GLEICHALTRIGENBEZIEHUNGEN</b>	278
3.6.1	Clique und Cliquenbindung	278
3.6.2	Jungenfreundschaften: Freunde und beste Freunde	287
3.6.3	Mädchen und Freundinnen	296
<b>3.7</b>	<b>KOMMUNIKATION UND BERATUNG</b>	316
3.7.1	Über Probleme und Sexualität reden	316
3.7.2	Reden über Sex: Sprachlosigkeit oder Chiffrierung?	323
3.7.3	Das Bedürfnis nach Anerkennung und Interesse	329
3.7.4	Beratung von Jungen	334
3.7.5	Ansätze für Jungenberatung	339

<b>4</b>	<b>RÜCKBLICK UND PERSPEKTIVEN</b>	343
<b>4.1</b>	<b>ABGLEICH: ERSTE UND ZWEITE INTERVIEWREIHE</b>	344
4.1.1	Übereinstimmungen	346
4.1.2	Differenzen	350
<b>4.2</b>	<b>PERSPEKTIVEN</b>	356
<b>4.3</b>	<b>„BALANCIERTE MÄNNLICHKEIT“</b>	364
4.3.1	Entwicklung einer neuen Begrifflichkeit	365
4.3.2	Grundlagen für das Variablenmodell	367
<b>5</b>	<b>ANHANG</b>	371
<b>5.1</b>	<b>NACHWORT</b>	372
<b>5.2</b>	<b>LITERATUR</b>	374

# VORWORT

Mit dieser qualitativen Studie fügt die BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFLÄRUNG dem Schwerpunkt „Gesundheit von Jungen“ einen wesentlichen Baustein hinzu. Ein umfassender Gesundheitsbegriff bezieht körperliche und psychische Aspekte der lebensgeschichtlichen Entwicklung mit ein. Unter dieser Maßgabe arbeiten Reinhard WINTER und Gunter NEUBAUER und loten die Spielräume zwischen Männlichkeitsideologien und einer kritisch orientierten sexualpädagogischen Jungenarbeit aus.

Geschlechtssozialisation ist nicht zwangsläufig festgelegt, sondern enthält durchaus Veränderungspotentiale, lautet ihr Ansatz. Die zentralen Ergebnisse der Studie belegen diese These. Die Autoren stellen mit ihrer breit angelegten Untersuchung eine Fülle von Informationen darüber zur Verfügung, wie tradierte Männlichkeitsbilder sowohl die Sexualität als auch die Gesundheit von Jungen beeinflussen. Die Befragung von Expertinnen, Experten, Schlüsselpersonen und Jungen ermöglicht eine doppelte Perspektive auf männliches Verhalten und die zugrunde liegenden Konflikte. Aus den Diskrepanzen zwischen beiden Sichtweisen wird deutlich, welchen Spagat Jungen und Männer machen müssen, um vor anderen und vor sich selbst zu bestehen. Vor dem aktuellen Hintergrund sich auflösender Rollenfestschreibungen und gesellschaftlicher Individualisierungstendenzen wird das „Balancehalten“ für Jungen und Männer um so schwieriger.

Ideologien von Männlichkeit setzen Jungen unter Druck, es fehlen jungenspezifisch-positive Ansätze und Paradigmen für die praktische Arbeit. WINTER und NEUBAUER arbeiten die Hauptlinien für solch einen Zugangsweg heraus. Eine positive Begrifflichkeit zu Männlichkeit soll Horizonte schaffen, zukünftig „Programme“ für Jungen und Männer zu entwickeln, die vor allem ihren Kompetenzen, aber auch ihren Defiziten in Bezug auf Gesundheit und Sexualität gerecht werden können.

Die BZGA will mit dieser Veröffentlichung den fachlichen Diskurs fördern, zur Konzeptentwicklung anregen und die Notwendigkeit einer speziellen Arbeit mit dieser Zielgruppe präzisieren.

Abteilung Sexualaufklärung,  
Verhütung und Familienplanung  
Köln, 1998



# EINLEITUNG

Seit den großen Diskussionen um Sexualität, Sexualaufklärung, Jugendarbeit und Koedukation sind mittlerweile weit über zwanzig Jahre vergangen. Modernisierungs- und Individualisierungseffekte treten seither immer deutlicher zutage. Mit der geschlechtsbezogenen Differenzierung, der Skandalisierung männlicher sexueller Gewalt und der Wahrnehmung von Jungen als einer eigenen Gruppe, die sich vom verdeckten „Allgemeinen“ unterscheidet, konnten sich zudem seit Ende der 80er-Jahre neue Perspektiven durchsetzen, die eine Revision der etablierten Sexualaufklärung und der präventiven Bemühungen im Bereich der Jugendgesundheit notwendig erscheinen lassen.

*Perspektiven  
für Jungengesundheit*

Die hier vorgestellten Ergebnisse stammen aus der ersten größeren qualitativen Jungenstudie<sup>1</sup> zum Themenbereich Sexualaufklärung, Gesundheit und Beratung in der Bundesrepublik Deutschland. Auftraggeberin der Untersuchung war die BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDEITLICHE AUFKLÄRUNG (BZGA). Sie hat diese Untersuchung finanziert, gefördert und inhaltlich begleitet. Schon vor einiger Zeit wurde innerhalb der BZGA das Defizit erkannt, das in Bezug auf geschlechtsbezogene Ansätze in Theorie und Praxis aller sexualaufklärungsrelevanten Bereiche entsteht. Sie setzte sich deshalb schon mehrfach für eine Ausdifferenzierung und Qualifizierung solcher Ansätze ein. Mit dem Auftrag zu dieser Studie stellte sie aber auch dringend notwendige Ressourcen zur Verfügung, die weit über den Bereich der Sexualaufklärung hinausreichen. Viele der Ergebnisse lassen sich ohne Weiteres auf das breite pädagogische oder psychologische Feld übertragen. Viele Aspekte, die sonst im Spekultativen bleiben, können aufgrund dieser Studie qualifiziert werden.

*Ausgangslage  
dieser Studie*

Die geschlechtsbezogene Sichtweise von Jungensexualität und -gesundheit wurde bislang in Forschung und Praxis nicht oder zu wenig berücksichtigt. Damit fehlen wichtige Bezugspunkte und Grundlagen für die Sexualaufklärung und -beratung von Jungen.

*Erster Schritt:  
die Literaturstudie*

<sup>1</sup> Vor Kurzem wurden die Ergebnisse der ersten größeren quantitativen Jungenstudie im Kontext der Schulforschung veröffentlicht: ZIMMERMANN (1998).

Durch diese Untersuchung wird eine geschlechtsbezogene Basis für Gesundheitsförderung und Sexualaufklärung von Jungen, männlichen Jugendlichen und jungen Männern erarbeitet. Die Bedeutung der Studie liegt darin, dass über Problemlagen von Jungen in diesen Bereichen vor einem geschlechtsbezogenen Hintergrund nur wenig bekannt ist. Dies ist auch das Ergebnis einer umfangreichen Literaturstudie, die im Rahmen dieser Studie als eigenständiger Ausgangspunkt erstellt wurde. Diese Literaturstudie bildet den Hintergrund und liefert einen theoretischen Bezugsrahmen für die explorativen empirischen Untersuchungen.

*Zweiter Schritt:  
die Experten-/  
Expertinnenstudie*

Die empirische Basis dieser Untersuchung besteht aus zwei Interviewreihen. Zunächst wurden Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen befragt (Schlüsselpersonenbefragung).

*Dritter Schritt:  
die Jungenstudie*

Daran schließt sich als Hauptstrang eine Befragung von Jungen und männlichen Jugendlichen an (Jungenstudie). Der Forschungsansatz nimmt also eine doppelte Perspektive ein: eine „Außenperspektive“ über die Befragung von erwachsenen Kontaktpersonen sowie eine „Innenperspektive“ über die Befragung von Jungen und männlichen Jugendlichen.

Alle drei Untersuchungen liegen als ausführliche Einzel-Expertisen vor. Die Literaturstudie und die Schlüsselpersonenbefragung lieferten wichtige Grundlagen für die Befragung der Jungen. Hier bei der Jungenstudie liegt auch der größte Ertrag des gesamten Forschungsprojektes. In dieser Veröffentlichung werden wir uns deshalb vor allem auf die Jungenstudie konzentrieren und die anderen beiden Teile eher „extrahieren“<sup>2</sup>.

Die Darstellung der Ergebnisse folgt dem Verlauf der Untersuchung. Im Kapitel 1 stellen wir zunächst unsere Forschungsperspektive vor. Anschließend werden wichtige Befunde der Literaturstudie referiert. Die Kapitel 2 „Befragung von Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen“ und 3 „Die Jungenstudie“ folgen einer gemeinsamen Gliederung, so dass sich einzelne Abschnitte jeweils aufeinander beziehen lassen. Im 4. Kapitel fassen wir die Ergebnisse der Untersuchung zusammen und setzen die beiden Hauptteile zueinander in Beziehung. Darüber hinaus entwickeln wir in diesem Kapitel mögliche Perspektiven für die pädagogische Arbeit mit Jungen.

<sup>2</sup> Die ausführlichen Forschungsberichte können bei der BZGA eingesehen werden.

## VERLAUF DER UNTERSUCHUNG

### Literaturstudie

Hauptdimensionen/Forschungsperspektiven

#### I. Interviewreihe:

Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen

64 qualitative Interviews:

Tageseinrichtungen  
Jugendhilfe/-arbeit  
Schule  
Medizin  
Beratung/Therapie  
Prävention/Sport  
Sexualpädagogik  
Sonden-Interviews  
Workshops, Seminare

Fachgespräche:

IRIS  
Pro Familia  
Rosa Telefon  
Behindertenhilfe  
Wissenschaftliche Beratung

#### Zwischenbericht

Erweiterung der Forschungsperspektive

#### II. Interviewreihe:

	Jungenstudie	
Sonden	Teilnehmende	Fallstudie
(Pretest)	Beobachtung	(Seminar)

133 qualitative Interviews mit 181 Jungen:  
Einzelinterviews    Doppelinterviews    Gruppeninterviews

Jungen fragen Jungen  
Straßeninterviews

Teilstudie ehemaliger Patienten der Kinderchirurgie

#### Abschlussbericht





1

# **FORSCHUNGSPERSPEKTIVE**

# 1.1 GRUNDANNAHMEN

Diese explorative und qualitative Untersuchung befasst sich mit einem Themenspektrum, das – typisch für eine sozialpädagogische Perspektive – in einem „Zwischenraum“ positioniert ist.

## 1.1.1 LEBENSWELTORIENTIERUNG ALS SOZIALPÄDAGOGISCHER ANSATZ

Es geht weder um rein psychologische noch um soziologische Fragestellungen, nicht ganz direkt und ausschließlich um Sexualität, Sexualpädagogik, Körper oder Geschlechtsidentität, sondern besonders um die Bereiche zwischen diesen Segmenten – und gewissermaßen um all dies zusammen. Aus der „Zusammensicht“ all dieser Aspekte ergibt sich die Lebensweltorientierung.

Im Zentrum steht dabei die Sexualaufklärung bzw. das, was für die Sexualaufklärung von Jungen besonders bzw. spezifisch relevant ist. Dabei nehmen wir aus einem pädagogisch-professionellen Blickwinkel insbesondere eine „öffentliche Perspektive“ ein und nicht etwa die private der Familien.

*„Lebensweltanschluss“  
durch Innen-  
und Außensicht*

Dieser sozialpädagogische Forschungsansatz, der sich aus dem Anspruch der „Sexualaufklärungsrelevanz“ herleiten lässt, verlangt eine „Außensicht“ und eine „Innensicht“ auf das Jungenthema sowie Aufmerksamkeit dafür, dass das Thema Sexualität offensichtlich immer wieder zu isolierender und reduzierender Betrachtungsweise verführt und damit dazu, mögliche Anschlüsse im Lebensfeld zu vernachlässigen. Die Perspektiven des „Innen“ und „Außen“ zu berücksichtigen, war im Grundverständnis der beiden Interviewreihen angelegt und wurde als Ergebnis der Literaturstudie ebenfalls festgehalten.

*Selbstwahrnehmung  
der Jungen und  
Zuschreibung  
durch Erwachsene*

Die Forderung einer Lebensweltorientierung<sup>3</sup> entspricht der Aufgabe, das Wechselspiel zwischen Selbstwahrnehmung der Jungen und Beschreibung durch die erwachsenen Schlüsselpersonen als pädagogische Fragestellung aufzugreifen. Diese Anlage führt zu einer gewissen Vielschichtigkeit und Komplexität, insofern die Äußerungen sowohl von Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen als auch der jugendlichen Befragten immer zwischen den Polen „Selbst-

<sup>3</sup> vgl. THIERSCH (1992) und THIERSCH (1986)

auskunft“ und „Expertenwissen“ oszillieren und auch solchermaßen gelesen werden können. Unsere Methode, Orientierung in diesem Wechselspiel zu finden, ist dabei weniger diejenige, von einem quasi äußeren Standpunkt aus zu entscheiden, was akzeptiert, was relativiert und was problematisiert werden muss. Bei aller Empathie für die Selbstbeschreibung von Jungen und das Verständnis für die Sichtweise der befragten Erwachsenen bleiben zunächst beide Sichtweisen bestehen: In der Differenz liegt unserer Meinung nach das eigentliche (sexual)pädagogische Problem – und seine Lösung.

Und diese Differenz lässt sich nicht generell, sondern höchstens situativ auflösen. Das bedeutet für uns, dass wir etwa die Frage des „Wahrheitsgehaltes“ bzw. der tatsächlichen Reichweite der Kompetenz in Bezug auf die Thematik des „One-Night-Stands“ nicht auflösen, sie allenfalls als sexualpädagogisches Problem beschreiben können. Das bedeutet auch, dass wir beim Thema Sexualität weitgehend auf die geäußerte Vorstellungsebene rekurren, weil sie uns wichtig für die Konstruktion und Bewältigung von Jungenrealität erscheint. So nehmen wir beispielsweise die positiv stützende Bedeutung der Clique und von Freundschaften mit den Jungen an, ohne zu wissen, wie sich diese in einer Krise verändern wird; oder wir rezipieren die geäußerte Einstellung zur Homosexualität, ohne zu wissen, wie sich die befragten Jungen in einer realen Situation verhalten werden.

*Differenz zwischen  
Erwachsenen- und  
Jungensicht*

Vor diesem Hintergrund der sozialpädagogischen Forschung binden wir uns auch in die derzeitigen Diskussionen um Jugend ein bzw. in die aktuelle Jugendforschung. Hier sind Ansätze und teilweise auch Phänomene vorgezeichnet – etwa unter den Stichworten Individualisierung, Pluralisierung der Lebenswelten, Abnahme von innerfamiliären Generationskonflikten bei gleichzeitiger Zunahme latenter Generationskonflikte –, auf die wir in unserer Studie ebenfalls stießen.

Die Jugendlichen der 70er- und 80er-Jahre konnten noch als „Lebensweltgeneration“ bezeichnet werden, die stark dem Prinzip der „Personalität“ folgten<sup>4</sup> (und die heute als Erwachsene einen großen Teil der jetzt tätigen Pädagogengeneration stellen); „Identität“ als Orientierungskategorie hatte damals – sowohl für die Person einzelner Jugendlicher als auch für die Generationsbezüge – noch einen höheren Stellenwert. Heute dagegen stehen mit einer Vielfalt von Jugendbiografien vor allem Individualisierung und die Erweiterung von

*Wandel von  
Orientierungs-  
kategorien*

4 HEINZ/HÜBNER-FUNK (1997)

Optionen im Vordergrund. Angesichts des verschärften Konkurrenzdrucks bei verschlechterten Zukunftsperspektiven ist dies zugleich verbunden mit einem erhöhten Risiko von biografischen Brüchen und mit Übergangsproblemen in Bezug auf den politisch-ökonomischen Erwachsenenstatus. Auch die Cliques- oder die „Bewegungsbindung“ ließ in den vergangenen zehn Jahren deutlich nach<sup>5</sup>. Die zersplitterte Vielfalt der Lebenslagen lässt kollektive Zuschreibungen – auch auf das eine oder andere Geschlecht – fragwürdiger werden. Die Situation der Individualisierung und Differenzierung verbietet es, Komplexität in Typisierungen aufzulösen, und erfordert eine stärkere Berücksichtigung der Einzelfälle. Aus diesem Grund wurden – auch angelehnt an die mittlerweile breite Erfahrung mit diesem Instrument der Einzelstudie in den verschiedenen Shell-Studien<sup>5a</sup> – zehn Fallstudien angefertigt. In ihnen wurden Jungen und junge Männer im Alter von 5 bis 26 Jahren im Kontext ihrer Lebenswelt dargestellt.

## 1.1.2 **SEXUALITÄT UND SEXUALAUFLÄRUNG IN EINEM GANZHEITLICHEN ENTWURF**

### *Sinnaspekte von Sexualität*

In unserem Verständnis beinhaltet Sexualität – in Anlehnung an SIELERT<sup>6</sup> – unterschiedliche „Sinn-Aspekte“, die für Jungen in je unterschiedlicher Ausprägung bedeutsam sind: Es sind dies die Aspekte

- Sinnlichkeit, Körper/Körperlichkeit und Lust, verbunden mit sinnlichen, emotional-affektiven und körperlichen Erfahrungsfeldern;
- Selbsterneuerung, Lebensenergie und Reproduktion, verbunden mit der Erfahrung, dass gelingende Sexualität befriedigt und auch über biologische Reproduktion in gewissem Sinn ein Gefühl der „Teilhabe am menschlichen Lebensstrom“ ermöglicht;
- Persönlichkeit, Selbst, Identität mit der Erfahrung der eigenen Person, von Selbstbezug und -wertschätzung und individueller Einzigartigkeit sowie
- Beziehung, insbesondere zu einer weiteren Person (Du-Aspekt),

<sup>5</sup> vgl. Jugendwerk (1997)

<sup>5a</sup> zuletzt Jugendwerk (1997)

<sup>6</sup> zuletzt SIELERT (1997)

aber auch zu anderen persönlich nahestehenden Menschen, zu entfernten Bekannten, zu eigenen sozialen Kulturen und zur gesamten sozialen Umwelt mit der Erfahrung der interaktiven Dimensionen der Sexualität (auch der sozialen und sexuellen Rollen als Erwartung sowie der Integration erlebter Rollenerfahrungen).

Alle diese Aspekte sind wiederum kulturell und geschlechtsbezogen gebrochen. Hier hat sich mittlerweile nach einer optimistischen Hochphase in den 60er- und 70er-Jahren („sexuelle Befreiung“) eher Pessimismus eingestellt: Sexualität gilt nunmehr (wieder) eher als Medium, das Individuum unter kulturellen und geschlechtsbezogenen Interessen zu beschränken<sup>7</sup>. Dabei spielt vor allem die geschlechtsbezogene Perspektive eine wichtige Rolle, die Sexualität auch als Ausdruck von Machtverhältnissen zwischen den Geschlechtern begreift. Dass beide Geschlechter ihre Sexualität in einem bestimmten Rahmen aktiv gestalten können und dass diese Gestaltung auch gelingen kann, gerät dadurch wieder aus dem Blick<sup>8</sup>, während die entsprechende Moral einen höheren Stellenwert erhält. Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern – gemeint sind dominante Männer und unterlegene Frauen – soll und darf es nicht geben, genauso wenig wie die Derivate dieser Verhältnisse: sexuelle Ausbeutung, sexuelle Gewalt, sexuellen Missbrauch usw. Damit hat sich die Moralfrage in der Moderne entscheidend verändert und wieder gewendet. Heute können gleichzeitig Entmoralisierung und die Zunahme von Moral festgestellt werden.

*Sexualität als  
Ausdruck von  
Macht und Moral*

Sexualaufklärung berührt alle diese Felder der Sexualität – Sinnaspekte, Kultur, Geschlechterverhältnisse, Moral usw. – und stellt gewissermaßen eine Schnittstelle zwischen ihnen dar. Wir verstehen Sexualaufklärung insbesondere als einen Teil von Erziehung – im Sinne kontingenter Lernprozesse des Menschen, der sowohl Pädagogik (als Versuch, diese Lernprozesse zu beeinflussen) als auch selbst organisierte Aneignung beinhaltet. Daneben wird „gesellschaftlich“ unter Sexualaufklärung vor allem Prävention und „Verhütung“ verstanden. Nach unserer Auffassung verlangt dieses präventive Verständnis von Sexualaufklärung nicht nur nach Erweiterung durch Handlungsstrategien zur Verbesserung des Gesundheitsverhaltens, sondern auch nach Erklärungen dafür, was vor dem individuellen risikanten oder gesundheitsbezogenen Handeln liegt, z.B. Milieubindung, biografische Benachteiligung, Marginalisierung, Ressour-

*Sexualaufklärung als  
Schlüsselkategorie*

<sup>7</sup> SCHWARZ (1997), S. 89

<sup>8</sup> ebd., S. 92

cenarmut. Wegen des Bezugs zu Körperlichkeit und Identität kann Sexualaufklärung als „Schlüsselkategorie“ und als strategischer Raum für Prävention im weiteren Sinn bezeichnet werden.

## 1.2 FUNKTION UND BEDEUTUNG DER LITERATURSTUDIE

Im Folgenden sollen wesentliche Ergebnisse unserer zunächst erstellten umfangreichen Literaturstudie vorgestellt werden. Die Auswahl der Ergebnisse in dieser Veröffentlichung orientiert sich an ihrer jeweiligen Relevanz für unsere empirische Untersuchung und der Möglichkeit zu referentiellen Bezügen im Rahmen eines sozialpädagogischen Forschungsansatzes. Bei der Literatur- und Forschungssuche stand allgemein die Suche nach Informationen über aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen und männlichen Jugendlichen im Vordergrund. Ziel der Studie war es, „verstreute“ und bisher unzugängliche Daten zu ermitteln und Forschungslücken festzustellen. Aus den verdichteten Ergebnissen wurden dann zentrale Begriffe herausgefiltert sowie Indikatoren zur Entwicklung eines Leitfadens für Interviews mit Schlüsselpersonen erarbeitet.

*„Sexualaufklärungsrelevante“ Kriterien für die Literaturstudie*

- Daten, Ergebnisse oder Veröffentlichungen müssen geschlechtsbezogen sein, also in irgendeiner Form eine spezifisch „männliche“ Perspektive einnehmen oder implizit Aussagen über Jungen bzw. Männer zulassen.
- Daten müssen vergleichbar sein, sie müssen eine geschlechtsbezogene Aussage beinhalten oder zulassen oder sie müssen qualifiziert sein (im Idealfall: geschlechtsbezogen qualifiziert), also z.B. eine geschlechtsbezogene Interpretation oder Deutung beinhalten.
- Rein quantitative Daten (also z.B. 2 526 Fälle einer stationär behandelten Krankheit) allein gelten noch nicht als aufklärungsrelevant (wenn es nicht möglich ist, eine Grundgesamtheit festzustellen, also z.B. „von 320 000 Jugendlichen“).

Im Gegensatz zu dieser Definition der „Sexualaufklärungsrelevanz“ ging es bei der Schlüsselpersonen- und der Jungenstudie nicht darum, die Gesundheitsprobleme im Einzelnen zu erfassen. Vielmehr sollte der Umgang mit dieser Thematik deutlich gemacht werden,

also z.B. im Zusammenhang mit Körperlichkeit oder Selbstbezügen. Die Datenlage im Schnittpunkt zwischen „Jungen/männliche Jugendliche/junge Männer“ und „Sexualaufklärung/Beratung/Prävention“ zeigte sich bei der Erstellung der Literaturstudie als dramatisch schlecht. Es fanden sich praktisch keine „Volltreffer“. Es wäre notwendig gewesen, alle allgemeinen Titel (z.B. zum Stichwort „Sexualität“) nach Randbereichen zu durchsuchen, die versprochen, thematisch Interessantes zu liefern. Dies war aus zeitlichen Gründen nicht möglich, zudem war es unwahrscheinlich, dass sich diese Mühe gelohnt hätte. Denn Stichproben ergaben, dass Untersuchungen, die nicht von vornherein geschlechtsbezogen angelegt waren, diesbezüglich auch nur wenig Ertrag bringen können. Deshalb beschränkten wir uns auf die Auswertung der „Beinahe-Treffer“. Dabei mussten weitgehend geschlechtsunspezifische Ansätze bezogen auf Jungen und Männer geschlechtsbezogen repliziert und damit gewissermaßen neu „durchdekliniert“ werden. Wenn geschlechtsbezogen differenziert wurde, dann überwiegend in Bezug auf Mädchen bzw. Frauen. Dies verweist darauf, dass im Jungen- und Männerforschungsbereich, wie auch in der entsprechenden Praxis, eklatante Lücken bestehen. Die Begründung jungenspezifischer Sexualaufklärungs- und Beratungsansätze konnte deshalb bisher nur sehr rudimentär vorgenommen werden und war auf wenige Segmente beschränkt. Die sexualpädagogische Praxis blieb oft auf Spekulationen angewiesen.

*Forschungslücken  
im gesamten  
Themenfeld*



Es ist erstaunlich, wie wenig Wissen es über Jungensexualität und Jungengesundheit gibt bzw. wie unzugänglich und verstreut einzelne Wissenssegmente sind. Wegen des inzwischen weitgehend vollzogenen geschlechtsdifferenzierenden Blickwinkels wirkt die schlechte Datenlage aus heutiger Sicht oft verblüffend oder schleierhaft. Auch das Fundament, auf dem Sexualaufklärung und -beratung bisher stattfand, wirkt recht instabil und fragwürdig. Im Verlauf der Auswertung der Datenrecherchen mussten wir feststellen, dass es an geschlechtsbezogenen Zugängen im Hinblick auf Jungen eindeutig und massiv mangelt. Deshalb wird der empirische Teil der Studie in erster Linie explorativen Charakter haben, um dieses Gebiet erst einmal zu erschließen.

*Fehlende  
geschlechtsspezifische  
Zugänge in Bezug  
auf Jungen*

In den Ergebnissen der Literaturstudie spiegelt sich die Trennung zwischen Sexualwissenschaft und Pädagogik bzw. Sozialwissenschaft wider. Gerade die Sexualaufklärung wäre eine interessante „Schnittstelle“ zwischen diesen Bereichen. Offenbar hat beides (zu) wenig miteinander zu tun. So fanden sich in den Datenbanken SOLIS und FORIS zum Schlagwort „Sexualaufklärung“ 79 Titel, zum Schlagwort „Junge“ keine Veröffentlichung.

## 1.2.1 „BLINDE FLECKEN“ UND BEWÄHRTE INTERPRETATIONSMUSTER

In der Literaturstudie konnten mehrfach „Ausblendungen“ festgestellt werden. Überraschend ist hierbei, dass Sexuaufklärung und Prävention bislang nur wenig geschlechtsbezogen thematisiert wurden, obwohl Sexualität doch unbedingt mit Geschlechterthemen zusammenhängt. Die Bedeutung der Geschlechtsdifferenzierung wurde lange Zeit nicht wahrgenommen. Sie ist inzwischen jedoch zumindest ansatzweise etabliert, wenn auch nicht auf Jungen bezogen. Für unsere Untersuchung bedeutet dies, zunächst ausschließlich die jungenbezogene Sichtweise einzunehmen.

*„Ausblendungen“  
beziehen sich auf das  
Alter der Zielgruppe,  
Generationenkonflikte,  
innergeschlechtliche  
Differenzierungen  
und soziale  
Marginalisierungen.*

Sexuaufklärung beginnt nach diesem Verständnis oft erst (und vor allem genitalbezogen reduziert) mit der Pubertät; auch innerhalb der Pubertät werden Altersunterschiede (etwa nach Adoleszenzphasen) kaum angesprochen. Das heißt für unsere Studie, dass wir die Altersdifferenzierung durchgängig einfließen lassen.

Das Generationsthema wird in Zusammenhang mit Sexuaufklärung weitgehend unterschlagen. Thematisiert werden ausschließlich die Kinder bzw. Jugendlichen. Dass Sexuaufklärung, Gesundheitsförderung oder Beratung als Erziehung etwas mit Interaktion zwischen Generationen zu tun hat und dass auch die Erwachsenen als Problemträger daran beteiligt sind, wurde bislang nicht berücksichtigt. Das bedeutet für uns, auf die Thematisierung von Generationsverhältnissen ein besonderes Augenmerk zu richten.

Ausgeblendet sind – sofern überhaupt geschlechtsbezogen differenziert wird – die innergeschlechtlichen Differenzierungen. Eine empirisch feststellbare Vielfalt des Jungeseins wird in unterschiedlicher Hinsicht, z.B. durch typisierende Reduktion, unterschlagen. Als ausschließliche Jungenstudie greifen wir die Chance auf, besonders auf diese „Vielfalt“ innerhalb der Gruppe von Jungen und männlichen Jugendlichen zu achten. Weit vor dem individuellen Gesundheitsverhalten finden sich kulturelle und schichtbezogene Ausgrenzungen. Ein weiterer Bereich der thematischen Ausblendung kann im Hinblick auf soziale Marginalisierung festgestellt werden: „Die“ Jugendlichen bzw. „die“ Jungen werden in der Regel als einheitliche Risikogruppe betrachtet. Es wird völlig versäumt, den Einzelfall als jeweilige Abweichung vom Durchschnittlichen in den Blick zu nehmen.



## 1.2.2 MÄNNLICHKEITSMYTHEN VERSUS MANNSEIN

Die Ergebnisse der Literaturstudie zeigen, dass auch in den Bereichen von Gesundheit, Körperlichkeit und Sexualität eine grundsätzliche Unterscheidung notwendig wird: zwischen dem „gelebten“ Jungesein/Mannsein und dem kulturellen Stereotyp „Männlichkeit“. Unter Jungesein bzw. Mannsein werden die subjektiven und handlungsbezogenen Seiten gefasst: männliche Praxis, Handeln, das Selbstbild von Männern als Menschen und Personen; die gelebte Ausgestaltung der sozialen männlichen Geschlechtlichkeit („gender“), der männliche Alltag und das Selbstgefühl zu sich als Mann (bezogen auf den Mann, also die individuelle, innere und selbstbezogene Dimension). Männlichkeit dagegen meint die kulturell gewonnenen und traditionell überlieferten ideologischen Ausprägungen, wie sie etwa in kulturellen Produktionen (Märchen, Mythen, Sagen, Literatur, Musik), in verdichteten Figuren (kategoriale Rollen wie „der König“, „der Held“, „der Magier“, „der Heiler“) oder in kommerziellen Medien (Filme, Werbung) vermittelt werden, und wie sie vor allem aber in gesellschaftlichen („patriarchalen“) Strukturen nach wie vor verfestigt sind. Dazu gehören „geschlechtsspezifische“ männliche Eigenschaften wie Unabhängigkeit, Aktivität, Konkurrenz, Entscheidungskraft, Durchhaltevermögen, Überlegenheit, Belastbarkeit<sup>9</sup>. Unter „Männlichkeit“ verstehen wir also vor allem Ideologie: herrschende Ideale, Normen und Zuschreibungen sowie Bilder und verdichtete Mythen über „die“ Männer.

Bereits in den 70er-Jahren wurde diese Trennung von Mannsein und „Männlichkeit“ auch in den Selbstbildern von Jungen und Männern empirisch nachgewiesen<sup>9a</sup>. Im Zuge verschärfter Modernisierungsprozesse ist anzunehmen, dass diese Trennung seither weiterging und sich noch weiter aufspaltet. Infolge von Modernisierungs- und Individualisierungsprozessen wird – so unsere Annahme – diese Trennung heute leichter zu erkennen und zu reflektieren sein, hinsichtlich dessen, was bei den Jungen untersucht werden soll.

*Die Trennung von  
Männlichkeit  
und Mannsein*



<sup>9</sup> vgl. SIEVERDING (1992), S. 41

<sup>9a</sup> vgl. LAUFF (1971), GUTTENTAG (1976)

Auch in den Einstellungen der Jungen zur Sexualität und in ihrem Umgang damit zeichnet sich eine solche Spaltung ab: Jungen erleben Sexualität heute weniger entlang traditioneller, „triebfixierter“ Vorstellungen<sup>10</sup>. Die Tendenz geht eher in Richtung Zärtlichkeit, Beziehung und Romantisierung. Modernisierung zeigt sich hier in der Öffnung von Spielräumen – dies sowohl in der Gruppe der Jungen insgesamt (Vielfalt des Jungeseins) als auch in Bezug auf einzelne Jungen (Durchleben unterschiedlichster Phasen, nicht festgelegt sein auf einmal eingenommene Haltungen, breitere Handlungspalette). Neben der Vielfalt des Jungeseins gilt unser Interesse deshalb auch dem Offenhalten von Optionen. Die „Spaltung“ zwischen Jungesein/Mannsein und Männlichkeit ist aus unserer Perspektive positiv besetzt als ein Effekt sozialer Freisetzung<sup>11</sup>.

Die Hypothese lautet: Es gibt verstärkt Chancen, das Jungesein jenseits von Männlichkeitsideologie zu verorten und zu leben, und dieses Handeln müsste auch auffindbar sein. Neben der Untersuchung der „Vielfalt“ mit ihren Bandbreiten soll es aus dieser Annahme heraus auch um eine gezielte Perspektive auf das „andere“, das „gelingende“ Jungenverhalten gehen. Denn pauschale stereotype Vorstellungen von Jungen und Männern bzw. über diese wirken letztlich – als sich selbst erfüllende Prophezeiungen – stabilisierend auf rigide Männlichkeitsnormen. So kommt es auch in der recherchierten Literatur immer wieder dazu, dass das Negative traditioneller Männlichkeitsbilder perspektivisch antizipiert und damit festgeschrieben wird.

Die Stabilität traditioneller Männlichkeitsideologien resultiert auch aus der ständigen Wiederholung unhinterfragter Stereotypen. Dies gilt selbst dann, wenn diese in kritischer Absicht zitiert werden, weil solche stereotypen Vorstellungen allein durch ihre Wiederholung als Wahrnehmungsraster bestätigt werden und darüber hinaus der Blick lediglich dafür geschärft und darauf gerichtet wird, wie Jungen und Männer traditionell-ideologisch „sind“. Durchgängig fanden wir in der erfassten Literatur eine unreflektierte bzw. unkritische „Erwachsenenperspektive“ vor. Jungen bzw. Männern und ihrer Handlungslogik, der Funktionalität ihres Verhaltens, ihren situativen Bewältigungskompetenzen und individuellen Erklärungsmustern

<sup>10</sup> SCHMIDT (1993b), S. 2

<sup>11</sup> Umgekehrt wirft das die Frage auf, inwiefern die „Weiterexistenz“ traditioneller Männlichkeit durch verhinderte Freisetzung, Marginalisierung und Ressourcenarmut bedingt ist, d.h. inwiefern das Geschlechterthema notwendigerweise auch die Thematisierung sozialer Ungleichheit erfordert.

wird nur ganz selten eine eigene Stimme eingeräumt. In unserer Untersuchung soll deshalb neben der Außensicht der Erwachsenen ein besonderes Gewicht den Äußerungen und der Selbstthematisierung von Jungen gegeben werden.

Welche Bedeutung Homosexualität für das Jungesein hat, bleibt nach der Auswertung der Literatur offen. Zwar wird deutlich, dass Männlichkeit im ideologischen Sinn Homosexualität eher ausschließt bzw. nicht mit Homosexualität in Übereinstimmung zu bringen ist. Gleichwohl wird Jungen und männlichen Jugendlichen immer wieder ein besonderes Verhältnis zur Homosexualität zugeschrieben, das bis hin zur kollektiven Pathologisierung als „homophob“ geht. Der Bedeutung von Homosexualität für Jungen soll deshalb in unserer Jungenstudie ebenfalls nachgegangen werden, ohne (wegen der Gefahr der Stigmatisierung) Homosexualität gleich zu einem besonderen Problem zu stilisieren.

### 1.2.3 PRIMÄRTHEMEN ZUR MÄNNLICHEN SEXUALITÄT

Ein wichtiges Ergebnis der Literaturstudie war, dass sich die Thematisierung von Jungen- oder Männersexualität bzw. -gesundheit in den vergangenen 20 bis 30 Jahren stark auf zwei Problemkreise konzentrierte: zum einen auf durch Sexualität übertragbare Krankheiten, insbesondere Aids, zum anderen auf gewaltförmiges Handeln von Jungen und Männern. Eine große Menge der in unserer Recherche aufgefundenen Literatur befasst sich mit diesen Bereichen. Dazu kommen – mehr im sexualmedizinischen Sektor – die Themen Infertilität und Potenzstörungen. Was sich durch die Erfassung der eher wissenschaftlichen Literatur belegen lässt, findet seine Entsprechung sicher auch in populären Veröffentlichungen oder in den Medien: Wenn männliche Sexualität zum Thema wird, dann immer als problematische Sexualität. Wir greifen dieses Ergebnis auf, weil wir – wie bereits erwähnt – auch die gelingenden Aspekte im sexualaufklärungsrelevanten Verhalten bei Jungen in den Blick bekommen möchten. Insgesamt bedeutet dies für unsere Untersuchung, die Dimension des Jungeseins verstärkt in den Vordergrund zu stellen und dabei den Einfluss von „Männlichkeit“ nicht auszuschließen.

Darüber hinaus kann angenommen werden, dass „nicht die Bedrohung durch HIV/Aids (...) das Movens der Veränderung der Ju-

*Modethemen  
oder: männliche  
Sexualität ist immer  
problematisch*

gendsexualität (ist), sondern die Geschlechterfrage“, dass Jungen also eher vom „Zeitgeist der Geschlechterverhältnisse“ geprägt sind<sup>12</sup>. Deshalb wollen wir in unserer Untersuchung das Interesse eher auf Fragen in diesem Zusammenhang (Geschlechtsperspektive) richten, ohne die (gängigen) Problemthemen Aids und (sexuelle) Gewalt besonders akzentuiert zu thematisieren, natürlich ohne diese Themen zu unterschlagen.

## 1.2.4 REDUKTIONSFORMEN SEXUELLER VIELFALT

In der Auswertung der Veröffentlichungen zum Thema „Jungen- bzw. Männersexualität“ ist zunächst eine typische „Reduktion“ besonders auffällig: Meist geht es in der Thematisierung von Sexualität um den eher „harten“, sozialwissenschaftlich leicht erfassbaren Bereich. Im Vordergrund des Interesses steht dabei das „Sexualverhalten“, das aus einer Außenperspektive wahrgenommen wird. Die Reduktion ist auch eine quantitativ erfassbare: Häufig scheint das Sammeln von Daten das Interesse zu bestimmen. Vermutlich hängt diese Reduktion mit den Vermittlungs- und Kontrollabsichten von Erwachsenen und ihren Institutionen zusammen. Wenig berücksichtigt ist dagegen der „weiche“ Bereich, der die soziale Bedeutung von Sexualität, emotionale und Beziehungsaspekte ebenfalls berücksichtigt und aus einem eher „inneren“ Blickwinkel heraus die verschiedenen Facetten der Sexualität integriert.

*Die Bandbreite sexueller Lust spielt in der Wissenschaft kaum eine Rolle.*

In den erfassten Veröffentlichungen finden sich darüber hinaus Hinweise auf eine („männliche“) Reduktion der Definition von Sexualität, in der sich Jungen und Forscher einig zu sein scheinen: Sexualität beginnt im Verständnis der meisten Jugendlichen übereinstimmend „nicht erst beim Geschlechtsverkehr, sondern bereits bei den verschiedenen Formen des Pettings. Leidenschaftliches Küssen wird in der Regel noch nicht oder nur am Rande als zur Sexualität gehörig begriffen.“<sup>13</sup> Diese Definition ist einerseits zwar positiv (weil nicht geschlechtsverkehrszentriert), auf der anderen Seite schließt sie ihrerseits Formen positiver und lustvoller Körperlichkeit (Schmusen) aus der sexuellen Bandbreite aus und repräsentiert eine Norm, die Jungen möglicherweise unter Leistungsdruck bringt: Körperlichkeit wird

<sup>12</sup> SCHMIDT u.a. (1992), S. 217

<sup>13</sup> BAHNE/FEDDER (o.J.), S. 17

erst durch Petting richtig interessant. Die Thematisierung von Lust wirkt schnell „kurios“, so z.B. die Überschrift „Neues vom Orgasmus – Kennen Sie alle 14 Varianten?“<sup>14</sup>. Auch die Forschungsveröffentlichungen in Publikumsmedien tragen zur Reduktion bei, indem zunächst „harte“ Fakten abgefragt werden (erster Kuss, erstes Petting, erster Geschlechtsverkehr) und dann die entsprechenden Zahlen präsentiert werden. Damit wird Sexualität ebenfalls reduziert, weil der „weiche“ Bereich (etwa soziale Situationen, Gefühle, Mythen, Ängste, Bindung, Scham usw.) kaum eine Rolle spielt.

Dies betrifft auch die altersbezogene Reduktion auf Jugendlichen- und Erwachsenensexualität. Die Negierung, das Verleugnen oder „Verheimlichen“ der vorpubertären Sexualität spiegelt sich auch in den recherchierten Veröffentlichungen wider: Es finden sich kaum Untersuchungen zu diesem Bereich. Die Negierung kindlicher Sexualität scheint aber auch zur Strategie von Eltern zu gehören<sup>15</sup>; die Sexualität von kleinen Jungen wird einfach „übersehen“<sup>16</sup>.

*„Blinde Flecken“  
in der Forschung*

Dieser „blinde Fleck“ bezieht sich auch auf diejenigen Formen körperlicher bzw. sexueller Beziehungen zwischen Gleichaltrigen, die im Vorfeld genitaler Sexualität anzusiedeln sind. „Die Vorstufen sexueller Beziehungen zwischen Jugendlichen sind kaum erforscht, doch umso mehr von Fantasien und Vorurteilen ängstlicher Eltern und Moralhüter besetzt.“<sup>17</sup> Dieser Verleugnung entspricht die latente Abwertung sexueller Erlebnisse, die nicht mit koitalen Sexualformen verbunden sind: In einem Fachbuch über männliche Sexualität findet sich unter der Überschrift „Das erste Intimerlebnis“ die folgende Reduktion: „Die ersten **richtigen** sexuellen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht im Sinne des **ersten richtig vollzogenen Geschlechtsverkehrs**...“<sup>18</sup> Obwohl einige Jungen bereits im Kindergarten „sexuell auffällig“ sind<sup>19</sup>, obwohl in der Schule Jungen immer wieder als „übergreifig“ bezeichnet werden<sup>20</sup>, sind ihre Sexualität und ihre Probleme mit dem Jungesein – abgesehen von den Fällen sexueller Gewalt an Jungen – scheinbar völlig ausgeblendet.

*„Richtige“  
Sexualität beginnt  
mit dem ersten Koitus.*

14 OTTO (1988)

15 vgl. NEUBAUER (1993)

16 AMENDT (1993), S. 157

17 PAGENSTECHER/HARTMANN (1985), S. 48

18 PORST (1993), S. 30

19 KERBER (1991)

20 ENDERS-DRAGÄSSER/FUCHS (1989)

Nach wie vor wird von einer „Latenzperiode“ gesprochen, in der die sexuellen Aktivitäten der Kinder in den Hintergrund treten<sup>21</sup>. Letztlich werden damit auch wichtige Signale der Jungen über ihre Befindlichkeit schlichtweg übergangen, ein möglicher Zuwendungs-, Anerkennungs-, Informations- und Präventionsbedarf wird unterschlagen. Diese „Ausblendung“ fördert den Effekt, dass sozial unauffällige männliche Jugendliche oder Männer scheinbar plötzlich, unvorhersehbar und völlig unerwartet sexuell übergriffig und gewalttätig werden und dass diese Gewalt deshalb in ihrer fast magischen (weil unbeherrschbaren) Bedrohung eine enorme Wirkung entfalten kann. Diese Überlegungen zeigen, wie wichtig die Differenzierung nach dem Lebensalter ist, auch wenn eine gezielte Untersuchung kleinerer Jungen im Rahmen unseres Forschungsprojekts nicht vorgesehen war.

*„Selbstthematization“* Das gerade beschriebene Verständnis von Sexualität führt wohl auch *kontra „Input-Output-Vermittlung“* zur Reduktion der Themenbreite von Sexuaufklärung. Denn in der Sexuaufklärung dominiert ebenfalls der „harte“ Bereich mit dem Ziel einer „präventiven“ Vermittlung solcher Informationen, die zur direkten Risikenvermeidung beitragen. Die Vermittlung orientiert sich an der Frage, wie die „Verhaltenslücken“ zwischen Wissen und Verhalten minimiert werden können. Dabei wird oft einer eindimensionalen „Input-Output-Vorstellung“ gefolgt (Prävention wird investiert, richtiges Verhalten setzt sich durch); der „Withinput“, also die selbst organisierten Aneignungs- und Bewältigungsformen sowie die eigenständigen Bedeutungszusammenhänge für Jungen werden vernachlässigt. Zum Verständnis der Jungen ist es aber notwendig, zunächst ihrer Logik zu folgen. Aus diesem Grund werden der Ansatz der „Selbstthematization“ und die besondere Beachtung der Aneignungs- und Bewältigungsformen der Jungen einen besonderen Stellenwert erhalten.

Wegen der erwachsenenzentrierten Sichtweise in der Sexuaufklärung ist es überdies wichtig, gezielt die Generationenverhältnisse aufzugreifen. Denn viele (professionelle) Erwachsene finden ihre berufliche Legitimation und ihr „Einfallstor“ für sexualpädagogische Intervention dort, wo Jungen Defizite aufweisen. Diese Erwachsenen gehen etwa davon aus, dass die Lücke zwischen „Wissen“ und „Verhalten“ ein durchgängiges Problem von Jungen darstellt. Diese Lücken erschließen die Lebenslage „Jungesein“ aber nur zu einem kleinen Teil. Das heißt für die Jungenstudie, den „weichen“ Bereich stärker in den Blick zu bekommen, Selbstthematization der Jungen zu ermöglichen und eine eher „integrierte Perspektive“ einzunehmen.

21 PORST (1993), S. 30

## 1.2.5 ZUR KÖRPERLICHKEIT VON JUNGEN

Durchgängig lässt sich in der Auswertung der zahlreichen Veröffentlichungen feststellen, dass der Körperlichkeit eine „an sich“ hohe Bedeutung beigemessen wird. Allerdings folgt hier eine überwiegend negative Bewertung, die sich etwa in den Begriffen und Zuschreibungen „Funktionalisierung“, „Entfremdung“, „mangelhafter Bezug zum Körper selbst“ ausdrückt. Vereinfacht lässt sich diese Abwertung der Körperlichkeit von Jungen (bzw. Männern) auf die Formel bringen: Im Geschlechtervergleich machen es die Mädchen und Frauen besser, im Generationsvergleich die Erwachsenen. Diese Bewertung wird aber meist nur latent angesprochen und diffus vermittelt. Diese negativ bestimmte Gesamteinschätzung rührt wiederum aus der dominierenden Problemperspektive in Untersuchungen, wobei von problematischen Randbereichen auf den Durchschnitt und die ganze Breite des Jungeseins geschlossen wird. Wir haben auch hier davon auszugehen, dass Jungen über Körperbezüge verfügen, ohne ihr Verhältnis zum Körper primär unter dem Blickwinkel des Problematischen oder im Vergleich zu Mädchen und Erwachsenen zu fassen. Vielmehr soll auch nach dem Gelingenden gefragt werden und danach, welche Qualität diese Körperbezüge haben.

*Positive Körperbezüge werden Jungen abgesprochen.*

1

## 1.2.6 JUGENDKULTURELLE ASPEKTE

Hinsichtlich jugendkultureller Fragestellungen dominieren in den Veröffentlichungen vor allem solche über Gleichaltrigengruppen (Cliques) und über Medien. Beide Bereiche werden in der Tendenz unter dem Gesichtspunkt von Gefährdung und Risiko betrachtet und thematisiert. Medienaufklärung und Gleichaltrigenaufklärung werden – in typischer Erwachsenenperspektive – latent oder offen abgewertet und „eigentlich“ für überflüssig erklärt.

In Bezug auf sexualaufklärungsrelevante Themenstellungen spielen die Medien angeblich eine starke Rolle. Demnach werden sie von Jungen als negative Bewältigungsform frequentiert oder sie gelten als Vehikel des Geschlechterkampfes. Im Unterschied zu dieser (abwertenden) Erwachsenenperspektive geht es uns um die Frage, wie Jungen ihr Verhältnis zu Medien in diesem Zusammenhang selber sehen. Speziell im Fall von pornografischen Medien sind dabei – jenseits von fachlicher Kritik oder moralischer Abwertung – Fragestellungen inter-

*Fragestellung zur Mediennutzung von Jugendlichen*



essant, ob Jugendliche Pornografie als Generationenabgrenzung verwenden oder wie sie mit ihren eigenen Ambivalenzen umgehen (z.B. Pornografie-Konsum bei gleichzeitiger eigener moralischer Abwertung).

*Clique als  
Stigmatisierungs-  
tableau*

In den Veröffentlichungen zu Gleichaltrigenkulturen überwiegen ebenfalls die negativen Effekte wie Normalitätsdruck, Gewalt oder Externalisierung. Es scheint so, als wachse mit der Bedeutung von Cliques das Gefährdungspotential für den Einzelnen. Heute kann angenommen werden, dass den stabilen Cliques im eher klassischen Sinne besonders Migranten- und Unterschichtsjungen zugehörig sind („klassisch“ meint: Cliquenzugehörigkeit als Phase in der Hochpubertät und als sehr stabile Gesellungsform mit hoher individueller und identitätsstiftender Bedeutung). Trifft diese Annahme zu, dann steckt in der Abwertung von Cliques und „Cliquenjungen“ auch eine latente und gleichsam moderne Abwertung dieser sozialen Gruppen.

Mit der Problematisierung und dem Hervorheben der Gefährdungsaspekte gehen die Beziehungs- und Bewältigungsaspekte der Cliques verloren, und zwar sowohl bei den marginalisierten als auch bei den „Mittelfeld“-Jungen mit ihren eher loseren Cliqueformen. Der Aspekt der Gleichaltrigenkulturen ist in dieser Untersuchung dementsprechend auch eine Frage nach der Sichtweise der Jungen und nach einer nach wie vor positiven Qualität der Lebensform Gleichaltrigengruppe/Clique.

## **1.2.7 KOMMUNIKATIVE KOMPETENZ UND BERATUNGSANGEBOTE**

*Gründe für ein  
übergreifendes  
Kommunikations-  
modell*

Wie nie zuvor wird heute die Notwendigkeit kommunikativer Kompetenzen hervorgehoben, weil aufgrund von Modernisierungseffekten ein höherer Bedarf an Vermittlung und Aushandeln festgestellt wird. In den erfassten Veröffentlichungen wird Jungen und Männern diese Kommunikationsfähigkeit fast schon abgesprochen oder zumindest als eines der Grundprobleme von Jungen und Männern allgemein bezeichnet. Als Ausgangspunkt solcher Analysen – etwa in Bezug auf Jungen und Männer in Partnerschaften oder als Klienten – wird ein veraltetes Kommunikationsmodell erkennbar, das komplexe Kommunikationsverläufe mittels Problemzuschreibung auf nur eine Seite der Beteiligten reduziert; Rückkopplungsprozesse, kommunikative Interdependenzen oder die Funktionalität



von Kommunikation wird dabei nicht berücksichtigt. Diese verengte Perspektive soll in den empirischen Studien wieder geöffnet werden. Ohne die Möglichkeit gestörter Kommunikation auszublenden, wird Kommunikation von Jungen genauer betrachtet, ohne vorab einen Maßstab anzulegen oder pauschal zu bewerten, auch ohne von vornherein hinter der Jungenkommunikation vor allem traditionelle Männlichkeit („ein Mann, ein Wort“) zu vermuten.

Vorhandene Beratungsangebote scheinen nur für einen eher kleinen Teil der Jungen und Männer zu „passen“. In den Veröffentlichungen dazu wird vermutet, dass dies mit Männlichkeitsvorstellungen, Normalitätsdruck, unterentwickelter Selbstsensibilität zusammenhängt. Ein spezifisches, jungen- oder männerbezogenes Beratungsverständnis wurde trotz solcher Feststellungen bislang kaum entwickelt. Die Aussagen in den Veröffentlichungen bewegen sich eher auf einem vorwurfsvollen Niveau. Auf der anderen Seite waren für Männer bisher auch weniger Prävention und weniger Beratungsmöglichkeiten vorgesehen: Im medizinischen Bereich gibt es für Männer etwa weniger Vorsorgeuntersuchungen als bei Frauen; die zeitliche Organisation kollidiert mit der Vollerwerbs-Berufstätigkeit. Nach der Auswertung der vorhandenen Literatur muss insbesondere festgestellt werden, dass es besonders an altersadäquaten Angeboten für die jugendlichen Altersgruppen fehlt.

*Qualitative und  
quantitative Defizite  
in der Beratung  
von Jungen*

## **1.2.8** **SOZIALMEDIZINISCHE ASPEKTE DER JUNGENSPEZIFISCHEN SEXUALAUFLÄRUNG**

Bei der Erfassung und Auswertung der Veröffentlichungen zu aufklärungsrelevanten Gesundheitsproblemen und Sexualstörungen ist im Verlauf der Untersuchung die Vielfalt möglicher Störungen und Erkrankungen besonders ins Blickfeld gekommen<sup>22</sup>. Es ist auffällig, wie wenig über Störungen und Erkrankungen in diesem Bereich bekannt ist. Selbst in Fachbüchern finden sich unvollständige Aufstellungen oder Erklärungen. Die Mehrzahl der Veröffentlichungen im medizinischen Bereich konzentriert sich auf die erektile Impotenz und den vorzeitigen Samenerguss. Auf die anderen Störungen, vor allem auf solche im „rein“ medizinischen Bereich, wird sehr selten eingegangen, ein Zusammenhang mit jungenspezifischer Aufklärung wurde in keiner dieser Veröffentlichungen hergestellt.

<sup>22</sup> WINTER (1996), in: BZGA (Hrsg.): FORUM Sexaufklärung, 2/3

*Medizinische Probleme,  
„jungenspezifische“  
Erkrankungen*

Besonders bemerkenswert erscheint, daß einige der möglichen Erkrankungen des Urogenitalbereichs – auch wenn sie statistisch relativ selten vorkommen – eine sofortige operative oder stationäre Behandlung notwendig machen, um Folgeschäden zu beschränken (dies betrifft vor allem Penis- und Hodenerkrankungen). Auf der anderen Seite sind viele der möglichen Erkrankungen weder Gegenstand von Sexuaufklärung, noch können sie als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Dazu kommen „Schwellenprobleme“, die den Zugang zu Beratung oder ärztlicher Behandlung beschränken. Es ist folglich sehr überlegenswert, ob und wie diese möglichen Erkrankungen Teil der Sexuaufklärung sein können (ohne Panik zu verbreiten oder diffuse Sexualängste zu schüren) bzw. wie vermittelt werden kann, dass es notwendig ist, bei Veränderungen im Urogenitalbereich sofort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen bzw. den Notdienst aufzusuchen, und wie gleichzeitig bestehende Schwellen gesenkt werden können.

*Bedeutung von  
Erkrankungen für die  
Sexuaufklärung*

Das Wissen über Vielzahl und Bedeutung möglicher Erkrankungen müsste viel stärker bei den Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen in diesem Bereich verankert werden. An einigen Stellen wurde in der Jungenbefragung dieses Ergebnis aufgegriffen, etwa wenn wir Jungen fragen, an wen sie sich mit „peinlichen Erkrankungen im Genitalbereich“ wenden würden. Insgesamt wurde aber deutlich, dass der sozialmedizinische Aspekt an dieser Stelle nicht erschöpfend behandelt werden kann (insbesondere in den Konsequenzen für die Ausbildung von Medizinern, vor allem von Urologen und Kinderärzten).

## **1.3 ENTWICKLUNG EINES GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN SEXUALPÄDAGOGISCHEN KONZEPTE**

*Analyse der  
Forschungslage*

Die Auswertung der erfassten Veröffentlichungen belegt, dass das, was erforscht wird, also die Themen und Inhalte, die von der Forschung aufgegriffen werden, die jeweiligen Interessenlagen widerspiegeln: Das sind vor allem gesellschaftliche und politische Interessen (gemäß dem Motto: „was interessiert, wird finanziert“), das sind auf der anderen Seite persönliche Interessen der Wissenschaftler/-innen, sofern sie sich mit öffentlichen Interessen decken und deshalb finanziert werden. In der letzten Zeit scheinen Aids und sexuelle Gewalt im Mittelpunkt des Interesses gestanden zu haben, wie die Masse von Veröffentlichungen zeigt.

Die Auswertung einer großen Zahl von Veröffentlichungen macht aber gleichzeitig Forschungslücken und „blinde Flecken“ sichtbar. Diese liegen für unsere Fragestellungen in der geschlechtsspezifischen Forschung allgemein und besonders in fehlenden jungen- bzw. männerspezifischen Ansätzen. Stellenweise ist es unbegreiflich und ärgerlich, dass die relativ klare und einfache Geschlechtsdifferenzierung nicht vorgenommen wird. Die wenigen geschlechtsspezifischen Untersuchungen sind zwar erfreulich, meistens basieren sie jedoch nicht auf einem jungen- oder männertheoretischen Hintergrund. Die „fundamentale Asymmetrie des sozialen Geschlechts“<sup>23</sup> wird in der Regel nicht berücksichtigt und führt letztlich zu einer Dequalifizierung entsprechender Forschungsbemühungen. Die Forschungslage ist also im Allgemeinen als sehr schlecht zu beurteilen.

### 1.3.1 ANALYSE STRUKTURELLER DEFIZITE DER BISHERIGEN FORSCHUNG

Grundsätzlich scheinen momentan im Forschungsbereich starke Defizite aus der Verstreutheit von Daten, ihrer Unerreichbarkeit sowie der Inhomogenität der Untersuchungen (vor allem im sozialwissenschaftlichen und -psychologischen Bereich) zu entstehen. Deshalb wären unabhängig von der Beantwortung von Einzelfragen „Metaanalysen“ bzw. Metastudien dringend notwendig, die die vorhandenen Untersuchungen – vor allem auch unter Einbeziehung der sehr vielfältigen Studien aus dem englischsprachigen Raum – in vergleichende Zusammenhänge setzen (wie es in unserer Expertise nur ansatzweise geschehen konnte).

*Koordinations- und Bündelungsprobleme*

Ein Problem der Sexualforschung ist, dass das Bundesgesundheitsamt und die betreffenden Ministerien umstrukturiert wurden. Eine Folge davon ist, dass bereits begonnene Studien (wie z.B. eine Studie über die Gesundheitssituation Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland, die für unsere Zusammenhänge besonders interessant wäre) nicht weiter ausgewertet werden können. Auch fehlt es an internen Informationsstrukturen, die den neuen Bedingungen gerecht werden. Unterschiedliche Abteilungen sind nicht mehr informiert darüber, woran und wie die jeweils anderen arbeiten. Es fehlt sowohl an Überblick als auch an Zielvorstellungen und Koordination.

23 LANGE/KNOPF/GAENSLEN-JORDAN (1993), S. 197

Unsere (leidvolle) Erfahrung war, dass vorhandene Daten oft mühsam gesammelt werden müssen. Es gibt beispielsweise keine ordentlich geführte, öffentlich erreichbare und allgemeine Datenbank zu Gesundheitsproblemen, Fragen der Gesundheitsförderung, Sexualität und Sexualaufklärung usw. SOLIS und FORIS sind diesbezüglich schlecht gepflegt, geschlechtsbezogene Perspektiven werden ohnehin kaum eingenommen. Dringend notwendig ist eine mittel- und längerfristige Koordination und Bündelung der unterschiedlichen Anstrengungen verschiedener Institutionen – gewissermaßen eine konzertierte Aktion –, die ja vereinzelt durchaus registrierbar sind (z.B. BZgA, Ministerien, öffentliche und private Forschungseinrichtungen, Krankenkassen usw.).

## 1.3.2 INHALTLICHE FORSCHUNGSDEFIZITE

Weil Forschung sowohl gesellschaftliche wie auch persönliche Interessen widerspiegelt, und weil Forschung in unserem Wissenschaftssystem nach wie vor häufiger von Männern als von Frauen zu verantworten ist, kann angenommen werden, dass die blinden Flecke zumindest zum Teil auch aus einem rudimentären geschlechtsbezogenen Selbstverständnis der forschenden Männer und der Männer in Politik, Verwaltung, Forschung und Öffentlichkeit herrühren. Die Notwendigkeit einer geschlechtsbezogenen Reflexion, Offenlegung und Revision von Männlichkeitsideologien und -konzepten scheint aus diesen Gründen häufig unterschlagen und verdrängt zu werden. Allerdings ist die geschlechtsbezogene Männer- und Jungenforschung in den USA wesentlich profilierter und weiter entwickelt als im deutschsprachigen Raum. Im Vergleich zu den USA hinkt die deutschsprachige Forschung um Jahrzehnte hinterher (zumindest was die Menge der Untersuchungen und Veröffentlichungen angeht; die Qualität der Forschung ist auch in den USA gelegentlich eher dürftig). Hier handelt es sich insgesamt um ein gravierendes und eindeutiges Forschungsdefizit in der Bundesrepublik Deutschland als wichtige europäische „Sozialforschungsnation“. Darauf verweist auch die insgesamt geringe Zahl deutschsprachiger Veröffentlichungen bei der Recherche in den Datenbanken.

*Unzulänglichkeiten  
wissenschaftlicher  
Fragestellungen  
und Standards*

Ein offen behandeltes gesellschaftliches Interesse liegt sichtlich in den Risiken der Sexualität sowie in Wünschen nach Kontrolle jugendlicher Sexualität: „Ein Großteil der Untersuchungen zur Sexualität bezieht sich auf intime heterosexuelle Beziehungen. Das bevor-

zugte Untersuchungsinteresse hieran ist verständlich, da Geschlechtsverkehr zwischen Jugendlichen (...) weitgehend als Risikoverhalten gesehen (wird), das unerwünschte Konsequenzen haben kann und durch aufklärerische Maßnahmen (...) in kontrollierbare Bahnen gelenkt werden soll.“<sup>24</sup>

Forschung definiert aber auch Standards, Problemstellungen und die „Wichtigkeit“ von Fragestellungen oder Problemlagen. Die Rückwirkung derartiger Forschung auf Jungen bzw. männliche Jugendliche darf nicht unterschätzt werden. Forschung trägt – verschärft durch die selektive und oft reißerische Darstellung der Ergebnisse in den Medien – dazu bei, Leistungsstandards zu setzen, Leistungsdruck zu produzieren und Stereotype zu bilden. Die intendierten Ergebnisse solcher Forschung sind eigentlich für das öffentliche Interesse peripher: Ist es nicht belanglos, ob der erste Geschlechtsverkehr durchschnittlich mit 15,7 oder 16,2 Jahren stattfindet? Eine Erhebung von „weichen“ Daten wie etwa Verhaltensabsichten oder die Bildung theoretischer Mittelwerte ist methodisch fragwürdig, unzuverlässig und letztlich wenig aussagekräftig, sie klärt Widersprüchliches nur unzureichend auf<sup>25</sup>.

Bei diesen Untersuchungen ist, wie bereits angedeutet, häufig eine „Koitusfixierung“ festzustellen. Besonders interessant scheint das Alter beim ersten Geschlechtsverkehr zu sein. Es stellt sich die Frage, vor welchem Hintergrund solche Untersuchungen geführt werden und warum immer wieder koitusbezogene Fragestellungen (nach der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs, dem Alter beim ersten Koitus usw.) im Vordergrund der Untersuchungen stehen. Natürlich lassen sich diese Fixpunkte relativ leicht abfragen. Es ist aber darüber hinaus zu vermuten, dass Ängste und Projektionen, Wünsche nach Domestizierung und Kultivierung der „wilden“ Jugendsexualität und die Einschätzung von Sexualität als „Revolutionspotential“ ebenso eine Rolle spielen. Männlichkeitsideologien treten dabei verbunden mit wissenschaftlicher Neutralität auf und werden raffiniert verschleiert.

*„Koitusfixierte“  
Forschung*

Verborgen bleiben Seiten, die nicht ohne Weiteres abfragbar sind: das Emotionale und Sinnliche an der Sexualität bleibt oft verdeckt und wird übergangen<sup>26</sup>. Gelegentlich drängt sich der Verdacht auf, dass die Forschung lediglich „wissenschaftlichen Voyeurismus“ betreibt<sup>27</sup> und letztendlich nur Normalität zu definieren versucht.

*Macht es sich  
die Sozialforschung  
zu einfach?*

<sup>24</sup> BOEGER (1994), S. 167

<sup>25</sup> vgl. BARDELEBEN/FIEBERG/ REIMANN (1995), S. 46 ff.

<sup>26</sup> SIGUSCH (1984)

<sup>27</sup> HOLTZMEYER (1981), S. 25

Sie setzt Standards, die zumindest bei Jungen wieder zu verstärktem Normalitätsdruck führen können. Unterschlagen wird bei dieser Art von Empirie, dass subjektive Meinungen und Einstellungen bei der Analyse und Diskussion ebenso wichtig sind wie objektive Faktoren<sup>28</sup>.

Viele Erkenntnisse der Sexualpädagogik entstammen Untersuchungen bzw. Veröffentlichungen aus den 70er- und 80er-Jahren. Sie müssen in weiten Bereichen als veraltet bezeichnet werden, weil sich die soziale Situation der Jugendlichen zum Teil erheblich verändert hat. Vor allem aber hat sich der Erkenntnisstand in Bezug auf wesentliche Grunddimensionen (Männlichkeit, Weiblichkeit, Geschlechterverhältnisse, Koedukation usw.) entschieden weiterentwickelt<sup>29</sup>. Auch ernüchternde Erkenntnisse, die sich seit dieser Zeit eingestellt haben, benötigen ihre Anerkennung: Statt der erwünschten Freiheit von vielfältiger Herrschaft über das Erleben ist nun an vielen Stellen eine herrschaftsstabilisierende Verwertbarkeit sexueller Freizügigkeit eingetreten<sup>30</sup>.

*Dominante  
Forschungsthemen*

Bei der Auswertung der erfassten Veröffentlichungen kristallisierten sich eindeutig „dominante Themen“ heraus, über die es eine Fülle von Veröffentlichungen gibt. Dies sind im sozialwissenschaftlichen und psychologischen Bereich die Themenbereiche

- Aids,
- (sexuelle) Gewalt (Missbrauch, Vergewaltigung),
- Untersuchungen zum Sexualverhalten (quantitativer Ansatz, Einstellungsbefragungen) und – damit zusammenhängend – Untersuchungen zum Kontrazeptionsverhalten Jugendlicher

und im sexualmedizinischen Bereich die Themen

- Erektionsstörungen,
- vorzeitiger Samenerguss.

In diesen Bereichen scheint es außer einigen speziellen Fragestellungen weiter keinen breiten sozialwissenschaftlichen Forschungsbedarf zu geben, der Bedarf wirkt „gesättigt“. Allerdings gehen viele der Veröffentlichungen weiter gefassten Fragestellungen im „weichen“ Bereich bezüglich Ursachen und Konsequenzen der jewei-

<sup>28</sup> vgl. BANCROFT u.a. (1985)

<sup>29</sup> So fordert etwa KENTLER noch 1981 ganz unkritisch von der Sexualpädagogik, die Koedukation auszubauen.

<sup>30</sup> AIGNER/GINDORF (1986)

ligen Problemlage (z.B. Leistungsdruck, der zu Sexualproblemen führt) kaum nach.

Die festgestellten Defizite und Forschungslücken lassen sich auf vier verschiedenen Ebenen verorten und damit für das weitere Vorgehen erschließen: auf einer **ideologisch-sozialpsychologischen**, einer **sozial-kulturellen**, einer **individuell-selbstbezogenen** und einer **individuell-körperbezogenen** Ebene. In diesen Ebenen spiegeln sich einerseits die in der Literaturstudie als forschungsmäßig festgestellten Defizite bei Jungen (z.B. in bestimmten Kompetenz- oder Verhaltensbereichen). Andererseits bündeln diese Ebenen auch die – bei der Auswertung der Literatur aufgedeckten – eingeschränkten Forschungsperspektiven aufseiten der sozialwissenschaftlichen und Sexualforschung. Die vier Ebenen fließen in die empirischen Befragungen, insbesondere bei der Gestaltung der Interviewleitfäden, aber auch in die unterschiedlichen Blickwinkel der Auswertung mit ein<sup>31</sup>. Selbstverständlich können aber nicht alle der in der Beschreibung der Ebenen angesprochenen Forschungsdefizite und Problemfelder in einer Untersuchung auch nur annähernd geklärt werden.

*Theoretische Ebenen  
zur Klassifikation von  
Forschungsdefiziten*



## IDEOLOGISCH-SOZIALPSYCHOLOGISCHE EBENE

Die Auswertung der erfassten Veröffentlichungen hat ergeben, dass die Ideologien von Männlichkeit das Jungesein bzw. das Mannsein teilweise massiv negativ beeinträchtigen (können). Insbesondere führen reduzierte Männlichkeitskonzepte zu Leistungsdruck und Aktivitätszwängen. Darüber hinaus können Ideologien der Männlichkeit unter Jungen und Männern einen hohen Normalitätsdruck produzieren. Die Widersprüchlichkeiten zwischen traditioneller Männlichkeit und modernisierten Anforderungen an Jungen und Männer schaffen Lebenslagen, die für Jungen und Männer mit einem beschränkten Verhaltensrepertoire und ohne entsprechende Begleitung kaum positiv zu bewältigen scheinen. Traditionelle Männlichkeitsbilder existieren unwidersprochen und unreflektiert neben modernisierten Anforderungen und Erwartungen. Die Bewältigungsleistung wird ins Individuelle verlagert, ohne Jungen und Männern

*Ideologische  
Männlichkeiten  
führen zu  
Leistungs- und  
Normalitätsdruck.*

<sup>31</sup> Im Rückblick soll an dieser Stelle allerdings bemerkt werden, dass sich die Wahrnehmung in den erfassten Veröffentlichungen überwiegend auf die Sichtweise von Erwachsenen beschränkt, die im psychosozialen Milieu mit (teils besonders) problematischen Männern und Jungen zu tun haben. Dieser problemorientierte Blickwinkel beeinträchtigt und beschränkt notwendigerweise die Wahrnehmung. Er deckt sich an vielen Stellen mit den Äußerungen der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen im zweiten Teil der Untersuchung. Dabei werden die problematischen Aspekte hervorgehoben und die „normalen“ oder bewältigungsorientierten eher zurückgedrängt.



flankierend (z.B. im Bildungssystem) die Kompetenzen zu vermitteln, die zur Bewältigung dieser Widersprüchlichkeiten notwendig wären.

*Konfliktpotential:  
Ideologie versus  
gelebte Realität*

Zudem ergaben sich Hinweise darauf, dass sich heute spezifische Problemkonstellationen aus der Spannung zwischen „offener“ Männlichkeit und „verborgenem“ Mannsein (z.B. rationale Begründungen versus irrationale Gefühle, Mythen, Fantasien), aus Spaltungstendenzen und Widersprüchlichkeiten zwischen „traditionellen“ und „modernisierten“ Formen des Mannseins entstehen. Die Diskrepanz zwischen „Ideologien“ von Sexualität und der sexuellen Realität wird beispielsweise auch in einem direkten Zusammenhang mit sexuellen Störungen gesehen<sup>32</sup>. Weitere Konflikte ergeben sich besonders aus der „modernisierten“ Kritik an traditionellen Bildern der Männlichkeit (vor allem durch Mädchen und Frauen) und an beschränkten oder gewalttätigen Formen gelebten Mannseins (problematische männliche Lebensbewältigung). Allerdings wird diese Kritik von Jungen und jungen Männern vermutlich deshalb verdrängt, abgewehrt oder abgewertet, weil die Unterscheidung zwischen kritizierter Männlichkeitsideologie und dem gelebten Junge- und Mannsein nicht deutlich wird. Ein Annehmen der Kritik macht dabei das eigene Junge- bzw. Mannsein unmöglich, weil „Männlichkeit“ und Junge-/Mannsein identisch kritisiert werden. Gleichzeitig fehlt es offenbar an Vorstellungen darüber, wie „gelingendes“ Junge- und Mannsein aussehen kann oder wie es auf tragfähige Begriffe zu bringen ist.

*Die Vielfalt der  
Wirklichkeit wird  
nicht abgebildet.  
Differenzierungen  
werden häufig nicht  
vorgenommen.*

Auf der ideologisch-sozialpsychologischen Ebene ist unter verschiedenen Blickwinkeln mehrfach aufgefallen, dass Reduktionen und Abspaltungen auch die Forschung dominieren. Dabei gibt es eine Reihe von Gründen, die in mehrfacher Hinsicht für Differenzierungen sprechen. Modernisierung und die „Destandardisierung von Lebensläufen“<sup>33</sup> führen auch zu einer Destandardisierung sexueller Lebensläufe, sexueller Vorstellungen und damit auch der männlichen Sexualität. Demnach wird es zunehmend unerheblich, nach „Durchschnitten“ – wie etwa der beliebten Frage nach dem Beginn des Geschlechtsverkehrs – zu fragen und zu forschen, weil dies nur Standards festlegt, wo eigentlich gerade das Gegenteil interessant ist: etwa Verhaltensbandbreiten und damit zusammenhängend Qualitäten der Sexualität. Andeutungsweise bereits vollzogen wird dieser Wandel in der Studie von SCHMIDT<sup>34</sup>. Aber auch in dieser Unter-

<sup>32</sup> CHRISTMANN/HOYNDORF (1993), S. 282

<sup>33</sup> vgl. KOHLI (1985)

<sup>34</sup> vgl. SCHMIDT (1993)



suchung wird „die fundamentale Asymmetrie des sozialen Geschlechts“ nicht in ausreichendem Maße berücksichtigt (ein Hauptgrund dafür lag bezeichnenderweise im Interesse der Vergleichbarkeit der Studie mit gleichlautenden Fragen aus den 70er-Jahren). Auch hier wird – aus der Projektgruppe selbst – bemängelt, was für die allermeisten der erfassten Veröffentlichungen gilt: dass es nicht gelungen sei, „geschlechtsspezifische Akzentuierungen sexueller Lust bei den Mädchen in ausreichendem Maße sichtbar zu machen“<sup>35</sup>, was umgekehrt natürlich auch für die Wirklichkeit der Jungen gilt.

Darüber hinaus sind Defizite auf der ideologisch-sozialpsychologischen Ebene vor allem darin zu sehen, dass es an positiven Ansätzen und einer Zielbeschreibung des „Gelingenden“ mangelt, die über traditionelle Männlichkeitsideologien hinausgehen. Aufgrund der hohen Widersprüchlichkeiten im modernisierten Junge- und Mannsein scheint ein relativ klarer ethisch-moralischer Hintergrund als Orientierung für Jungen und Männer notwendig zu sein<sup>36</sup>. Dass es diesen Hintergrund in gewissem Sinn auch unabhängig von Wünschen Erwachsener oder von Institutionen gibt, zeigen z.B. moralische Vorstellungen der Jungen in Bezug darauf, dass sie voreheliche Beziehungen auf ehelichen Wertvorstellungen aufbauen, wo Erwachsene eher vor „zu frühen“ eheähnlichen Bindungen warnen<sup>37</sup>.

*Fehlende  
Zielbeschreibung*

Zu solchen positiven Ansätzen gehört auch eine jungenbezogene „Deutungskompetenz“ in Forschung und Praxis, um die Äußerungen der Jungen und Männer anerkennen zu können (und sie nicht ständig abwerten zu müssen). So kann etwa der Jungen-Diskurs über Homosexualität gelesen werden als „Projektionsfläche“ für Anteile der Jungen, die diese nicht so gerne bei sich sehen (dürfen). Wenn Jungen sich abwertend über Homosexualität äußern, teilen sie über die Abwertung hinaus etwas über sich selbst, über eigene Sehnsüchte oder Defizite mit. Dies sehen und benennen zu können, trägt möglicherweise zu einer (späteren) Integration solcher Anteile und zur Auflösung von Abwertung bei. Auch im Hinblick auf das Gesundheitsverhalten fehlt es in Forschung und Praxis an einer empathischen Sichtweise: „Es herrscht (...) ein Mangel an positiven Gesundheits- und Lebensentwürfen. Die Gesundheitserziehung verfügt kaum über Entwürfe für positive Entwicklung, für positive Gesundheit, für ‚Gutes‘, im ganzheitlichen Sinne gelingendes Leben.“<sup>37a</sup>

*Die Bedeutung von  
Deutungskompetenz  
für empathische  
Entwürfe*

**35** LANGE/KNOPF/GAENSLEN-JORDAN (1993), S. 197

**36** vgl. BAHNE/FEDDER (o.J.) S. 61, BÖHNISCH/WINTER (1993), S. 217

**37** vgl. HUSSLEIN (1982)

**37a** FRANZKOWIAK (1993), S. 136

## SOZIAL-KULTURELLE EBENE

Der 8. Jugendbericht stellt fest, dass „die meisten empirischen Untersuchungen zu diesem Thema (gemeint sind Sexualität, Ehe, Familie) keine hinreichende Unterscheidung zwischen verschiedenen Altersgruppen, sozio-kulturellen Milieus, Regionen und auch Formen der Lebensführung machen; deshalb lassen die Durchschnittsaussagen (...) möglicherweise bestehende Verschiebungen und Unterschiede in der Lebensführung innerhalb der Gruppen von Jugendlichen (...) so gut wie überhaupt nicht erkennen“<sup>38</sup>. Durch die Vereinigung Deutschlands sind auch im Osten „bedeutende soziale Differenzierungen“ zu erwarten, die ebenfalls „gravierende Auswirkungen auf Sexualität und Partnerschaft“ haben können<sup>39</sup>. Aus diesen Gründen sind auf der sozial-kulturellen Ebene vor allem Differenzierungen notwendig. Zunächst gilt dies besonders für die Unterscheidung zwischen Mädchen/Frauen und Jungen/Männern. Dabei ist es – wie nicht zuletzt die vorliegende Studie zeigt – wichtig und ertragreich, über die „einfachen“, vergleichenden Geschlechtsdifferenzierungen hinauszugehen und zu versuchen, entsprechend einen eigenständigen geschlechtstheoretischen Hintergrund zu entwickeln bzw. zu verfolgen.

Darüber hinaus werden als weitere Gruppen für Grunddifferenzierungen auf der sozial-kulturellen Ebene die Kategorien „Alter“, „Kultur“, „Schicht“ und „Region“ gesehen:

*Überblick zur  
Kategorie „Alter“*

- Altersbezogene Unterschiede bei Jungen und männlichen Jugendlichen werden meist nicht wahrgenommen oder übergangen (z.B. indem von „den“ Jugendlichen gesprochen wird). Jungensexualität vor der Pubertät und vor den ersten Erfahrungen mit einer Partnerin bzw. einem Partner scheinen uninteressant zu sein (und diese Perspektive fördert die Reduktion auf genitale Sexualität); Fragen der Aufklärung vor der Pubertät sind ebenso weitgehend ausgeblendet – insbesondere in Bezug auf die Gleichaltrigenaufklärung sowie die mangelhafte Aufklärung aufgrund von Defiziten im Elternhaus und wegen der „fehlenden Väter“. „Kids“ (nicht mehr Kinder, noch nicht Jugendliche) als soziologisch „neue“ Gruppe vor dem Hintergrund einer Ausdifferenzierung der Jugendphase tauchen in keiner der erfassten Veröffentlichungen auf<sup>40</sup>. Diese Gruppe ist jedoch auch deshalb besonders interessant, weil sich

<sup>38</sup> 8. Jugendbericht, S. 63. Der 8. Jugendbericht fiel im Übrigen in Bezug auf Sexualität und Aufklärung enttäuschend mager aus. Jungen bzw. männliche Jugendliche als soziale Gruppe wurden überhaupt nicht eigens berücksichtigt.

<sup>39</sup> STARKE (1992), S. 64

<sup>40</sup> vgl. zu dieser Altersgruppe DEINET (1987)

geschlechtsbezogene Körperkonzepte bis zum Alter von zwölf Jahren offensichtlich relativ stabil ausbilden und in der Jugendphase nicht mehr grundlegend verändert werden<sup>41</sup>. Eine Clusteranalyse älterer Jugendlicher (14- bis 24-Jährige) ergab darüber hinaus relativ homogene Gruppenbildungen der 14- bis 16-Jährigen, der 17- bis 18-Jährigen und der 19- bis 24-Jährigen<sup>42</sup>. Allerdings dürfen hier die zunehmenden Individualisierungstendenzen nicht übersehen werden; vor allem die jungen Männer (19- bis 24-Jährige) unterscheiden sich viel stärker voneinander als noch im Jugendalter<sup>43</sup>.

- Kulturelle Differenzierungen sind vor allem in Bezug auf jugendliche Migranten verschiedenster Herkunft und Bezugskulturen als maßgeblich zu bewerten: Die großen Unterschiede innerhalb der Wert- und Moralvorstellungen wirken sich auf Sexualentwicklung und -verhalten der Jugendlichen einer islamischen Bezugskultur aus<sup>44</sup>. Die Spannungen zwischen herkunftsbezogenen Männlichkeitsbildern und den Anforderungen eines modernisierten Mannseins lassen den Druck auf den einzelnen „bikulturellen“ Jugendlichen noch extremer erscheinen, als dies bei „monokulturellen“ Jugendlichen ohnehin schon der Fall ist. Darauf verweisen die hohen Zahlen psychosomatischer Erkrankungen muslimischer Männer<sup>45</sup> oder die Tatsache, dass 31% der befragten türkischen Männer den Geschlechtsverkehr „einige Monate als unangenehm“ empfanden (sexuelle Aversion)<sup>46</sup>. Auch Existenz und Widerlegung von Zuschreibungen unterstreichen die Notwendigkeit der kulturellen Differenzierung; wenn Schichteinflüsse entsprechend berücksichtigt werden, sind z.B. entgegen entsprechender Vorurteile Jugendliche türkischer Herkunft im Vergleich zu deutschen Jugendlichen nicht sexuell aktiver<sup>47</sup>.
- Auch Schichtunterschiede scheinen, vor allem mit Blick auf sozial marginalisierte Jugendliche, als wichtige Differenzierungskategorie überzeugend: „In der sexualpädagogischen Literatur wird Sexualität überwiegend mit Liebe, Zärtlichkeit, Geborgenheit, inniger Verschmelzung, Zusammengehörigkeit und Partnerschaft assoziiert. Unsere Interviewergebnisse zeigen, dass dies für sozial gefährdete randständige Jugendliche so nicht gilt. Sie interessieren sich

*Überblick zur  
Kategorie „Kultur“*

*Überblick zur  
Kategorie „Schicht“*

41 BAUR/MIETHLING (1991), S. 180

42 vgl. REIMANN/BARDELEBEN/FIEBERG (1993), S. 255

43 vgl. ebd., S. 256

44 vgl. zu Islam, Kultur, türkische Jugendliche: HEIDARPUR-GHAZWINI (1986)

45 vgl. ÇIÇEK (1993)

46 ebd., S. 111

47 vgl. VON SALISCH (1990), S. 27

auch für andere Formen von Sexualität („Gewalt pornos“) und praktizieren sie auch mit hoher Wahrscheinlichkeit. Aggressive Formen, die mit einer Verfügungs- und Machthaltung gegenüber Frauen und Mädchen einhergehen, herrschen vor.“ Dabei dominiert „nicht selten eine Atmosphäre von Lieblosigkeit und Abwertung“<sup>48</sup>. Besonders auf Männer bezogen finden sich auch allgemein schichtspezifische Besonderheiten: eine größere Symptomtoleranz, das Aufschieben von Arztbesuchen, geringere Erwartungen an das System der medizinischen Versorgung in der Unterschicht<sup>49</sup>.

*Überblick zur  
Kategorie „Region“*

- Regionale Unterschiede werden in sexualitätsbezogenen Forschungszusammenhängen bislang kaum berücksichtigt, die Relevanz der Stadt-Land-Differenzierung im Hinblick auf die Dichte sozialer Kontrolle, die Qualität und Bandbreite von Sexualaufklärung sowie die Erreichbarkeit von Information und Beratung ist ungeklärt. Sind etwa Großstadtjugendliche verantwortungsbewußter und/oder aufgeklärter, Landjugendliche – wie ein Vorurteil sagt – in Sachen Sexualität rückständiger?<sup>50</sup> Darüber hinaus sind aufgrund deutlich ungleicher Bedingungen die regionalen Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern von Bedeutung.

*Einflüsse von  
Mädchen bzw.  
von weiblichen  
Rollenbildern*

Eine weitere Forschungslücke auf der sozial-kulturellen Ebene liegt im Komplex „aktives Gestalten/Handeln von Mädchen und Frauen“ und „Einfluss des Handelns von Mädchen auf Jungen“. Nach den verschiedenen Debatten über (sexuelle) Gewalt an Mädchen und Frauen scheint beinahe ein neues Tabu darin entstanden zu sein, die Frage nach (irgendwelchen) interaktiven Anteilen von Mädchen, Frauen oder Müttern am Jungenverhalten zu stellen. Dabei darf es natürlich nicht um Schuldverschiebung (als „männliche“ Verantwortungsdelegation) gehen. In unserem Zusammenhang interessant ist „Gleichaltrigenerziehung zwischen den Geschlechtern“ als ein möglicher wichtiger Einflussfaktor im Hinblick darauf, wie gleichaltrige Mädchen dazu beitragen, dass aus Jungen Männer werden – einerseits etwa Männlichkeitsvorstellungen von Mädchen oder Aktivitätsdelegationen an Jungen, andererseits Entlastung von Leistungsdruck, wenn sich die Disposition von Mädchen verändert und sie z.B. selbstbewusster sind oder werden<sup>51</sup>.

Wenn Mädchen und Frauen als Subjekte gesehen werden, ist es selbstverständlich, dass sie auch interaktiv handeln und nicht lediglich als

<sup>48</sup> KRÜGER/ MASCHESKY/ OSBORG u.a. (1992), S. 232 f.

<sup>49</sup> STEIN-HILBERS (1994)

<sup>50</sup> vgl. KNOPE/LANGE (1992), S. 584

<sup>51</sup> vgl. SCHMIDT (1993b), S. 5

Opfer reagieren. Ansätze in dieser Richtung existieren bereits<sup>52</sup>, es erscheint sinnvoll, diese aktive Seite auch in der Beziehungsdynamik zwischen Mädchen und Jungen zu untersuchen.

Ein ähnlich „blinder Fleck“ ist die Bedeutung von Jugendkulturen und besonders der Gleichaltrigenbeziehungen in Verbindung mit Sexualverhalten, -aufklärung oder -information. Wenn – wie es aufgrund anderer Zusammenhänge naheliegt – die Gleichaltrigengruppe eine große Bedeutung für die latente oder offene Vermittlung von Informationen über Sexualität hat, dann bekommt die Frage nach der Qualität der dort vermittelten Aufklärung eine hohe Wichtigkeit. Dabei ist anzunehmen, dass die Wissens-Verhaltens-Lücke auch mit unterschiedlichen Informationen und vor allem Normen verbunden ist, die in der „offiziellen“ und in der „informellen“ Aufklärung in der Clique oder zwischen Gleichaltrigen vermittelt werden.

Ebenso wenig geriet bisher die ambivalente Bedeutung von Normalität – als positive Orientierung und als normativer Standard – für Jungen und junge Männer in den Blick. Besonders im Zusammenhang mit Gleichaltrigenkulturen, aber auch in der Beziehung zu anderen Jungen und Männern oder in Bezug auf angenommene Normen von „Männlichkeit“ ist Normalitätsdruck als wichtiger disponierender Faktor zu sehen, der nicht zuletzt Körperlichkeit und Sexualität bestimmt. Dieser Aspekt wurde bislang zwar immer wieder theoretisch postuliert, jedoch wie auch die Frage nach einer möglicherweise orientierungsstiftenden oder entlastenden Funktion der Normalität für Jungen kaum empirisch untersucht.

Auch die Bedeutung „indirekter“ und „latenter“ Informationen oder Einflüsse auf Sexuaufklärung und Gesundheitsverhalten wird so gut wie nicht beachtet. Insbesondere die Tragweite der Wirkung visueller Medien scheint damit unterschätzt. Möglicherweise entgeht durch den mangelnden Einbezug der „Medienaufklärung“ auch ein wichtiger Zugang zur Lücke zwischen Wissen und Verhalten. Medienbilder wirken vor allem über Identifikationen und in der Übernahme von Handlungsmustern<sup>53</sup>. Nun spielt aber in Filmen und Fernsehserien, die männliche Jugendliche häufig sehen, weder Gesundheitsvorsorge noch Verhütung eine große Rolle (z.B. Colombo; McGyver; Gute Zeiten – Schlechte Zeiten; Lindenstraße; Beverly Hills, 90210)<sup>54</sup>. Geht es Jungen im Hinblick auf die Reflexion ihres Han-

*„Aufklärung“ in  
der Gleichaltrigen-  
beziehung*

*„Normalsein“  
als Grundnorm*

*Wirkung der  
visuellen Medien*

<sup>52</sup> vgl. z.B. ROMMELSPACHER (1994), AMENDT (1993)

<sup>53</sup> vgl. SANDER/MAYR-KLEFFEL/BARTHELMES (1992)

<sup>54</sup> vgl. ebd.

delns vielleicht ähnlich wie dem Thema Sexualität in solchen Serien? Wenn es dort interessant wird, dann wird ausgeblendet.

*„Alles ist Porno,  
alles ist Gewalt.“*

Ähnlich vermieden wird seit der „neuen Pornografiedebatte“ alles, was mit dem Bereich sexuelle Fantasien, Stimulation, medial-visuelle Darstellung von Erotik usw. zusammenhängt. Über diese Bereiche wird überwiegend nur noch kritisch bzw. abwertend gesprochen, qualitative Differenzierungen verschwinden. Gerade wegen der hohen alltäglichen Bedeutung audiovisueller Medien für Jugendliche und wegen der Unausweichlichkeit der Konfrontation mit sexualisierten medialen Darstellungen ist diese Forschungslücke besonders kritisch zu beurteilen. Die gesellschaftliche Haltung, auf die sie sich bezieht, zwingt Jungen und männliche Jugendliche dazu, ihre medialen Konsumbedürfnisse entweder zu übergehen oder sie im Verborgenen zu befriedigen. Dies kann zu sozialen Abspaltungsprozessen führen, die durch ihre unbewusste Dynamik problematisch werden können.

*Was sagen  
Power Rangers,  
He-Man usw. dazu?*

Deutlich beschränkt sind darüber hinaus auch der geschlechtsbezogene Gehalt und die subtilen Geschlechterbotschaften, die in nicht eindeutig sexualitätsbezogenen oder pornografischen Medien vermittelt werden, welche vor allem Jungen und männliche Jugendliche konsumieren oder bevorzugen: die Männer- und Frauenfiguren sowie Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder in Spielzeugwerbung, Spielwelt-Comics, Trickfilmen, Fernsehserien usw. Wegen einer ständigen Präsenz in der modernen Kindheit gilt dies insbesondere für genreübergreifende Spielsachen, die es im Medienverbund als Spielzeugkatalog, Comic, Trickfilm und Spielfigur – zum Teil samt passenden Outfit-Utensilien – zu erwerben gibt. Dass Ansätze für einen anderen medialen Umgang mit Sexualität und Erotik durchaus spannend und ergiebig sind, zeigte ein Projekt des MEDIENZENTRUMS WUPPERTAL<sup>55</sup>.

*Aufklärung:  
wer, wieviel,  
wie lange,  
durch wen?*

Unter der sozial-kulturellen Perspektive werden darüber hinaus scheinbare „Details“ wichtiger, die in der bisherigen Forschung nicht relevant waren. Dazu gehört die Untersuchung derjenigen Personen, die Jungen bzw. männliche Jugendliche aufklären (sollten): das sind zunächst die Gleichaltrigen, die Väter (die sich offensichtlich weitgehend distanzieren, worüber allerdings auf einer hintergründigen Ebene bislang nur spekuliert werden kann) und die Mütter<sup>56</sup>, aber auch Geschwister, Lehrer/-innen, Jugendarbeiter/-innen, Ärzte/Ärztinnen usw. Diese personale Perspektive wurde lediglich im Hinblick auf Aids eingenommen<sup>57</sup>. Ein weiterer Detailblick müsste auf die

<sup>55</sup> vgl. Jugendamt (1994)

<sup>56</sup> vgl. dazu: AMENDT (1993)

(passende und unpassende) Situation, die „Szenen und Instanzen der Aufklärung“ gerichtet werden. Dies betrifft den nicht institutionalisierten privaten Bereich (Eltern, Geschwister, Gleichaltrige) genauso wie die Settings im institutionalisierten Bereich. Letztlich geht es bei diesen Details weniger um präventive Effizienz als um Intensität und Qualität von Aufklärung (die sich dann auch bestimmten Qualitätsprüfungen unterziehen sollte). Unter institutionellen Gesichtspunkten interessant ist auch das festgestellte Defizit, dass Sexualaufklärung auf Jugendliche beschränkt wird und deshalb mit den schulischen Bemühungen als abgeschlossen gilt – ungeachtet der Tatsache, dass sich die Jugendphase heute enorm verlängert hat (bis weit ins Alter über 20 Jahre). Darüber hinaus gibt es Aspekte und Veränderungen der Sexualität, die Aufklärung auch „in höherem Alter“ sinnvoll machen. Damit stellt sich die Frage, wie junge und ältere Männer über die – zudem oft unzulängliche – schulische Sexualaufklärung hinaus in einer relativen Breitenwirkung informiert und erreicht werden können.

Ein besonderer, gleichsam „zukunftsorientierter“ Blick auf die Väter scheint unter einer sozial-kulturellen Perspektive vor allem deshalb interessant, weil es forschungsmäßig noch völlig offen ist, ob und wie sehr ein stärkeres Engagement des eigenen Vaters Männlichkeitsproblematik und -bewältigung von Jungen beeinflusst (oder ob nicht trotzdem die „äußere“ Männlichkeitskultur, z.B. in der Jungenclique, dominiert). Darüber hinaus ist die Frage relevant, welche persönlichen Kompetenzen und äußeren Bedingungen ermöglichen, dass Väter mit „neuer“ Qualität Erziehungs- bzw. Sexualaufklärungsaufgaben übernehmen – was also dazu notwendig ist, dass sich Väter (oder Männer generell) dem Normalitätsdruck gängiger Männerbilder entziehen und persönlichen Spielraum erweitern können.

*Die Rolle der Väter*

## INDIVIDUELL-SELBSTBEZOGENE EBENE

Der Vorwurf eines mangelhaften oder fehlenden Selbstbezuges von Jungen und Männern tauchte in unserer Studie immer wieder als wichtiger Erklärungshintergrund für Jungen- bzw. Männerverhalten und die damit zusammenhängenden Probleme auf. Das Forschungsdefizit liegt dabei insbesondere darin, dass in den erfassten Veröffentlichungen zwar oft männlichkeitsideologische Dominanzen benannt werden, es gleichzeitig aber an zustimmungsfähigen Gegenbildern fehlt. Die Entwicklung von Selbstbezug wird so nicht als

57 vgl. FRANZKOWIAK (1990)



eigenständige Qualität verfolgt, die es zunächst auch auf Bedingungen des Gelingens zu untersuchen gilt. Auf der individuell-selbstbezogenen Ebene fehlen damit vor allem Vorstellungen darüber, wie ein modernisiertes Mannsein positiv formuliert aussehen könnte.

*Positive Vorstellungen motivieren zu einer Verhaltensänderung, weil es „schöne“ Vorstellungen und erreichbare, „lockende“ Ziele gibt.*

Entgegen der Maxime einer Priorität reibungslosen Funktionierens in der Sexualität (dass es „klappt“)<sup>58</sup> könnten Begriffe wie „positives Selbstwertgefühl“, „Selbstbezug“ oder „Selbstbewusstsein“ sowie „Eigenverantwortlichkeit“ als Zielumschreibung dienen – neben Optionen einer Verbesserung der Selbstsicherheit in sexuellen Situationen (Verhaltensebene), der Förderung einer lustvollen Einstellung zum eigenen Körper (insbesondere zu den Sexualorganen) oder der Verbesserung der sexuellen Funktions- und Erlebnisfähigkeit<sup>59</sup>. Weil angenommen werden kann, dass in Äußerungen und im Verhalten von Jungen und Männern immer auch etwas vom „anderen“ Junge- und Mannsein enthalten ist und sichtbar wird, müsste es auch möglich sein, diese positiven Orientierungen und Formulierungen bei Jungen und Männern im Ansatz bereits zu entdecken.

*Vater-Sohn-Beziehung und die Internalisierung eines stabilen und positiven männlichen Bezugsobjekts*

An mehreren Stellen der erfassten Veröffentlichungen wurde auf das Phänomen der abwesenden Väter hingewiesen und dieser Zustand beklagt. Im Hinblick auf die primäre Männerbeziehung wird auf der individuell-selbstbezogenen Ebene die Frage interessant, ob eine gute Beziehung zwischen Vater und Sohn sich auch positiv auf das Verhalten auswirkt. Wenn der Vater als Gegenüber, als Vorbild, Identifikations- oder Abgrenzungsobjekt fungiert, wenn er Informations- oder Beraterfunktionen übernimmt, dann kann angenommen werden, dass dies positive Auswirkungen auf die Entwicklung des Jungen und Mannes hat. Völlig unklar ist, wie stark diese Beziehung auch für das Junge- und Mannsein tragfähig und entscheidend ist, vor allem im Vergleich zu den Einflüssen Gleichaltriger (Clique, Peer-Group) im Jugendalter (oder ob in diesem Alter die Vaterbeziehung bereits als „erledigt“ betrachtet werden kann).

Mit der individuell-selbstbezogenen Ebene korrespondiert gewissermaßen der Selbstbezug männlicher Forscher und die fundierte Entwicklung eigenständiger geschlechtsbezogener Forschungsansätze. In den erfassten Veröffentlichungen fand sich selbst dort, wo speziell männliche Jugendliche untersucht wurden, meist kein jungenbezogener theoretischer Hintergrund, so dass sich die Qualität eines geschlechtsbezogenen Ansatzes kaum entfalten kann. Dabei spielt

<sup>58</sup> vgl. FLIEGEL (1990), LIETZ (1985)

<sup>59</sup> KREIDT (1987), S. 504





die „Deutungskompetenz“ in Bezug auf das Jungenverhalten wiederum eine wichtige Rolle: Gilt für die Mädchenforschung etwa Parteilichkeit als methodisches Leitbild, so halten wir die anerkennende und erschließende Perspektive auf Jungen für ein zentrales Kriterium. Der Deutungskompetenz in Bezug auf Jungen entspricht ein qualifizierter Selbstbezug der forschenden Männer, der auch den Blick auf die bisher abgespaltenen Anteile des eigenen „männlichen“ Geschlechterblicks lenkt. Traditionell werden eher Frauen als Männern Probleme zugeschrieben (was sich z.B. bei der Suche in Datenbanken an der Zahl der Titelnennungen im Hinblick auf die meisten Krankheitsursachen zeigt). Nach Problemen von Jungen oder Männern wird oft erst gar nicht gefragt, sie geraten aus dem Blick, z.B. bei Fertilitätsstörungen: „In der klassischen Sterilitätsbehandlung kam ihm (dem Mann) im Wesentlichen die Rolle des Samenspenders zu, ansonsten wurde ihm relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet.“<sup>60</sup> Weil die meisten Hausärzte Männer sind, liegt es nahe, dass dieses Ausblenden der Probleme von Männern auch mit deren eigener Abwehr zu tun hat<sup>61</sup>. So werden weibliche Sexualprobleme von männlichen Ärzten stärker registriert. „Manche Mediziner unterstellten a priori eine Quelle sexueller Schwierigkeiten aufseiten der Frau, ohne das Verhalten und Empfinden der Männer zu problematisieren!“<sup>62</sup>

Auf der anderen Seite geraten Jungen und Jungesein wegen der unreflektierten, offenen oder impliziten Annahme, die „Jungen haben es sowieso besser“ leicht aus dem Blick. Diese Annahme wird einerseits männlichkeitsideologisch gefördert („Jungen haben es auch besser zu haben!“), andererseits wurde sie in der Tendenz von der Mädchen- und Frauenforschung herangezogen, um auf diese Weise polarisierend auf die Benachteiligungen von Mädchen und Frauen aufmerksam zu machen. Dennoch bedeutet die Benachteiligung des einen Geschlechts nicht notwendig eine Bevorzugung des anderen. Es gilt z.B. als gesichert, dass die „soziale Kontrolle von Mädchen durch das Elternhaus im Hinblick auf Sexualität größer ist als bei Jungen“<sup>63</sup>. Diese soziale Kontrolle wird implizit als Beschränkung der Mädchen und als sexualitätsverhindernd bewertet. Dass soziale Kontrolle auch gewisse schützende, begrenzende und damit stabilisierende Funktionen hat und für Jungen gerade unter dieser Perspektive für ihre Entwicklung wichtig und sinnvoll sein kann, wird durch die versteckte Bewertung verborgen: Jungen werden zwar zumindest ab dem Vorschulalter größere Aktionsräume zugestanden, um zu spielen und

*Vor- und Nachteile  
sozialer Kontrolle*

<sup>60</sup> BERNT/BERNT/TACKE (1992), S. 237

<sup>61</sup> AIGNER (1987), S. 282

<sup>62</sup> ebd.

<sup>63</sup> NEUBAUER (1989), S. 35

die Umgebung zu erkunden. Sie erreichen dabei „Vorteile hinsichtlich der Entwicklung ihrer motorischen Fähigkeiten“ – gewiss. So gesehen wären Mädchen benachteiligt<sup>64</sup>. Aus der Perspektive der Jungen ist es aber durchaus als Qualität anzusehen, auch begrenzt und beschränkt zu werden (nicht umsonst hat sich der Topos entwickelt, dass viele Jungen und Männer grenzenlos wirken oder sich grenzüberschreitend verhalten). Verborgен bleibt also der empathische Blick auf Jungen und auf deren eigen(artig)e Probleme, und damit auf die Ambivalenz von Vorteil und Benachteiligung.

## INDIVIDUELL-KÖRPERLICHE EBENE

### *Die Funktionalisierung des Körpers*

In Bezug auf die individuell-körperliche Ebene verweisen die von unserer Studie erfassten Veröffentlichungen häufig auf eine eher instrumentelle Einstellung von Jungen und Männern zu ihrem eigenen Körper bzw. „gegenüber sich selbst als Körper“. Die „Funktionalisierung des Körpers“ scheint ein häufig wahrgenommenes Phänomen oder Verhaltensstereotyp zu sein. Allerdings wird dieses – analog zur funktionalen Grundeinstellung – nur und erst dann problematisiert, wenn sich massive „dysfunktionale“ Schwierigkeiten zeigen. Das ganze Vorfeld männlicher Körpernormalität mit der expliziten oder latenten Erwartung, funktional mit dem Körper umzugehen, wird dagegen weitgehend kommentarlos hingenommen bzw. implizit vielleicht sogar positiv bewertet, weil hohe und Höchst-Leistungen in Wirtschaft und Sport sowie im übrigen öffentlichen Leben so durchgängig wie notwendig gefordert werden. Ebenso wenig werden aber auch diejenigen Formen berücksichtigt, die eine „gelingende“ männliche Körperlichkeit repräsentieren könnten. Die Defizite (u.a. Funktionalisierung) werden fast stereotyp wiederholt, das weite Vorfeld des Misslingenden sowie das Gelingende geraten in den Veröffentlichungen völlig aus dem Blick.

### *Brüche modernisierter Männlichkeit*

Die Brüchigkeit modernisierten Mannseins zeigt sich auf dieser Ebene besonders ausgeprägt: Leistungsaspekte werden hoch geschätzt und gelten als sozial notwendig (Wirtschaft, Sport). Hier wird das Übergehen von Körpersymptomen und -grenzen geradezu erwartet: Überbeanspruchung, einseitige Ernährung, extremes Training, Doping. Aber sie werden gleichzeitig – vor allem im individuellen und privaten Bereich – äußerst kritisch bis abwertend beurteilt als Leistungsdruck und präventive Nachlässigkeit oder als Ursache für körperliche Grenzverletzungen, psychosomatische Symptome und spezifi-

<sup>64</sup> BAUR (1988), S. 155 f.

sche Krankheiten. Die Differenz zwischen Idealen einer ideologischen Männlichkeit und dem individuellen Mannsein offenbart sich an dieser Stelle auch als widersprüchliche Spaltung der gesellschaftlichen Bewertungen. Besonders krass zeigt sie sich darin, dass die Risiken und negativen Folgen der gängigen körperbezogenen Männlichkeitserwartungen individualisiert werden, indem sie durch Gesundheitsverhalten zu minimieren und letztlich als ganz persönlich zu verantworten gelten.

So ist es kein Zufall, dass Probleme in denjenigen Bereichen am ehesten wahrgenommen werden, wo männliche Körperlichkeit im Privaten auf gesellschaftlich-öffentliche Leistungsanforderungen einerseits und notwendige Begrenzungen andererseits trifft: in Bereichen der Sexualität (vorzeitiger Samenerguss, Erektionsstörungen) und Gewalt (sexueller Missbrauch, Vergewaltigung). Allerdings wirkt es beinahe zynisch, wenn erst an diesen „Endpunkten“ einer Problemkette darauf verwiesen wird, dass Männer unter männlichkeitsfixiertem Leistungsdruck stehen und einen funktionalen Körperbezug haben. Denn beides entwickelt sich, wenn die Jungen selbst kaum Einfluss darauf haben können: beginnend in der frühen Kindheit bis zur Pubertät. Die ersten Selbst-Erfahrungen von Jungen sind Körpererfahrungen; der körperliche Umgang mit Mutter und Vater bildet die Grundlage für Körperselbstbezüge. Körperkonzepte werden bereits in der Kindheit bis etwa zum zwölften Lebensjahr grundlegend entwickelt und dann auch in der Pubertät nicht mehr wesentlich verändert<sup>65</sup>. Besonders problematisch erscheinen in diesem Zusammenhang die väterliche Leistungsorientierung (Vorstellungen davon, was der Junge leisten soll) und später die sportliche Sozialisation. Wir können zugespitzt behaupten: Im Sport werden aus (manchen) Jungen (harte) Männer gemacht. Der hier festgestellte und bemängelte instrumentelle Körperbezug ist allerdings lediglich als eine Folge männlichkeitsorientierter Sozialisation anzusehen. Damit stellt sich die Frage, wie viele der Jungen, männlichen Jugendlichen und jungen Männer überhaupt Chancen haben und über Ressourcen verfügen, sich eine „andere“ Qualität von Körperlichkeit anzueignen.

*Leistungsdruck  
und instrumenteller  
Körperbezug*

Begleitet werden die Jungen und Jugendlichen von einer enormen Menge medialer Bilder von Körperlichkeit – allerdings überwiegend weiblicher (nackter) Körperlichkeit, während in der Darstellung von (bekleideter) männlicher Körperlichkeit Statusbilder, -demonstrationen und -relationen über Körperlichkeit dominieren<sup>66</sup>. Viele

*Überflutung  
durch weibliche  
Körperpräsentationen*

<sup>65</sup> BAUR/MIETHLING (1991), S. 180

<sup>66</sup> zum Beispiel der Werbung vgl. GOFFMANN, (1981); FISCHER (1992)

Jungen dürfte diese Konfrontation mit geballter weiblicher Körperlichkeit überfordern, die sie unter einen gewissen Bewältigungsdruck setzt und zum imaginierten Einbezug der eigenen Körperlichkeit zwingt. Darüber hinaus negiert die „überflutende“ Masse weiblicher Körperlichkeit tendenziell die eigene männliche Körperlichkeit. „Wichtig“ – für Männer – scheint in der Öffentlichkeit besonders der weibliche Körper zu sein. Die in den letzten Jahren etwas zunehmend wahrnehmbaren Männerkörperbilder verschärfen diese Situation zunächst, weil kommerziell-selbstverständlich nur besonders „männliche“, d.h. starke und schöne Männerkörper abgebildet werden, die Jungen und Jugendliche eher unter Leistungsdruck setzen. Der Komplex dieses „Körperdilemmas“ von Jungen und männlichen Jugendlichen ist – wie schon das Fehlen eines qualitativ eigenständigen Blicks auf den Jungen- bzw. Männerkörper in Forschung und Gesellschaft – ein weiteres Defizit, das sich aus der Auswertung der Veröffentlichungen ableiten lässt.

*Akzeptieren  
körperlicher Grenzen  
versus distanziertes  
körperliches Verhalten*

Die Körpersozialisation der Jungen taucht in den erfassten Untersuchungen als eigenständiges, empirisch fundiertes Thema ebenfalls selten auf. Das allenfalls und mehrfach erwähnte Nicht-wahrnehmen-Können von körperlichen Grenzen anderer Personen kann zumindest als Indikator für eine unzulängliche Körpersozialisation übergreifender Jungen gewertet werden. Sexuell bzw. körperlich grenzenloses oder schon übergreifendes Verhalten im Kindergarten und – stellenweise als fast schon „normal“ berichtet – auf dem Schulhof, die Hilflosigkeit im Umgang mit den eigenen Bedürfnissen nach Körperlichkeit bei jüngeren Jugendlichen und der oft grobe und ruppige, meist jedoch distanzierte körperliche Umgang unter älteren Jugendlichen und jungen Männern verweisen jedenfalls bei einem Teil der männlichen Population auf massive Probleme mit der eigenen Körperlichkeit in jeder Altersphase – ebenfalls ein „blinder Fleck“ in der bisherigen Forschung.

*Projektionsflächen  
für unerwünschte  
eigene Körperlichkeit*

Eher unerwünschte Anteile der eigenen Körperlichkeit werden nach den Angaben in der ausgewerteten Literatur zum Teil auf Mädchen/Frauen und besonders gern auf Homosexualität projiziert. Im alltäglichen Umgang der Jungen gelte besonders der zärtliche oder länger andauernde Körperkontakt als Indikator für das „Schwulsein“ der Beteiligten. Körperhaltungen, Gestik und typische Posen werden von Jugendlichen als erkennbare Körperrepräsentanten für Homosexualität herangezogen und über die „spielerische“ Darstellung abgewertet. Homosexualität wird demnach unmittelbar mit Körperlichkeit

in Zusammenhang gebracht. Der Blick auf „Körperprojektionen“ kann deshalb Aufschluss darüber geben, was den Jungen und Männern „fehlt“ und die Perspektive dafür öffnen, welche körperlichen Anteile noch bzw. wieder zu integrieren sind.

Im Übrigen fällt im Zusammenhang mit der Thematisierung der Homosexualität in den ausgewerteten Veröffentlichungen die starke Orientierung als „Problempol“ besonders deutlich auf: Pathologisierungen der Jungen (Homophobie) sind gang und gäbe.

Auch in der Pubertät öffnen sich für Jungen kaum breite körperliche Entwicklungsbereiche. Ihre primären genital-sexuellen Erfahrungen unterliegen der Abwertung von Selbstbefriedigung: in der Öffentlichkeit durch weitgehende Nichtthematisierung (abgesehen von der statistischen Erfassung in der Sexualverhaltensforschung), in der Clique durch abwertende Äußerungen, bei den Eltern durch peinliches Verhalten oder betonendes Normalfinden – vermutlich wirken auch Moralreste der letzten Jahrhunderte latent weiter<sup>67</sup>. Zur lustvollen Körperlichkeit als Körper-Selbst-Befriedigung wird jedenfalls nicht animiert. So ist es kein Wunder, dass auch in dieser Form der Sexualität eine funktionale Auffassung dominiert (als „Sich-einen-Runterholen“). Ebenso fehlt die Vermittlung lustvoller Körperlichkeit im Vorfeld von genitaler Sexualität. Auch in der Forschung und in forschungsbezogenen populären Veröffentlichungen erscheint Körperlichkeit reduziert: sie wird erst als Petting wirklich interessant. Die männliche Genitalfixierung schlägt hier unmittelbar in die Forschung durch und wirkt ebenso wieder zurück auf Jungen und Männer.

Die größten Forschungslücken auf der individuell-körperlichen Ebene liegen demnach einerseits in den Bereichen der Entwicklung von Körperlichkeit und der körperlichen Normalität von Jungen sowie im Vorfeld genitaler Sexualität, andererseits in den Gebieten, die sich bei der Frage nach „anderen“ Körperlichkeitskonzepten öffnen: Welche Bedingungen sind notwendig, damit Jungen bessere Zugänge zu ihrer Körperlichkeit und ihrem „Selbst als Körper“ bekommen können? Wie können Reduktionen überwunden oder revidiert werden? Gibt es Bereiche, in denen ein positiver Körperbezug einfach „da“ oder besonders erlebbar ist?

*Wie kann  
eine „gelingende“  
männliche  
Körperlichkeit  
aussehen?*

67 vgl. BRAUN (1995)



## 1.3.3 **OPERATIONALISIERUNGS- KOORDINATEN DER WEITEREN UNTERSUCHUNG**

Auf der Basis unseres Forschungsinteresses, empirisch-qualitativ fundierte Erkenntnisse über Sexualaufklärung, Gesundheit und Beratung von Jungen zu gewinnen, erhalten die vier Ebenen eine durchgängige Bedeutung: Sie dienen dazu, Orientierung in diesem thematischen Feld zu finden und fungieren dabei als „Koordinatensystem“. Es erlaubt, die Perspektive von Erfahrungen, Äußerungen oder Einschätzungen in ihrer jeweiligen Position zwischen „gesellschaftlichen“ und „individuellen“ Bezügen zu finden.

Diese vier Ebenen finden sich in allen thematischen Unterbereichen wieder. Diese lassen sich jedoch idealtypisch und schwerpunktmäßig zu einzelnen Ebenen zuordnen, ohne völlig darin aufzugehen:

- der Bereich „Männlichkeit“ zur ideologisch-sozialpsychologischen Ebene;
- die Bereiche Jungesein, Gleichaltrigenbeziehungen, Generationenverhältnisse zur sozial-kulturellen Ebene;
- die Bereiche emotionale Facetten, Kommunikation und Beratung zur individuell-selbstbezogenen Ebene;
- die Bereiche Körper, Gesundheit und Krankheit zur individuell-körperlichen Ebene.

Darüber liegen gleichsam „schwebend“ die Bereiche Sexualität und Sexualaufklärung als forschungsleitende Querschnittsthemen. Weil diese Bereiche in unserer Untersuchung als „Hauptthemen“ charakterisiert sind, sollen sie nicht in Untergebiete aufgeteilt werden.

Angeichts der Vielfalt von Bezugspunkten in diesem Koordinatensystem und der Breite von Forschungsmöglichkeiten hat unsere Untersuchung vor allem explorativen Charakter. Sie liefert Ergebnisse, die (z.B. bezüglich möglicher Differenzierungen oder der Umsetzungsmöglichkeiten) von einer Jungenforschung in Einzelstudien vertieft werden müssen.

## 1.4 ZUR METHODIK DIESER UNTERSUCHUNG

Die empirisch-qualitative Untersuchung ist in zwei Interviewreihen gegliedert: in eine Befragung von Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen (Außenperspektive) sowie die Befragung von Jungen und männlichen Jugendlichen (Innenperspektive). Mit der Möglichkeit, beide Perspektiven aufeinander zu beziehen, sollen über bloß jungenbezogene Erkenntnisse hinaus vor allem (sexual)pädagogische Wirkungszusammenhänge analysiert werden. Die Befragungsinstrumente wurden anhand der Themen und Ebenen der Literaturstudie operationalisiert und jeweils nach Pretests (Sondeninterviews) ergänzt. Auf der Basis der Auswertung der Schlüsselpersonenbefragung erfolgte eine Erweiterung der Forschungsperspektive für die Jungenstudie. Die Auswertung der Interviews folgte einem mehrfach geschichteten kommunikativen Verfahren.

*Die Bedeutung  
(sexual)-  
pädagogischer  
Wirkungs-  
zusammenhänge*

### 1.4.1 ERSTE INTERVIEWREIHE: AUSSICHT VON EXPERTEN, EXPERTINNEN UND SCHLÜSSEL- PERSONEN

Für die Befragung von Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen wurden 64 leitfadengestützte qualitative Interviews durchgeführt. Diese Interviews wurden transkribiert oder (zu einem kleineren Teil) lediglich zusammengefaßt dokumentiert. Als Pretest wurden sechs sogenannte „Sondeninterviews“ durchgeführt. In diesen Gesprächen wurden die Dimensionen des Leitfadens geprüft und ergänzt. Parallel zur Durchführung und ersten Auswertung der Experten- und Schlüsselpersoneninterviews fanden Fachgespräche und „Workshops“ in der Form von Gruppendiskussionen mit Fachleuten statt.

Bereits bei der Durchführung der Sondengespräche, vor allem aber nach den ersten Leitfadeninterviews wurde deutlich, dass die ursprünglich angestrebte Zahl von mindestens 20 Interviews mit Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen mit Sicherheit bei Weitem nicht ausreichen würde. Dies lag zum einen daran, dass bereits aus den ersten Gesprächen sichtbar wurde, dass die Bezüge der Befragten zu Jungen, männlichen Jugendlichen und Männern häufig nicht so umfassend, intensiv oder stabil sind, wie wir es erwartet hätten. Die Folge davon war, dass in den Interviews häufig gewissermaßen nur

*Die „Gemengelage“  
des gewonnenen  
Datenmaterials*



Ausschnitte, „Segmente“ einer umfassenderen Wahrnehmung zum Vorschein kamen. Zum anderen wurde bald deutlich, dass die ausgewählten institutionellen Bereiche untereinander so heterogen und ausdifferenziert sind, dass es kaum möglich sein würde, mit einem Interview oder mit wenigen Interviews aus einem Bereich nur annähernd einen realistischen Eindruck oder ausreichende Informationen über Jungen allgemein bzw. gar über Differenzierungen innerhalb der Zielgruppe zu erhalten.

*Erforderliche  
Korrekturen  
des Leitfadens*

Etwa die Hälfte der Interviews wurde von den Projektmitarbeitern selbst durchgeführt, die andere Hälfte ließen wir von Honorarkräften durchführen, die von uns in mehreren Einführungstreffen auf diese Aufgabe vorbereitet wurden. Nach der Durchführung der ersten Interviews fand zusammen mit den Interviewern und den Projektmitarbeitern ein Auswertungsgespräch zur Leitfadenprüfung statt. Aufgrund dieser Rückmeldungen wurde der Leitfaden nochmals leicht korrigiert.

Die Interviews, die von den Mitarbeitern selbst durchgeführt wurden, fanden weitgehend leitfadenorientiert, aber relativ offen statt; die Interviews der Honorarkräfte dagegen verliefen enger an den Leitfaden gebunden. Alle Interviews wurden auf Tonbandkassetten aufgenommen. Nach Abschluss des Interviews verfassten die Interviewer „Postskripts“, in denen sie sich kurz über Inhalte, Stimmungen, Vermutungen, Fantasien, Störungen usw. äußerten sowie erste Hypothesen bildeten.

*Praxisorientierte  
Auswertungs-  
verfahren*

Nach der Durchführung der größten Zahl der Interviews luden wir die Honorarinterviewer zu einem ausführlichen Auswertungsgespräch ein. Die „erste Schicht“ unseres mehrfach geschichteten kommunikativen Auswertungsverfahrens bestand darin, interessante Inhalte der Interviews im Gespräch zu ermitteln, sich über Probleme und „Metaprobleme“ bei der Organisation und Durchführung der Interviews zu verständigen, überraschende Ergebnisse abzufragen und die Auswertungshypothesen zu bündeln, zu prüfen und zu erweitern.

Das weitere Interpretationsverfahren bestimmte sich durch Zuordnung von inhaltlichen und institutionellen Auswertungsbereichen, die die einzelnen Projektmitarbeiter jeweils vertieft analysierten und im Sinn eines Metatextes unter Einbeziehung der Postskripts zusammenfassten. Dieser Metatext wurde immer wieder vorgestellt und diskutiert sowie durch Vergleich mit anderen Auswertungsebenen eingeordnet, korrigiert und verdichtet. Im weiteren Verlauf wurden diese Aussagen durch Stichproben in den Interviewtranskripten



geprüft und gegebenenfalls ergänzt oder korrigiert. Einzelne Aussagenfelder wurden im Hinblick auf andere Felder diskutiert und zu ihnen in Bezug gesetzt. In der abschließenden Diskussion wurden die Aussagen auf Relevanzen für unsere Jungenstudie hin geprüft. Diesbezügliche Ergebnisse flossen in die Anlage der zweiten Welle der Untersuchung, z.B. in Bezug auf Differenzierungen der Zugänge, und in die Leitfadengestaltung ein.

## DER INTERVIEWLEITFADEN

Der Interviewleitfaden wurde entlang der vier in der Literaturstudie herausgearbeiteten Grundbereiche entwickelt. Darüber hinaus ergänzten wir diese Bereiche mit Einstiegsfragen sowie mit einer Frage, die sich direkt mit Defiziten in der Sexualaufklärung sowie mit fehlenden Beratungsmöglichkeiten für Jungen und männliche Jugendliche befasst. Als Indikatoren und Stimulatoren für vernachlässigte „weiche“ Bereiche fügten wir den Fragenbereich „Tabu, Scham und Peinlichkeit“ in den Interviewleitfaden ein. Diese Ergänzung erfolgte im Zusammenhang mit der Auswertung der ersten (Sonden-)Interviews. Dort wurde deutlich, dass durch die Beschränkung auf die von uns so bezeichneten „harten“ Bereiche der Sexualaufklärung (Sexualwissen, Verhütungsverhalten usw.) ein mindestens genauso bedeutender Teil von handlungsrelevanten Orientierungen oder Blockierungen außer Acht bleibt. Im Sinn eines eher weiten Begriffs von Sexualität fassten wir deshalb mit dem Begriff „weicher“ Bereich oder Sektor alles, was als aufklärungsrelevant erscheint, sich jedoch auf eine allgemeinere, mehr körperliche Ebene bezieht.

*Bedeutung des  
„weichen“ Bereichs  
von Sexualität*

Nach den Einstiegsfragen zum „Warmreden“ (Frage nach den ersten Gedanken, als wir mit der Anfrage nach einem Interview an den Befragten oder die Befragte herangetreten sind, Fragen nach dem beruflichen Hintergrund) wurde Sexualaufklärung aus der Sicht der Befragten thematisiert. Wir fragten danach, was nach der Erfahrung der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen vernachlässigte Inhalte bei der Sexualaufklärung der jeweiligen Zielgruppe sind. Daran anschließend folgte eine Frage nach der Einschätzung von fehlenden Beratungsmöglichkeiten für die jeweilige Zielgruppe in Bezug auf Körper und Gesundheit. Diese beiden Fragen setzten wir ganz bewusst an den Anfang, um unbefangene Antworten zu erhalten (also um Verfälschungseffekte durch die Thematisierung der anderen Fragenkomplexe auszuschließen). Daran anschließend folgten Fragen zu den Bereichen:

*Aufbau des  
Fragenkatalogs*



- Junge-/Mannsein, Verhaltensebene und Jungen-/Männerkultur,
- Männlichkeit, Männlichkeitsideologie, Männlichkeitsbrüche,
- „individuell-selbstbezogene Ebene“ sowie
- „individuell-körperbezogene Ebene“.

*Geschlechtsbezogene  
positive  
Fragestellungen*

Bei der Anlage der Untersuchung und des Leitfadens legten wir Wert darauf, dass immer wieder positives, gelingendes Junge- oder Mannsein angesprochen und thematisiert werden konnte. (Also etwa in der Frage, ob sich der/die Befragte oder wie sich der/die Befragte ein „gelingendes Jungesein“ vorstellen kann, und ob ihm/ihr dazu ein Beispiel einfällt). Darüber hinaus versuchten wir immer wieder, nach „Ausnahmen“ im Hinblick auf traditionelle Männlichkeitsvorstellungen und -konzepte zu fragen. Ausschlaggebend dafür war neben unserem allgemeinen Interesse an Differenzierungen unter den Jungen bzw. Männern die Auswertung von Sondeninterviews, bei denen die Interviewpartner, die immer wieder über „die“ Jungen sprachen, auf unsere Nachfrage hin feststellten, dass z.B. lediglich ein Viertel der Jungen in einer Gruppe sich traditionell-männlich verhält und die Szenerie dominiert, während sich drei Viertel der Jungen eher anders, gemessen an Männlichkeitskonzepten also „ausnahmsweise“ verhalten.

Die Interviewer wurden angehalten, wenn möglich nach konkreten Situationen und Szenen zu fragen, um lebendiges, stichhaltiges Material zu gewinnen, das über bloße Einschätzungen oder Vermutungen der Befragten hinausgeht. Unser Interesse war es auch, ein besonderes Augenmerk auf alles zu lenken, was im Sinn einer eigenständigen Aneignungs- oder Bewältigungsleistung von Jungen in Sachen Körperlichkeit, Sexualität und Sexuaufklärung gedeutet werden kann.

## **ZUR AUSWAHL DER BEFRAGTEN**

Es wurde angestrebt, Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen aus den folgenden sieben Bereichen zu befragen:

- Kleinkindbereich, Kindergarten, Tageseinrichtung (7 Befragte)
- Jugendhilfe, Jugendarbeit, Jugendbildung (17 Befragte)
- Schule (11 Befragte)
- Medizin (8 Befragte)
- Beratung und Therapie (7 Befragte)
- Gesundheitsförderung, Prävention, (Schul-)Sport (10 Befragte)
- Sexuaufklärung und Sexualberatung (6 Befragte)

Diese Bereiche werden in der Auswertung eigens charakterisiert. Sie bildeten das Hauptzugangskriterium für die Befragten, während Differenzierungen wie Stadt – Land, Bildung und Schicht zwar berücksichtigt wurden, jedoch bei der Auswahl eine eher nachgeordnete Rolle spielten. So achteten wir etwa darauf, den Aspekt berufliche Bildung abzudecken, neben Mitarbeitern der offenen Jugendarbeit auch kirchliche Jugendarbeit und die Arbeit mit Migrantenjugendlichen zur Kenntnis zu nehmen oder auch den Erfahrungshorizont in (teil)stationären Einrichtungen der Jugendhilfe zu untersuchen.

Erwartungsgemäß zeigte sich, dass es sich zunächst als schwierig erwies, Interviewpartner aus dem Bereich der Medizin zu finden. Überraschend war hier für uns vor allem das Argument, mit dem einige Ärzte Gespräche ablehnten: Sie bezeichneten sich nicht als Experten für Gesundheit, Körperlichkeit und Sexualaufklärung. Dieses Argument wurde sowohl von Allgemeinärzten als auch von Kinderärzten genannt. Der Zugang zu den anderen Bereichen fiel dagegen relativ leicht, hier gab es nur wenige Absagen, die meistens terminliche Gründe hatten.

Weil wir uns mit dieser Untersuchung in einem neu definierten Gebiet bewegten, konnte in der Regel nicht auf ausgewiesene Experten und Expertinnen zurückgegriffen werden. Solche finden sich lediglich für Teilbereiche der Befragung. Mit einigen solcher Fachleute (z.B. aus Sexualaufklärung, Männerarbeit) wurden dann auch Interviews durchgeführt. Bereits bei den Pretests hat sich aber gezeigt, was später in den Interviews zumindest zum Teil bestätigt wurde: Ausgewiesene Fachleute stehen zum Teil eher unter Druck, ihre eigenen (Handlungs- oder Alltags-)Theorien zu vermitteln, wobei die Aussagen über Jungen bzw. Männer – die uns vorwiegend interessieren – in den Hintergrund treten.

Bei der zweiten Interviewgruppe, den Schlüsselpersonen, trafen wir dagegen häufig auf eine spontane Unbefangenheit, bei der Aussagen über Jungen, Jugendliche oder Männer eher möglich waren. Diese Schlüsselpersonen wählten wir hauptsächlich wegen ihrer institutionellen Bezüge aus. Ein Teil dieser Personen war uns persönlich bzw. durch die Fachöffentlichkeit bekannt oder ist uns auf einschlägigen Veranstaltungen und in Weiterbildungen aufgefallen. Ein anderer Teil wurde uns von bereits befragten Experten, Expertinnen oder Schlüsselpersonen vermittelt. Geografisch beziehen wir uns aus diesem Grund hauptsächlich auf Südwestdeutschland mit den Polen München, Großraum Stuttgart/Tübingen und Frankfurt.

*Charakteristika der  
Schlüsselpersonen*

*Zur „Ausgewogenheit“  
der befragten  
Personengruppen*

Bei der Auswertung der Gespräche konnten wir nun feststellen, dass genau diese Mischung aus Expertenwissen und angereicherter Erfahrung der Schlüsselpersonen ein vollständigeres Bild wiedergibt, als dies mit der Befragung nur einer Gruppe möglich gewesen wäre. Da es uns darauf ankam, Personen zu befragen, die überwiegend direkt mit Jungen arbeiten bzw. die den Geschlechtsbezug als einen wichtigen Teil ihrer Arbeit sehen, erklärt sich das Ungleichgewicht von 53 befragten Männern zu 11 Frauen: In der Praxis arbeiten vor allem Männer in diesem Sinn bzw. aus einer Jungenperspektive mit Jungen und männlichen Jugendlichen.

## **1.4.2 ZWEITE INTERVIEWREIHE: INNENSICHT VON JUNGEN UND JUNGEN MÄNNERN**

Die Jungenbefragung begann vor dem Abschluss des Zwischenberichts mit teilnehmenden Beobachtungen und einigen „Sondenterviews“ als explorierender Pretest. Ihr Leitfaden wurde wiederum auf der Basis der unserer Untersuchung vorangehenden Literaturstudie entwickelt entlang der vier Hauptdimensionen „Männlichkeit“, „Junge sein – Mann werden“, „Selbstbezug“ und „Gesundheit, Körperlichkeit, Sexualität, Sexualaufklärung“. In den Leitfaden flossen darüber hinaus die Auswertungsergebnisse der ersten Interviewreihe ein; er wurde beispielsweise um die Gleichaltrigen- und Interaktionsthematik sowie um den kommunikativen Bereich erweitert.

*Gründe für die  
Anhebung der Anzahl  
der Interviewpartner*

Im Rahmen der zweiten Interviewreihe wurden 181 Jungen und männliche Jugendliche in insgesamt 133 Interviews befragt, zu denen jeweils ein ausführliches Postskript erstellt wurde. Auch diese Interviews wurden zum überwiegenden Teil vollständig transkribiert, ein kleiner Teil wurde lediglich zusammenfassend dokumentiert. Danach wurde das Textmaterial entlang den Hauptdimensionen und anhand von feineren Kategorien, die in etwa der Gliederung des Berichts entsprechen, neu strukturiert. In unserem mehrfach geschichteten kommunikativen Verfahren, an dem wie bei der Auswertung der ersten Interviewreihe neben den Projektmitarbeitern auch weitere Honorarkräfte und die Interviewer beteiligt waren, wurden die verschiedenen Teile verdichtet, diskutiert und im Gesamthorizont der Untersuchung interpretiert. Die im Vergleich zur ursprünglich geplanten Zahl von 40 jugendlichen Befragten deutlich gestiegene Größenordnung liegt nur zu einem kleinen Teil in der Durchführung von Doppel- und Gruppeninterviews begründet. Bei der Planung der zweiten Inter-

viewwelle zeigte sich, dass aufgrund der Vielfalt des Jungeseins eine breite und differenzierte Verteilung der Zugänge notwendig sein würde, um zu stichhaltigen Ergebnissen zu kommen.

Der Leitfaden der zweiten Interviewreihe war nicht auf „problemzentrierte“ Interviews zugeschnitten, sondern sollte ermöglichen, einen empathischen und zugleich explorierenden Zugang zu Jungen und männlichen Jugendlichen zu finden. Die Interviews sollten – im Unterschied zu der „Außensicht“ der ersten Interviewreihe – den Deutungen und Erfahrungen der Jungen entlang einer „Innensicht“ folgen und ihnen so Gelegenheit zur Selbstthematisierung geben. Dabei war es unsere Absicht, einen Querschnitt des heutigen Jungeseins zu zeichnen – und nicht etwa bestimmte Problemgruppen zu isolieren. In Abhängigkeit von diesem Ausgangspunkt war unser Blickwinkel weniger eine Problemperspektive als eine Bewältigungsperspektive. Das entspricht auch der Form, in der sich die Jungen in den Interviews präsentierten. Dieser Ansatz war auch schon Bestandteil der ersten Interviewreihe, konnte aber dort von den befragten Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen im Zusammenhang mit ihrem spezifischen, teilweise „sezierenden“ Blick nur zum Teil rezipiert werden, was dann überwiegend zu einer Problematisierung des Jungeseins führte.

Der Vorteil der von uns gewählten Vorgehensweise ist, dass sich Aussagen treffen lassen, die für eine große Gruppe der Jungen – gleichsam im Mittelfeld – zutreffend sind. Ihr Nachteil ist, dass – wie auch bei der Problemperspektive – eine gewisse Verzerrung entsteht, wenn auch umgekehrt, nicht in einer das Besondere und etwaige Abweichungen hervorhebende, sondern in eine nivellierende, das Durchschnittliche und „Normale“ verfolgende Richtung. Das bedeutet, dass unsere Untersuchungsergebnisse um so diffuser werden, je weiter sie sich Randbereichen des Jungeseins nähern. Um diesen Nachteil wenigstens teilweise auszugleichen, haben wir zusätzlich zur Darstellung der „durchschnittlichen“ Ergebnisse dort Ausnahmen und Besonderheiten dargestellt, wo sich Hinweise darauf verdichteten. Darüber hinaus werden einzelne Interviews nachgezeichnet, die jeweils für sich deutlich machen, dass es persönlich-biografisch keinen Durchschnittswert, sondern ein Oszillieren um einen theoretischen Mittelwert mit teilweise markanten Ausschlägen gibt. Einen ähnlichen Zweck verfolgten die Fallstudien, die aufgrund größerer Hintergrundinformation ein nochmals prägnanteres, lebendigeres Bild einzelner Jungen zeichnen können.

*Nivellierungsprobleme  
zwischen Normalität  
und Abweichung*

## ERHEBUNGSMETHODEN

*Methoden, die  
keine Erfolge zeigten*

Bei der zweiten Interviewreihe wurde im Vergleich zur ersten Welle von vornherein auf größere Methodenvielfalt Wert gelegt, um verschiedenste Facetten des Jungeseins einzufangen. Die geplanten anonymen Telefoninterviews, bei denen vorwiegend „schwierige“ Themenbereiche angesprochen werden sollten, erwiesen sich dabei bei mittlerem Aufwand als undurchführbar – und letztlich nicht als vordringlich, da sich schwierige Themen auch in den direkten Interviews ansprechen ließen – auch deshalb, weil es uns nicht darum ging, z.B. präzise „Sexualdaten“ zu erheben. Wir fanden über Vermittlung durch Schlüsselpersonen nur wenige Jungen, die bereit waren, sich anonym telefonisch befragen zu lassen. Es scheint, dass den Jungen – in Bezug auf unseren Themenbereich – ein einigermaßen kalkulierbares persönliches Gegenüber lieber ist. Dabei fühlen sie sich auch darin sicherer, dass ihnen die Kontrolle nicht entgleitet. Der Schutz der Anonymität ist offensichtlich geringer zu veranschlagen als die Befürchtung, von einem unbekannten Gegenüber ausgefragt zu werden. (Das gilt für das „einseitige“ Abrufen von Informationen sicher weniger.) Auch der Eingang von Aufsätzen zu körperbezogenen Themen, die über die Vermittlung von Lehrern und Lehrerinnen angeregt werden sollten, verlief eher schleppend und führte nicht zu einer verwertbaren Anzahl – neben der Tatsache, dass für viele Jungen die schriftliche Form der Selbstthematisierung (z.B. Tagebücher) eher ungewöhnlich ist, wohl nicht zuletzt deshalb, weil der Zusatzaufwand im (schulischen Rahmen) gescheut wurde.

*Die ergiebigste  
Methode:  
Face-to-face-Situation*

Kam der direkte Kontakt zu den Jungen erst einmal zustande, erwies sich die Interviewsituation in der Regel als unproblematisch und unkompliziert. Die Interviews waren für die Jungen ein gutes Medium, was sich daran zeigte, dass sie überwiegend sehr auskunftsbereit waren und es geradezu genossen, einfach mal über sich zu erzählen, ihren eigenen Gedanken nachzugehen oder persönliche Erfahrungen mitzuteilen, ohne dass ihr Gegenüber gleich kommentierte und seine Bewertungen entgegensetzte (was viele Jungen in der Abschlussbewertung oder im Nachgang zu den Interviews zu erkennen gaben). Einige Jungen nutzten die Form des Interviews ausgesprochen stark als Selbstdarstellungsmedium. Die garantierte Anonymität des Gesprächs gab ihnen die Gelegenheit, sich etwas zu trauen, und gleichzeitig die Möglichkeit, sich zu verstecken. Zum Teil richteten sie direkte Botschaften an diejenigen „hinter dem Mikrophon“. Viele Jungen fanden es offensichtlich überraschend und gut, dass jemand kommt und nach ihnen fragt. Dabei war ein Bedürfnis spürbar, gehört zu werden, was jedoch oft hinter der Oberfläche einer Haltung des

„wir tun es euch (Interviewern) zuliebe“ verborgen wurde. Solche Bedürfnisse nach Anerkennung und Resonanz haben alle Interviewer wahrgenommen. Wir vermuten, dass diese Sehnsucht zwar in den Interviews bzw. durch die Befragung sichtbar wurde, dass sie aber unter alltäglichen und damit weniger begrenzten, weniger klar und eindeutig zu bestimmenden Rahmenbedingungen – auch wegen der Ambivalenzen der Jungen selbst in pädagogischen Situationen – nicht leicht zu befriedigen ist.

Die Durchführung der Interviews verstehen wir in gewisser Weise dennoch als Reproduktion sexualpädagogischer „Ernstfall-Situationen“, was z.B. an den Austauschthemen der verschiedenen Interviewertreffen und Auswertungsgespräche deutlich wird. Dabei ging es oft um Fragen, wie tief ein Interviewer nachfragen darf, ob er Widersprüche aufdecken soll, wie sich Nähe und Distanz herstellen und einspielen, welche Gesprächsgrenzen bestehen bleiben (müssen) usw. Entsprechende Beobachtungen der Interviewer ergänzen deshalb an bestimmten Stellen die unmittelbare Auswertung der Interviews.

Mit vielen Jungen wäre es allerdings nicht möglich gewesen, sehr lange Gespräche zu führen, die sämtliche Untersuchungsdimensionen hätten ausreichend abdecken können. Dies lag zum einen an den hohen Verbalisierungsanforderungen der Interviewsituation – vor allem bei Gesprächen mit benachteiligten Jungen –, zum anderen aber auch an der Konzentrationsfähigkeit vieler Jungen. Die Gesprächslänge variierte deshalb zwischen 20 Minuten und über einer Stunde. Vor diesem Hintergrund wurde nicht in allen Interviews jede Dimension des umfangreichen Leitfadens angesprochen, sondern bei einer jeweiligen Vertiefung einzelner Themenbereiche auf die insgesamt ausgewogene Verteilung geachtet. Die Interviews folgten oft auch den Interessen und Themenwünschen der Befragten und waren dann eher offen und wenig strukturiert. Das gilt insbesondere für die Gespräche der Kategorie „Jungen fragen Jungen“.

Manche Fragebereiche und Untersuchungsdimensionen konnten von den Jungen nur retrospektiv aus einer gewissen persönlichen Distanz heraus beantwortet werden (z.B. die Thematik des „ersten Mals“). Jungen, die gleichsam zu dicht am Erleben befragt wurden, blieben manchmal sehr allgemein in ihren Äußerungen und insbesondere unzugänglich für eine Problemperspektive. Das steht vielleicht auch dafür, dass die praktische Bewältigung problematischer Konstellationen, die die Jungen momentan stark beschäftigen, unter Umständen besser gelingt, wenn sie nicht sofort in reflektierende Distanz gehen und das akut Belastende isoliert von dem betrachten,



was für sie unproblematisch ist. Viele Jungen folgten so einer Einbettung des Problematischen in eine Perspektive des Gelingenden. Ein reflektierender, problematisierender Zugang stand eher denjenigen offen, die das betreffende Problem zumindest im Ansatz bewältigt hatten. Die Interviewer waren angehalten, solche Grenzen der Jungen zu akzeptieren, weil wir bei unserer Untersuchung nicht die Idee verfolgen, dass es vordringliche Aufgabe der Erwachsenen ist, solche Widersprüche aufzudecken, und dass das Reflektieren und Besprechen von Problemen bereits schon deren Bewältigung markiert. Diese Option beinhaltet in ihrer Tendenz zu einem verbalen Problemmanagement außerdem ein neues Aktivitätspostulat als Forderung der Erwachsenen an die Jungen.

*Die Interviewformen  
im Einzelnen*

**Einzelinterviews, Doppel- und Gruppeninterviews:**

Von insgesamt neun Interviewern wurden 30 Paar- und Gruppeninterviews mit zusammen 76 Befragten sowie 71 Einzelinterviews durchgeführt. Während in den Einzelinterviews zum Teil eine sehr dichte, intime Atmosphäre entstand, die es erlaubte, auch schwierige Fragebereiche intensiv zu behandeln, bildete sich in den Paar- und Gruppeninterviews deutlich die Gleichaltrigendynamik ab: Die Jungen spornten sich in gewisser Hinsicht gegenseitig an (z.B. in der Wiedergabe ihrer sexuell gefärbten Sprüche und Anspielungen), verstärkten sich aber auch gegenseitig in der Tendenz, sich als kompetent, problemlos und „normal“ zu präsentieren. Dabei bildeten sich gleichsam die zwei Seiten privaten und öffentlichen Jungeseins ab, was jedoch in seiner Widersprüchlichkeit nicht einfach nach einer Seite aufgelöst werden darf. Dies ist jedenfalls ein deutlicher Hinweis darauf, dass Jungen nicht einfach so oder so sind, sondern über ein breites Verhaltensspektrum verfügen, das sie in sich vermitteln und balancieren sowie situationsentsprechend einsetzen können.

**„Jungen fragen Jungen“:**

Sieben jugendliche Interviewer befragten in elf Interviews 13 Gleichaltrige. Damit wurde versucht, eine weitere Facette des Diskurses über Körper, Gesundheit und Sexualität, der durch die Abwesenheit von Erwachsenen gekennzeichnet ist, für die Untersuchung aufzuschließen. Auch wenn das nur begrenzt gelingen kann, weil die fragenden und befragten Jungen sicher in einem gewissen Umfang die Erwachsenen, die die Interviews auswerten, „mitdenken“, so kamen durch diese Erhebungsmethode doch teilweise äußerst interessante Ergebnisse zustande (vgl. etwa die „One-Night-Stand“-Thematik im Abschnitt „Sexualität“), die die Perspektive der leitfadengestützten Interviews erweitern und ergänzen konnten.



### **Straßeninterviews:**

21 Straßeninterviews versuchten, unter spontanem und zufälligem Zugang einen eher kognitiv orientierten Teil körperlicher und sexueller Aufklärung zu überprüfen. Des Weiteren gab dieser Untersuchungsteil darüber Aufschluss, wie Themen der Körperlichkeit und Sexualität, die ja auf einer Metaebene als ohne Weiteres auch für öffentlich besprechbar gehalten werden, in einer unvorbereiteten Situation kommunizierbar sind. Insgesamt waren Einzelpersonen viel schneller zu einem Interview bereit als diejenigen mit „Bystandern“, was nochmals Hinweise auf die Scham- und Peinlichkeitsthematik gibt.

### **Fallstudien:**

Zehn Fallstudien, die im Rahmen eines projektbezogenen Seminars am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen erstellt wurden, gaben exemplarische biografische Momentaufnahmen im Hinblick auf die Leitthemen der Untersuchung, ohne dem Anspruch eines repräsentativen Querschnitts zu folgen. Sie dienten im Verlauf der Auswertung auch dazu, die Tragfähigkeit von Hypothesen aus der Interpretation der leitfadenorientierten Interviews am Einzelfall zu prüfen, sowie die Bildung von „Durchschnittswerten“ durch den Blick auf ein individuelles, kohärentes Ganzes des jeweils einzelnen Jungen zu ergänzen.

### **Teilstudie „Ehemalige Patienten der Kinderchirurgie“:**

Über ein Angebot eines Befragten der ersten Interviewreihe gelang es uns, etwa 100 Fragebogen an ehemalige Patienten der Kinderchirurgie mit genitalchirurgischen Eingriffen zu verschicken. Wir versprachen uns durch die Berücksichtigung dieser besonderen Gruppe u.a. zusätzlichen Aufschluss über die Schwierigkeiten im innerfamiliären Umgang mit „intimen“ Themen (vgl. die Auswertung im Abschnitt „Gesundheit und Krankheit“). Aufgrund des in der Regel schon viele Jahre zurückliegenden Krankenhausaufenthalts erreichte nur etwa ein Drittel der Fragebogen ihre Adressaten. 13 Fragebogen wurden an uns zurückgesendet und geben in der Tendenz und unter Berücksichtigung der besonderen Situation der betroffenen Männer ein relativ entspanntes Gesamtbild bei erkennbar problematischen Randbereichen.

## **ZUGÄNGE, INSTITUTIONEN UND DIFFERENZIERUNGEN**

Neben einer ausgewogenen regionalen Differenzierung (Großstadt, Mittelregion, ländliche Region) und einer gleichmäßigen Alters-

*Die offene  
Jugendarbeit  
bietet den  
leichtesten Zugang.*

verteilung (mit Schwerpunkt im mittleren Bereich) wurden Jungen unterschiedlichster kultureller und nationaler Herkunft, Schicht und Bildung, Schüler, Auszubildende und Zivildienstleistende berücksichtigt. Zusätzlich wurde versucht, die Zugänge sehr breit zu streuen. Am ergiebigsten erwies sich dabei das Feld der Jugendarbeit. Vor allem über die offene Arbeit von Jugendhäusern war es möglich, Interviews zu arrangieren, die in der Regel aufgrund spontaner Bereitschaft der Jungen durchgeführt wurden. Viel seltener gelang das auch über Jugendverbände und kirchliche Jugendarbeit. Hier wurden häufig Terminprobleme angeführt und dass anderes zur Zeit vordringlicher sei. Über Sportverbände an Jungen zu kommen, erwies sich ebenso als schwierig, weil ein ungestörter Trainingsablauf Vorrang hat und offensichtlich wenig Raum für Weiteres vorgesehen ist. Insgesamt erwiesen sich damit „öffentliche“ Jugendliche leichter zugänglich als die „organisierten“, was im Effekt jedoch durch persönliche Zugänge gemildert wurde.

*Schwierige  
Kontaktaufnahme  
zu Jugendhilfe-  
einrichtungen,  
Schulen und  
Tageseinrichtungen  
für Kinder*

In geringerem Umfang erfolgten Interviews in Internaten und Jugendhilfeeinrichtungen (im engeren Sinn) wie Wohngruppe oder Soziale Gruppenarbeit. Über Schulen kamen erstaunlich wenige Kontakte zustande, obwohl einige Befragte der ersten Interviewreihe ihre Mithilfe angeboten hatten. Vermutlich spiegelt die Reserviertheit, mit der viele Jungen ablehnend auf die Anfragen ihrer Lehrer und Lehrerinnen reagiert haben, einen Teil der Vermittlungsprobleme schulischer Sexuaufklärung wieder. Eine Reihe von Interviews kam durch persönliche Kontakte der Interviewer mit Jungen zustande – etwa ebenso viele wie Straßeninterviews. Interessant war dabei, dass weder persönliche Nähe oder ein gewisses Vertrauensverhältnis noch die völlige Anonymität zufälliger Straßeninterviews unbedingt Vorteile in Bezug auf die Thematisierung der eher „schwierigeren“ Themen des Leitfadens brachte – Reserviertheit oder Blockaden gab es in beiden Fällen. Im Bereich Tageseinrichtungen für Kinder scheiterten mehrere Versuche, über institutionelle Vermittlung Interviews durchzuführen. Auch mit jüngeren Jungen bis ins Grundschulalter kamen viele Interviews nur auf der Basis persönlicher Kontakte und mit Einwilligung der Eltern zustande, was für uns bedauerlich ist, aber nicht zuletzt für einen guten Schutz im familiären und institutionellen Rahmen spricht.

*Differenzierungen  
unter inhaltlichen  
Aspekten*

In der Auswertung der ersten Interviewreihe versuchten wir, die beteiligten institutionellen Zusammenhänge in Bezug auf Sexuaufklärung, Körperlichkeit und Gesundheit zu charakterisieren, was sich auch durch das Phänomen der „institutionellen Delegation“ durch die Befragten selbst nahelegte. Dagegen ist aus Sicht der Jungenstu-

die eine institutionsbezogene Auswertung außer für familiäre und schulische Sexualaufklärung nicht möglich, weil die Interviews darüber hinaus nur sehr wenige einschlägige Äußerungen enthalten. Es ist allerdings erstaunlich, dass etwa das Feld Jugendarbeit gar nicht als sexualpädagogischer Raum auftaucht. Im Vergleich dazu erscheint eine spezialisierte sexualpädagogische Institution wie Pro Familia ungleich häufiger. Mangels Existenz ist es dagegen nicht weiter verwunderlich, dass jugend- oder gar jungenbezogene Beratungsangebote kaum erwähnt werden. Aus Sicht der Jungen spielen offensichtlich institutionelle Zuordnungen eine geringere Rolle, sie gehen mit medialer Aufklärung in einem Set von Aufklärungsmöglichkeiten auf, ohne dass einzelne Segmente eine hervorgehobene Bedeutung erlangen. Allgemein zugängliche Medien spielen dagegen für Jungen eine immer noch wichtige Rolle als Instanz der Sexualaufklärung, wogegen kein Befragter über sexualpädagogische Telefon- oder Internetberatung berichtete.

In die Anlage der Untersuchung wurden vier Grunddifferenzierungen einbezogen: die Differenzierung nach Alter, nach Region (Stadt-Land), nach Schichtzugehörigkeit und nach nationaler bzw. ethnischer Herkunft. Erwartungsgemäß ist durch die Entwicklungsdynamik in Pubertät und Adoleszenz in der Altersdifferenzierung die bedeutendste und durchgängigste Kategorie zu sehen. An vielen Stellen der Auswertung wurde auf solche Unterschiede zwischen Altersgruppen verwiesen. Unsere Untersuchungsmethoden erlauben es jedoch nicht, die altersbezogene Entwicklung (etwa sozialisatorisch) nachzuzeichnen; die Abschnitte „Sexualität“ und „Mädchen und Freundinnen“ folgen jedoch einer alters- und entwicklungsbezogenen Orientierung. Schichtzugehörigkeit und national-ethnische Herkunft erwiesen sich partiell als tragfähige Differenzierungskategorien. Dagegen konnten praktisch keine Stadt-Land-Unterschiede ausgemacht werden. Dies wird vor allem dadurch erklärbar, dass die sexualaufklärungsrelevanten Themen personenabhängig sind oder darüber hinaus – im Bereich der Schule – institutionell nivelliert wurden. Dort, wo städtische Regionen in der befragten Altersgruppe Vorteile bieten könnten – nämlich im Rahmen institutioneller Unterstützung –, besteht bei den Jungen keine Nachfrage. Die körperliche und adoleszente Entwicklungsdynamik scheint dadurch die Benachteiligung ländlicher Regionen zu überformen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass diese Benachteiligung nicht zu einem späteren Zeitpunkt virulent werden kann, etwa wenn der Beratungsbedarf bei jungen Männern steigt oder wenn relevante Themen (ländlich) tabuisiert bzw. (städtisch) öffentlich verhandelt werden.

*Zur Tragfähigkeit  
und Ergiebigkeit  
der Grund-  
differenzierungen*

Die persönlichen Ressourcen scheinen in der Jugendphase noch zu dominieren (z.B. die Qualität der Beziehung zwischen Junge und Eltern, der status- und identitätsstabilisierende Zugang zu einer Jugendszene). Auch deshalb erweist sich die weitere Differenzierung im Rahmen unserer Untersuchung als weniger relevant. Die Verteilung dieser Ressourcen differenziert sich dabei sicherlich nach Kategorien wie Bildung, Schicht und damit auch nationaler Herkunft usw.

*Begrenztheit einzelner  
Kategorien*

Die erste Interviewreihe hatte bereits zutage gebracht, dass bei allen möglichen Differenzierungen eine Ambivalenz entsteht zwischen Normalität und Besonderheit, zwischen möglicher Kränkung durch Nichtbeachtung und Stigmatisierung durch ausdrückliche Hervorhebung (insbesondere gilt das in unserem Untersuchungszusammenhang für Migrantenjugendliche und Homosexualität). Teilweise sind Differenzierungen auch äußerst fragwürdig. Die Kategorie „Jungen ausländischer Herkunft“ umfasst einmal unterschiedlichste Herkunftsländer und -kulturen, bikulturelle Jungen der ersten, zweiten und dritten Generation, deutschstämmige Aussiedler, Jungen, die binationale Eltern haben, Jungen mit doppelter Staatsbürgerschaft usw. Auch innerhalb einer zunächst als homogen bewerteten Gruppe – z.B. Jungen türkischer Herkunft – gibt es enorme Unterschiede in Bezug auf Enkulturation und Integration, was sich an der Bandbreite ihrer Äußerungen ablesen lässt. Eine angemessene Berücksichtigung dieser nochmals in sich differenzierten Gruppen kann unsere Untersuchung nicht leisten – hier sind weitere exemplarische Einzelstudien notwendig. Wir haben deshalb weitgehend darauf verzichtet, die denkbaren Differenzierungen gesondert hervorzuheben, sondern mit der gebotenen Vorsicht allenfalls einzelne Hinweise in die allgemeine Auswertung eingefügt.

# 2

## **DIE BEFRAGUNG VON EXPERTEN, EXPERTINNEN UND SCHLÜSSELPERSONEN**

## 2.1 JUNGESIN UND „MÄNNLICHKEIT(EN)“

*Die Trennung  
„Männlichkeit“ und  
„Mann“ bzw.  
„Jungesein“ liefert  
tragfähige Ergebnisse.*

Ein wesentliches Kennzeichen unseres forschungsleitenden Interesses ist die dezidierte und eindeutig geschlechtsbezogene Perspektive auf Jungen und männliche Jugendliche. Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, vor der Frage nach Sexualaufklärung, Körperlichkeit und Gesundheitsverhalten von Jungen zunächst zu bestimmen, welches Bild die Befragten von den Jungen haben. In der theoretischen Herleitung wurde begründet, dass eine definitorische Trennung der ideologischen Kategorie „Männlichkeit“ und der eher verhaltens- und selbstbezogenen Kategorie „Jungesein“ bzw. „Mannsein“ sinnvoll und notwendig ist. Sowohl bei der Durchführung der Interviews wie auch bei deren Auswertung hat sich gezeigt, dass diese Unterscheidung tragfähige Ergebnisse liefert. Viele der Befragten arbeiten – meist unbewusst – mit diesen unterschiedlichen Kategorien und haben über die Fragen im Interview das Konzept für eine solche Unterscheidung aufgegriffen. Diese Differenzierung diente zumindest als guter Stimulator, für viele Befragte war sie eine Art Leitorientierung durch das Interview.

Das Bindeglied zwischen dem individuellen, ausdifferenzierten „Jungesein“ bzw. „Mannsein“ und „Männlichkeit(en)“ fanden wir dort, wo Jungen und männliche Jugendliche sich analog zu Männlichkeitsideologien verhalten. Diese Schnittstelle operationalisierten wir in der Begrifflichkeit „typisches“ Jungen- oder Männerverhalten und „Jungen- oder Männerkultur“. Der zugehörige Gegenpol liegt dort, wo Junge-/Mannsein und „Männlichkeit“ individuell divergieren, wo also das eigene Junge- oder Mannsein gerade nicht den Vorgaben der Männlichkeitsideologien entspricht. Diese Spannung operationalisierten wir im Begriff der „Diskrepanz“ zwischen Männlichkeit und Mannsein. Aufgrund der scheinbaren Dominanz traditioneller Männlichkeitsbilder schien es uns wichtig zu sein, immer wieder den Blick gezielt auf das Junge- und Mannsein (auch) als eine von „Männlichkeit“ abweichende Kategorie zu richten. Diese Perspektive operationalisierten wir in der Begrifflichkeit „Ausnahmen“ und „gelungenes Junge- oder Mannsein“.

## 2.1.1 **DIE SCHNITTSTELLE „JUNGEN- UND MÄNNERKULTUR“ – „TYPISCHES“ JUNGENVERHALTEN**

Es liegt nahe, dass bei der Frage nach dem „typischen“ Jungen- und Männerverhalten – also in der Schnittstellendimension – Begriffe aus der Welt der Männlichkeitskonzepte auftauchen und verwendet werden. Dass diese männlichkeitsideologisch eingefärbten Antworten sehr oft negativ konnotiert waren, hat uns bei der Auswertung doch überrascht. Das Problem der Stereotype wurde nur selten erkannt und in deskriptive Vorsicht umgesetzt. Vielen der Befragten erscheint es als selbstverständlich, dass es durchgängige Formen einer typischen Jungen- bzw. Männerkultur gibt. Das gesamte Jungen- bzw. Männerverhalten wird aus dieser Selbstverständlichkeit heraus oft einfach kategorial zusammengefasst. Nicht beachtet wird dabei, dass sich das Jungenverhalten kontextabhängig verändert. Allerdings fiel es häufig sehr schwer, dieses Typische zu benennen oder genau zu beschreiben. Am häufigsten wurden ritualisierte Verhaltensabläufe sowie ein „typisches“ Imponiergehabe erwähnt. Als Kennzeichen der Jungen- und Männerkultur, wie auch des typischen Jungenverhaltens, wurde der Begriff der „Coolness“ herangezogen, ebenso der Normalitäts- und Cliquendruck, dem Jungen sich aussetzen bzw. ausgesetzt sind. In diesem Zusammenhang findet eine Verhaltensstrategie Beachtung, die als „demonstrative Kompetenzfassade“ bezeichnet und dem Normalitätsdruck zugehörig vermutet wird. Männerkultur wird von vielen Befragten direkt mit Dominanzverhalten in Zusammenhang gebracht, zu dem eine typische Hilflosigkeit und Unsicherheit in Bezug auf Mädchen bzw. Frauen gehört.

Ebenfalls als typisch für Jungenkultur wird das demonstrative Besetzen von Räumen im konkreten Sinne, aber auch im Versuch, Räume als Möglichkeiten zu definieren, angeführt. Nur sehr selten wird die Frage nach dem Typischen oder nach einer Jungen- und Männerkultur mit positiven Konnotationen verwendet. An wenigen Stellen tauchen bei der Frage nach dem typischen Jungen- und Männerverhalten oder nach der Jungen- bzw. Männerkultur Differenzierungskategorien (kulturelle und nationale Herkunft, Bildung, Schicht, Stadt-Land-Thematik) auf. Jugendliche ausländischer Herkunft dienen den befragten Erwachsenen dabei häufig als Projektionsfläche für die bei deutschen Jugendlichen – besonders solchen aus Mittelschichten – eher latent oder versteckt gehaltenen Männlichkeitsbilder, die bei diesen deutlicher hervortreten.

*Unhinterfragte  
Selbstverständ-  
lichkeiten*

2

## 2.1.2 **DIE DISKREPANZ ZWISCHEN JUNGE-/MANNSEIN UND „MÄNNLICHKEIT“**

Die vielfältigen Wahrnehmungen und Aussagen zur Schnittstelle zwischen Junge-/Mannsein und „Männlichkeit“ legen die Vermutung nahe, dass Jungen und männliche Jugendliche sehr viel daran setzen, sich mit gängigen Vorstellungen von Männlichkeit „deckungsgleich“ zu präsentieren. Die Hinweise auf den bestehenden Normalitätsdruck bestätigen diese Annahme. Allerdings ist es evident, dass kein Junge oder Mann den gesammelten Männlichkeitsvorstellungen auch nur annähernd genügen kann. Insofern war für uns eine wichtige Frage, ob auch die bestehende Diskrepanz zwischen Junge-/Mannsein und „Männlichkeit“ wahrgenommen und wie damit umgegangen wird.

*Fehlende  
Unterstützung  
zur Bewältigung  
der Diskrepanz*

Viele der Interviewpartner und -partnerinnen nehmen diese Spannung tatsächlich wahr. Aus ihrer Sicht scheint der Umgang von Jungen mit dieser Diskrepanz jedoch kein aktiver Prozess zu sein. Umgekehrt drängt sich der Eindruck auf, dass die Schlüsselpersonen den Jungen durch ihre vorrangige Kritik der „Männlichkeit“ kaum Unterstützung für den Umgang mit solchen Diskrepanzen anbieten können. Aus Sicht der Erwachsenen bietet hier auch die Gleichaltrigengruppe kaum eine Lösung, weil sie durch Normalitätsdruck und (angedrohte) Ausgrenzung die Spannung eher noch verstärkt. Eine Bewältigungsform dieser Spannung wird im eindeutigen Rückzug auf den einen oder anderen Pol der Diskrepanz gesehen: entweder der Rückzug auf sich selbst, oder aber das verstärkte Präsentieren von „Männlichkeit“. Als weitere Bewältigungsstrategie wird die Abwertung anderer – bevorzugt der Mädchen – angegeben. Auch das Rationalisieren, Relativieren oder Herunterspielen der Diskrepanz und des eigenen Versagens (unter Aufgabe einer realistischen Selbstwahrnehmung) nehmen die Befragten als Bewältigungsform der Jungen wahr. Schließlich zählt für sie auch noch die Ablenkung oder Kompensation durch Aktivitäten zu den Bewältigungsformen der Diskrepanz.

*Schlussfolgerungen  
für die zweite  
Interviewreihe*

Dass es diese Diskrepanz gibt und sie den Jungen anscheinend weitgehend unbewusst bleibt, nehmen wir für die zweite Interviewreihe ernst. Es bedeutet für eine Befragung von Jungen und männlichen Jugendlichen, nicht (so stark) auf die präsentierten Männlichkeitsstereotype zu achten und konzentriert zu sein, sondern zu versuchen, den Pol „Jungesein“ sowie die Diskrepanzthematik aufzugreifen.



Es soll versucht werden, eher das hinter den Männlichkeitspräsentationen Liegende aufzugreifen und ihm einen Resonanzraum zu verschaffen.

## 2.1.3 MÄNNLICHKEITSBILDER – NEGATIVENTWÜRFE

Ähnlich wie im Zusammenhang mit den Ausnahmen von gängigen Männlichkeitsstereotypen oder wie beim Blick auf das gelingende Junge- oder Mannsein zeigte sich bei der Befragung der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen eine weitere – zunächst unerklärliche – Diskrepanz. Männlichkeitsbilder werden von ihnen zwar zunächst fast durchgängig mit einer hohen Selbstverständlichkeit und in kultureller Verankerung geschildert. Gleichzeitig war aber erkennbar, dass weitgehend die Beschreibung von „Männlichkeit(en)“ in der Begriffswahl latent oder ganz offen negativ bzw. mit Abwertungen versehen wurde. In den Interviews selbst wurden diese Tendenzen zunächst oft gar nicht so deutlich wahrgenommen. Erst in den Transkriptionen wurden Abwertungen augenfällig. In den Interviews fragten wir z.B. danach, was männliche Jugendliche nach der Wahrnehmung der Befragten **gut** ausdrücken können. Als Antwort auf diese Frage wurde häufig zunächst das benannt, was sie **nicht** oder **schlecht** vermitteln können. Und selbst das Positive wird abgewertet – z.B. als ein „Als-ob-Verhalten“, so dass es letztlich doch wieder Negatives ist.

Tauchen an manchen Stellen der Interviewtranskripte empathische Passagen auf, führte dies in den unterschiedlichen Auswertungsphasen fast schon zu freudiger Überraschung. Eine – nicht vollständige – Zusammenstellung der in den **Aussagen über** die Jungen verwendeten Wörter liest sich wie ein begriffliches Gruselkabinett der „Männlichkeit“. Das für uns Überraschende, fast Erschreckende ist dabei nicht, dass männlichkeitsorientiertes Verhalten oder erkennbare Ideologien von Männlichkeit auch kritisch betrachtet und bewertet werden. Es ist vielmehr diese Durchgängigkeit, dieses nahezu überall präsente soziale „Understatement“, dass Jungen und Männer in einem wesentlichen Teil ihrer geschlechtsbezogen sichtbaren Persönlichkeitsanteile und Verhaltensweisen abgewertet werden.

*Gruselkabinett  
der Männlichkeit*

## AUSSAGEN ÜBER JUNGEN

Abenteurer

Action

Aggression

alles im Griff

Angeberei

Athleten (übertrieben)

cool, Coolness

derb

distanziert

Dominanz

draufgängerisch

egozentrisch

Eitelkeit

Ellbogenmentalität

Erfolg (und sonst nichts)

extrovertiert

Fitness (negativ)

gefühlsabgeschnitten

Gockelei, gockelhaft

Grenzenlosigkeit

Hahnenkampf

Härte

Helden

Hypochonder

im Rudel auftreten

Imponiergehabe

Kampf

Körperkult

Konkurrenzverhalten

Kotzbrocken

Kraft

Kumpanei

kumpelhaft

laut

Leistung(svergleich)

lonesome Cowboy

Macho

Macht

Männlichkeitsshow

Maske

nicht weinen

(Omni)Potenz

Rambo

raumgreifend

Rivalität

Rumgeprotze

Schwächen nie zugeben

sich hervortun

sich messen

Stärke

tapfer sein (Indianer)

tonangebend

Überbietung

Übermänner

Wettbewerb

Zähne zusammenbeißen

Ein gängiger Verdacht der Befragten besteht etwa darin, dass es sich beim Jungenverhalten stets um getarnte Schwäche handelt: Jungen sind eigentlich durchgängig schwach, versuchen aber, sich permanent als stark zu präsentieren; die dahinterstehende Annahme der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen lautet, dass Jungen immer etwas überspielen, dass sie „eigentlich“ gar nicht stark sein können. Die Abwertung kristallisiert leicht an dem umgangssprachlich viel verwendeten Begriff „Macho“ bzw. „Machoverhalten“. Es ist – zumindest in Fachdiskussionen im sozialen Bereich – undenkbar, dass ähnlich inflationär abwertend mit dem äquivalenten Begriff „Tussi“ operiert werden kann, wenn sich Mädchen oder Frauen an traditionellen Weiblichkeitsmustern orientieren.

Fast selbstverständlich bezieht sich diese Abwertung nicht auf einzelne Verhaltenssegmente (die „Schnittstellen“), sondern überträgt sich dauerhaft auf alle Jungen und Männer, also auf „die“ Jungen und „die“ männlichen Jugendlichen. (Nicht: „Jungen verhalten sich manchmal machohaft“, sondern: „Die Jungen sind Machos.“) Damit verschwimmt die Grenze zwischen vorsichtiger Verhaltensbeschreibung und eindeutiger – abwertender – Zuschreibung.

*Generalisierungen und  
Abwertungstendenzen*

Wenn an dieser Stelle deutliche Abwertungstendenzen offengelegt werden, dann geht es ausdrücklich nicht darum, die Befragten bloßzustellen oder sie im Gegenzug (etwa als inkompetent) abzuwerten. Ebenso wenig scheint es uns sinnvoll zu sein, nach „Schuldigen“ für diese Tendenzen zu suchen (etwa – was naheläge – bei den „laschen“ Männern, die sich das bieten lassen, oder – als alltagsbezogene Folge feministischer Diskurse – bei den Frauen). Weil wir hinter diesem Ergebnis ein breiteres soziales Verständnis vermuten, ist es vielmehr notwendig, den Diskurs über „Männlichkeit(en)“ und die aus der Abwertung resultierenden Bedingungen der „Lebenslage Jungesein“ neu zu eröffnen.

Zumindest empfiehlt sich eine gewisse Vorsicht gegenüber dem „common sense“ und eine erhöhte Aufmerksamkeit dahin gehend, dass die gängigen Männlichkeitsbilder, auf Jungen transformiert, den Blick auf diese selbst verstellen oder zumindest verfälschen und einschränken. Nur selten werden im Zusammenhang mit beobachtbarem Jungen- oder Männerverhalten, mit der Frage nach Männlichkeitsideologien anerkennende oder positive Wertungen sichtbar. Ein Verständnis davon, dass positive Männlichkeitsvorstellungen für Jungen und männliche Jugendliche durchaus wichtig sind, ihnen „etwas zu bieten haben“, findet sich fast nicht. Die Hintergründe dieser eindeutigen Tendenz der starken Abwertung von Männlich-

keitsbildern vermuten wir in weitreichenden Tendenzen im öffentlichen Diskurs über Mannsein und „Männlichkeit“. Scheinbar gehört es derzeit zur „sexual/gender correctness“, Männlichkeit zunächst einmal grundsätzlich schlecht zu bewerten.

*Wenn man(n) den  
Spiegel vorgehalten  
bekommt*

Auf der anderen Seite sehen wir Zusammenhänge darin, dass Frauen, aber auch Männer (die Mehrzahl der Befragten in unserer Untersuchung waren Männer) mit dem Junge- und Mannsein und mit Männlichkeitsideologien eher negative biografische Erfahrungen verbinden. In Bezug auf Mädchen und Frauen überrascht diese Erkenntnis nicht, die Palette entsprechender Benachteiligungen, Angriffe und Verletzungen wurde von der Mädchen- und Frauenforschung hinreichend belegt. Bei den befragten Männern und ihrem Blick auf Jungen dagegen verweist diese Symptomatik auf eine hoch problematische Situation: vieles von dem, was bislang gängige Annahmen über männliche Geschlechtsidentität waren, muss wohl revidiert oder zumindest hinterfragt werden. Denn wenn die Wahrnehmung derjenigen Verhaltensweisen und Lebensbereiche, in denen männliche Geschlechtlichkeit sichtbar wird, ausschließlich oder überwiegend negativ ausfällt, stellt sich die prekäre Frage, woher Jugendliche und Männer einen positiven Bezug zur eigenen Geschlechtlichkeit beziehen können. Wenn die Jugendlichen den Befragten dabei Persönlichkeitsanteile spiegeln, die die Befragten selbst ablehnen – bis hin zur Repräsentation eigener unterdrückter Persönlichkeitsanteile –, dann wird es diesen Männern wohl kaum gelingen, den Jugendlichen als interessantes männliches Gegenüber zur Verfügung zu stehen.

Gerade die Deutung einer Spiegelung eigener abgespaltener Anteile legt die Vermutung nahe, dass die befragten Männer (unabhängig vom Grad der Reflexion über „Männlichkeit“, Mannsein oder spezifische Männerprobleme) in den Jungen und männlichen Jugendlichen etwas entdecken und erkennen, das sie selbst nicht bzw. nicht mehr „haben“ dürfen. Die intergenerative Perspektive von Abwertung, Neid und Hass auf Jungen und junge Männer wird durch diese Perspektive nochmals begründet und erhält eine erhöhte Relevanz. Aus der Perspektive der Jungen muss sich aus diesen personifizierten negativen Einstellungen, individuellen identitätsbezogenen Anforderungen, gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Mannsein sowie dem häufig registrierten Normalitätsdruck eine sehr spannungsgeladene, schwer zu bewältigende Konstellation ergeben. Jungen und männliche Jugendliche sehen sich konfrontiert mit mehrfachen Ambivalenzen:

- traditionelle, kulturell verankerte und stets neu reproduzierte Männlichkeitskonzepte auf der einen, die offene oder latente Abwertung dieser Bilder auf der anderen Seite;
- doppelte und widersprüchliche Leistungserwartungen – einerseits solche, die mit traditionellen Männlichkeitskonzepten verbunden sind, wie zum Beispiel Stärke, Konkurrenz, demonstrative Männlichkeit, Risikofreude, andererseits Anforderungen und Leistungserwartungen, die dem direkt widersprechen, wie Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit, Selbst- und Körperbezug;
- den sozialen Auftrag, eine stabile Geschlechtsidentität zu entwickeln auf der einen, permanente Abwertung dessen, was gewissermaßen als Handwerkszeug dafür geboten ist, auf der anderen Seite.

Es ist wahrscheinlich (und wird deshalb in der Jungenbefragung untersucht), dass die Jungen diese Abwertung von „Männlichkeit“ und deren Bewältigungsmöglichkeiten registrieren und dass sie damit auf ihre Weise umgehen, dass sie diese Situation bewältigen müssen. Wir können annehmen, dass sich bei einem großen Teil der Jungen und männlichen Jugendlichen unterschiedliche Facetten der Abwertungserfahrungen anreichern: Erfahrungen der Abwertung durch Mütter, durch Mädchen und Frauen; Erfahrungen der Abwertung durch ihre Väter (z.B. durch deren zeitliche oder räumliche Abwesenheit, durch fehlende Bezüge); durch Abwertung ihres „typischen“ Jungenverhaltens sowie Abwertung ihrer fantasierten oder demonstrierten „Männlichkeits“-Konzepte – nicht zuletzt durch erwachsene Männer.

*Facetten der  
Abwertungs-  
erfahrungen*

Noch prekärer wird diese Situation dadurch, dass es für diese spannungsreiche Lebenslage bislang kaum Möglichkeiten der Kommunikation, des Diskurses und auch kaum interessierte Öffentlichkeiten gibt. Die männliche Lebenslage der Jungen, männlichen Jugendlichen und jungen Männer bleibt hinter einem allgemeinen Verständnis von „den Jungen geht es doch gut“ oder der Dramatisierung von männlichen Verhaltenssegmenten verborgen. Es fehlt weitgehend an annehmender und anerkennender Resonanz auf die Lebenslage Jungesein. Gerade dies wirft viele Jungen wiederum auf eher traditionelle Männlichkeitskonzepte zurück: sie sind und bleiben auf sich selbst zurückgeworfen, sie sind auf das riskante „Sichausprobieren“ angewiesen; es ist biografisch notwendig, dass sie Grenzen austesten und auch überschreiten, sie spüren und erfahren; sie müssen gewissermaßen sich selbst und ihre Umwelt beherrschen, sie müssen „sich

*Fehlende Resonanz  
auf die Lebenslage  
„Jungesein“*

*„Coolness“  
als Bewältigungs-  
strategie*

im Griff haben“, genauso wie sie „alles im Griff“ haben müssen, weil es an griffigen Begriffen, an einem stabilen äußeren Halt mangelt. Im Grunde genommen scheint der von den Erwachsenen so prägnant beschriebene Rückgriff auf traditionelle Männlichkeitskonzepte für Jungen eine wesentliche Möglichkeit zu sein, mit diesen unerfüllbaren Anforderungen umzugehen. In dieser – hier sehr zugespitzt formulierten – Konstellation wird es verständlich, dass die Jugendlichen sich gegenüber Erwachsenen, aber auch gegenüber anderen Jugendlichen distanziert, emotionsfrei – eben „cool“ präsentieren müssen. Denn dies signalisiert nach innen wie nach außen die Bewältigung einer an sich nicht leicht bewältigbaren Jugendwirklichkeit.

*Folgen,  
insbesondere für die  
Sexualaufklärung*

Diese Konstellation hat sowohl für den pädagogischen Alltag wie auch für einen geschlechtsbezogenen Forschungsansatz weitreichende Folgen: Allgemein muß damit gerechnet werden, dass Jungen und männliche Jugendliche gegenüber Erwachsenen immer auch die Erwartung mitbringen, dass diese ihr bisheriges Verständnis von Geschlechtlichkeit nicht akzeptieren, sondern abwerten werden. Ob und wie mit dieser „antizipierten Interaktionsstörung“ umgegangen werden kann, muss noch überprüft werden. Möglicherweise ist es hilfreich, mit der (theoretischen) Trennung von Mannsein und „Männlichkeit“ zu arbeiten. Es scheint darüber hinaus notwendig, den Blick noch konzentrierter auf die „Ausnahmen“ bzw. auf „Ausnahmesituationen“ zu richten, um der Dominanz von Männlichkeitswahrnehmungen entgegenzuwirken. Hilfreich wird es dazu ebenfalls sein, zunächst keine Typisierung von Jungen oder des Jungeseins vorzunehmen, auch um den Bedingungen der Individualisierung Rechnung zu tragen. In den Vordergrund des Interesses sollten noch stärker Einzelfälle treten, um differenzierende Facetten verstärkt wahrnehmen zu können. Schließlich wird es – vor allem sprachlich – darauf ankommen, kritischen Abstand zu Trends und Moden der Medien zu halten und eben nicht auf platte Stereotypen zurückzugreifen.

*Männliche  
Geschlechtlichkeit  
als Suchprozeß*

In der festgestellten allgemeinen Abwertung von Männlichkeit, die auf Jungen und Männer insgesamt übergreift, sehen wir auch die Chance, in einen Diskurs über „gelingendes“ Junge- und Mannsein eintreten zu können. Die Konstruktion irgendwelcher „Typen“ oder der Rückgriff auf scheinbar „schon immer“ gültige Männlichkeitsmuster kann dabei in der Situation der Moderne und in der hier geschilderten Konstellation keinesfalls die Zielrichtung vorgeben. Vielmehr kommt es darauf an, eine modernisierte oder „pluralisierte“ Variante männlicher Geschlechtlichkeit im Sinne eines relativ offenen Suchprozesses zu entwickeln. Voraussichtlich werden künftig

Aneignungsdynamik und – aufgrund von Individualisierungsprozessen bei gleichzeitigem Verlust des Allgemeinen – auch Aneignungsdruck zunehmen. Deshalb scheint momentan die Notwendigkeit zu bestehen, den Jungen und männlichen Jugendlichen eine Vielfalt möglicher Orientierungsdimensionen anzubieten und ihnen gleichermaßen Kompetenzen für die Bewältigung ihrer selbst organisierten Suchprozesse zu vermitteln.

## 2.1.4 **NEGATIVES KORRELAT: AUSWIRKUNG VON MÄNNLICHKEIT**

Auch wenn das Verhalten der Jungen an den „Schnittstellen“ sowie die wahrgenommenen Männlichkeitsbilder von den erwachsenen Befragten insgesamt abgewertet werden, so verweisen einige von ihnen auch unmittelbar auf die Folgen und Auswirkungen der Männlichkeitsideologien auf Jungen und männliche Jugendliche oder erwachsene Männer selbst. Bisweilen hat es dabei den Anschein, als verwischten die Grenzen zwischen „Männlichkeit“, sozialen Ursachen für die „Bewältigungsstrategie“ Männlichkeit und den direkten Folgen einer dominanten Männlichkeit. (So werden z.B. auf die Frage nach den Männlichkeitsbildern der Jungen Kategorien wie „Stärke, Leistung“ usw. in einem Atemzug mit den vermuteten Ursachen – „fehlende Väter“, „Angst vor Weiblichkeit“, „Unterlegenheitsgefühle gegenüber Mädchen“ – genannt.)

Häufiger werden die Auswirkungen von Männlichkeit aber direkt als solche benannt, oder es wird zumindest implizit auf solche Auswirkungen hingewiesen. Anders als die direkt abgewerteten Segmente der Männlichkeit gelten diese Folgen dann mehr als etwas, was einerseits mit „Männlichkeit“ zusammenhängt, als etwas, das zwar auch mit den (abgewerteten) Männlichkeitsbildern oder Verhaltensmustern in Verbindung gebracht wird – also damit korreliert –, das aber dennoch mehr oder weniger eindeutig als für Jungen nachteilhaft zu sehen oder zu deuten ist. Dabei wird deutlich, dass Jungen selbst unter dem objektiven Zugriff von „Männlichkeit“ stehen. Für diese Auswirkungen verwenden wir den Begriff „negatives Korrelat“.

Das negative Korrelat von Männlichkeit und männlichkeitsorientiertem Verhalten wird von den Befragten in unterschiedlichen Formen und auf verschiedenen Ebenen wahrgenommen. Zunächst stellen einige Interviewpartner eine drohende oder tatsächliche soziale

*Beobachtete  
Formen des  
„negativen  
Korrelats“*

Isolation fest, etwa im Zusammenhang mit der distanzierten Selbstpräsentation („cool“). Andere Befragte verweisen auf spezifische Defizite infolge von „Männlichkeit“, z.B. fehlende Spontaneität oder fehlende Echtheit („Fassade“) bei den Jungen und männlichen Jugendlichen. Ebenso werden unterschiedliche Formen des (Handlungs- oder Anpassungs-)Drucks benannt, allen voran ein hoher Normalitätsdruck, der auf den Jungen lastet, aber auch Leistungs- oder Aktivitätsdruck. Einige der Befragten stellen darüber hinaus Desorientierung, Unruhe oder Unsicherheit bei den Jungen als Folgen von „Männlichkeit“ fest. Am emotional dichtesten werden die negativen Korrelate von Männlichkeit in zwei Bereichen geäußert, die für Jungen, männliche Jugendliche und Männer anscheinend sehr bedrohlich sind:

- dort, wo sie hohen Risiken und Gefahren ausgesetzt sind und wo sie sich bedroht fühlen, besonders vor Abwertung, Ausschluss aus Gruppen oder aus der Clique;
- dort, wo sie – damit und mit den hohen Standards und Erwartungen an „ihre“ Männlichkeit zusammenhängend – Ängste empfinden: insbesondere Versagensängste, Angst vor Ehr- bzw. Gesichtsverlust und Angst vor Überforderung.

## 2.1.5 GELUNGENES JUNGSEIN

*Balancehalten  
als Kennzeichen  
des gelingenden  
Jungeseins*

In den Interviews haben wir an drei verschiedenen Stellen ausdrücklich nach dem „Gelingenden“ gefragt: in Passagen zum Junge- bzw. Mannsein, in Bezug auf die eigene Körperlichkeit sowie im Hinblick auf den persönlichen Selbstbezug. Bezogen auf das Junge- und Mannsein werden von den Befragten sowohl die Absetzung vom Normalen und Typischen, das Gelingen von Freiheiten als auch die Wahrnehmung einer großen Bandbreite, eines großen Repertoires an Verhaltensweisen der Jungen genannt; gleichzeitig nennen sie aber auch Begegnung, Kontakt und Kommunikation mit und zwischen Jungen, sowie deren Bestrebungen nach Integration oder eine organische Vorstellung des „Wachsenlassens“ seitens der Erwachsenen. Auffällig ist für die Befragten dabei die Gleichzeitigkeit von eher integrativen Bestrebungen mit situativ abgrenzenden oder absetzenden Tendenzen der Jungen. Gerade das „Balance-Halten“ – zum Beispiel zwischen aktiv und passiv – wird jedoch als markantes Kennzeichen des gelingenden Jungeseins genannt. Bei der Frage nach der gelingenden Körperlichkeit wird von vielen Befragten darauf hin-



gewiesen, dass es aus ihrer Sicht für Jungen zunächst auf Körperbezüge ankommt: die Wahrnehmung des eigenen Körpers, das Einräumen eines adäquaten Platzes für die eigenen körperlichen Bedürfnisse, auch so etwas wie Gelassenheit dem eigenen Körper gegenüber, Zuwendung und Zärtlichkeit sich selbst gegenüber und die Wahrnehmung des Körpers als Teil eines Ganzen. Manche Interviewpartner betonen aber, dass es wichtig ist, die Grenzen des eigenen Körpers zu kennen und eigene Schwächen annehmen zu können.

Insgesamt stellen die Befragten fest, dass körperliche Präsenz durch diese verstärkte Wahrnehmung und durch das „Kennen“ des Körpers gefördert werden kann. Auch beim „gelingenden Selbstbezug“ werden integrative Bestrebungen hervorgehoben – etwa zu seinen Stärken und Schwächen zu stehen, sich selbst anzunehmen usw., oder einfach Selbstvergewisserung im Sinn einer Integration der eigenen Biografie. Auch zum gelingenden Selbstbezug gehört die Wahrnehmung der eigenen Person: zu wissen, wer man ist, sich über die eigenen Gefühlslagen klar zu werden, im Kontakt zu sich zu sein – was auch den Kontakt zu anderen ermöglicht –, sich selbst in spezifischen Situationen gut zu spüren. Unter einem gelingenden Selbstbezug wird auch die Lösung vom sozialen Status und von sozialen Positionen verstanden: eine Art von Selbststärke, die nicht darauf angewiesen ist, sich beweisen zu müssen. Ebenso wird darauf hingewiesen, dass ein guter Körperbezug für Selbstbezüge notwendig ist. Als Zielformulierung fungiert die Ansicht, dass gelungener Selbstbezug dann hergestellt ist, wenn sich „seelische Zufriedenheit“ einstellt.

Entgegen unseren ursprünglichen Erwartungen kamen auf die Frage nach dem „Gelingenden“ allerdings kaum Antworten, die sich „lebensdienlich“ darauf beziehen, wie die Befragten Jungen, männliche Jugendliche oder Männer wahrnehmen: Nur ganz selten wurde ein Beispiel eines Jungen oder Mannes genannt, der bereits etwas vom Gelingenden verkörpert. Allerdings produzierte ein Teil der Interviewpartner durchaus „utopische“ Bilder und Vorstellungen, wie ein gelungenes Junge- oder Mannsein aussehen könnte oder sollte. Wir betrachten dies zumindest als einen entscheidenden Schritt, nicht in der latenten oder offenen Abwertung stehen zu bleiben. Es zeigt sich, dass dafür durchaus Potentiale bei den Befragten vorhanden sind, denen jedoch immer noch die konkrete Verankerung bei den Jungen fehlt.

Zwar werden die Vorstellungen des „Gelingenden“ sehr oft mit Leistungs- oder Verhaltenserwartungen gekoppelt. In der Wendung auf den Begriff des „gelingenden“ Junge- oder Mannseins sehen wir aber eine wichtige Projektionsfläche in doppelter Hinsicht:

*Gelingender  
Selbstbezug durch  
Integration*

*„Gelingendes“  
zumindest  
als Utopie*

*„Die Jungen  
sollten mehr...“*

- Aus der Außenperspektive formulieren die Befragten wahrgenommene Defizite der Jungen um und wenden sie positiv (z.B. wird ein Teil des Defizits „Isolation“ als Integration und „Bei-sich-Sein“ erkennbar);
- in einer empathischen Perspektive werden die wahrgenommenen Wünsche und Sehnsüchte der Jungen aufgenommen und reproduziert (z.B. deren Sehnsüchte nach Nähe, Entspannung und Gelassenheit, Selbstfürsorglichkeit usw.).

Kennzeichen eines gelingenden Junge- oder Mannseins sind aus der Sicht der Schlüsselpersonen, Experten, Expertinnen beispielsweise:

- persönliche Nähe, Integration,
- Zulassen von Unterschiedlichkeit und Vielfalt (z.B. eigene Meinungen haben/beibehalten),
- Spontaneität,
- Echtheit und Authentizität,
- Angenommen-Sein, sich anerkannt fühlen,
- (temporäre) Passivität,
- Sicherheit, einfach so sein dürfen,
- Ruhe und Präsenz,
- Fremdverantwortung (sich überlassen können),
- Durchlässigkeit.

*vgl. Kapitel 4,  
den Abschnitt  
„Balancierte  
Männlichkeit“*

In dieser Projektion des Gelingenden zeichnet sich pointiert, seltens friedlich und positiv etwas von dem ab, was „Männlichkeit“ und Junge- oder Mannsein in der Moderne sein bzw. werden könnte. Das Gelingende bildet damit den Gegenpol zu dem, was an Auswirkungen (negatives Korrelat) traditioneller Männlichkeitskonzepte offensichtlich ist und so auch von den Befragten wahrgenommen wurde. Wir werden am Ende dieser Studie in unserem Variablenmodell einer „balancierten Männlichkeit“ diese Ergebnisse aufgreifen und perspektivisch umsetzen.

## 2.2 EMOTIONALE FACETTEN: TABU, SCHAM UND PEINLICHKEIT

Mit der Thematisierung von Tabus und Scham begeben wir uns auf ein für viele Beteiligte (mindestens etwas) unsicheres Terrain, in den „weichen“ Sektor der Sexualaufklärung. In der Vorbereitung auf die erste Interviewreihe mit Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen zeigte sich dabei eine interessante Spannung, die auch in den Interviews mit oft überraschenden Effekten auftaucht. Tabus und Scham gelten im öffentlichen Alltagsverständnis oft als eher entlegene, gleichsam der Vergangenheit angehörende Bereiche. Sie scheinen aus einer Zeit sexueller Repression zu stammen, die heute für Jugendliche (und Erwachsene) nur mehr geringe Relevanz haben, die aber dennoch lästig, hinderlich und deshalb zu eliminieren sind. (Jugend-)Sexualität gilt, vor allem auch aufgrund der medialen Darstellung, weithin als enttabuisiert und von „falscher“ Scham befreit. Damit verbunden zeigt sich gewissermaßen ein neues Tabu: (Eigene) Tabus sind tabu, Tabus haben – wenn überhaupt – die anderen oder bestimmte andere Institutionen.

Gleichzeitig betonen aber viele der von uns befragten Experten die positive Bedeutung von Grenzen, gerade auch der Grenzen hinsichtlich Intimität, Scham, Tabu. Vermeintliche Liberalität und Toleranz im Sinne eines „darüber brauchen wir doch heute nicht mehr reden“ kann deshalb auch als neutralisierender Sicherheitsabstand zu einem heiklen, sehr identitätsnahen Thema gedeutet werden. So spricht einiges dafür, dass zumindest mit Ambivalenzen zwischen konformen, „aufgeklärt“ geäußerten Einstellungen zur Sexualität einerseits und der jeweiligen Verhaltens- oder Erfahrungsebene andererseits zu rechnen ist – sowohl bei den Erwachsenen wie bei den Jungen selbst. Es war anzunehmen, dass das Vorhandensein von Tabus teilweise bestritten („mit mir kann man über alles reden“) oder verharmlost wird. Tabufreiheit gilt dann geradezu als Ausweis von Kompetenz in sexuellen Dingen.

Für den Prozess der Sexualaufklärung bzw. für die Entwicklung der sexuellen Identität ist diese Diskrepanz um so bedeutsamer, als in aufklärungsrelevanten Zusammenhängen ein doppeltes Tabu zusammenspielt: als intergeneratives Vermittlungsproblem seitens der Erwachsenen und als individuelle, sozialisations- und auch entwicklungsbedingte Grenze der Kinder und Jugendlichen. Der Umgang mit „Tabu“ und „Scham“ wird damit zu einer Leitkategorie, die

*Vermeintliche  
Tabufreiheit  
schafft neue Tabus.*

*Vermittlungs-  
probleme  
durch Tabus*

2

sowohl den Erfolg der Aufklärungsbemühungen Erwachsener als auch die Aneignungsbereitschaft von Kindern und Jugendlichen bedingt. Tabu, Scham und Peinlichkeit markieren hier in absteigender Bedeutung Bereiche des Verhaltens oder der Kommunikation, die – individuell durchaus unterschiedlich ausgeprägt – zumindest als schwierig, teilweise als angstbesetzt und jedenfalls als eher zu vermeiden gelten.

## 2.2.1 SCHAM UND TABU ALS EMOTIONALE SCHUTZRÄUME

*Indikatoren im  
„weichen“ Bereich  
der Sexualaufklärung*

Entgegen der landläufigen Haltung, Tabuisierung einfach durch Thematisierung zu ersetzen, fragen wir nach einer – vor Fragmentierung und Gefährdung schützenden – Funktion von Scham und Tabu. Wir gehen davon aus, dass sich in der Scham eine Widerstandsform verbirgt, die zu übergehen (= Beschämung) nicht nur ein fachlicher Fehler der Sexualaufklärung ist, sondern eine persönliche Grenzverletzung sein kann. Mit den Fragen im Bereich Tabu, Scham und Peinlichkeit sollte deshalb ein wesentlicher Teil des von uns so benannten „weichen“ Sektors der Sexualaufklärung erfasst werden. Darüber hinaus kann überprüft werden, an welchen Stellen Jungen auch indirekt Widerstände gegen Bemühungen verschiedenster Arten von Sexualaufklärung artikulieren, Stellen also, an denen sie diese ganz besonders als Zumutung empfinden.

Damit soll eine in gewissem Sinn tiefere Ebene angesprochen werden, die für die Auffassung steht, dass Vermittlungsprobleme in der Sexualaufklärung nicht nur vordergründiger, d.h. technischer oder didaktischer Natur sind. Deutlich wurde unter anderem, dass auch dieser Fragenkomplex nicht nur in der „Draufsicht“ auf die Jungen betrachtet werden darf, weil sich bei ihnen spiegelt, was häufig auch für Erwachsene ein Problem ist: Es steht eine Region im Mittelpunkt des Interesses, die irgendwie schwierig oder nicht ganz geheuer ist. Das zeigt sich auch an Umschreibungen der Befragten wie „da unten“ oder einfach „das“, an der Tendenz zum Rückzug auf Fachterminologien oder an der teilweise aufgeladenen Spannung, mit der Befragte der ersten Reihe in die Interviews gingen.

Bei den Befragten gab es gleichsam zwei Pole in der Art des Umgangs mit diesen Schwierigkeiten. Beim ersten Pol war auffällig, dass auf die Frage nach Tabu, Scham und Peinlichkeit in der Arbeit mit Jungen vor allem die eigene innerliche Verfassung bedacht wurde, obwohl

z.B. ausdrücklich nach peinlichen Situationen für Jungen gefragt war. Diesen Befragten geht es also zunächst um die eigene Haltung, mit der sie Jungen gegenüber treten wollen. Sie wird charakterisiert durch den Anspruch der Ungezwungenheit, der Tabufreiheit und der Kompetenz, sich nicht in Verlegenheit bringen zu lassen. Nichts ist peinlich, es gibt keine Schwierigkeiten. Dieser Anspruch bildet entsprechend auch die Zielperspektive für gelungene Sexuaufklärung. Von der Selbstwahrnehmung aus folgt häufig der Rückschluss auf die Jungen, die als wenig schamempfindlich oder -belastet beschrieben werden.

*Es soll möglich sein,  
frei und unverklemmt  
über Sexualität  
zu kommunizieren.*

Vom anderen Pol her wird dagegen die Häufigkeit peinlicher Situationen und die Bedeutung der Scham gerade für Jungen hervorgehoben, auch wenn dies gerade nicht offensichtlich ist. Zum Teil findet sich eine besondere Betonung der Akzeptanz von Scham, hinter der sich offensichtlich die Wahrnehmung verbirgt, dass die Sache mit der Scham zumindest bei vielen Jungen doch nicht ganz akzeptiert ist. Diese Betonung wird quasi dagegengesetzt, um den Gegenimpuls zu einer Realität zu stabilisieren, in welcher Jungen versuchen, Scham zu negieren oder zu übergehen. Vor dem Hintergrund eines Zusammenhangs von Scham und Grenzverletzungen wird dabei deutlich, dass Jungen in der Regel sowohl Erfahrungen als verletzende Täter als auch als verletzte Opfer haben. Das impliziert die Notwendigkeit, Jungen eine Bearbeitung solcher Erfahrungen hinsichtlich Körperlichkeit und Sexualität unter Berücksichtigung der jeweiligen Grenzen zugänglich zu machen. Das Thema Scham wird jedoch bei diesem Pol als ein aus dem Impetus der sexuellen Befreiung heraus gerade in zurückliegender Zeit eher vernachlässigtes Thema charakterisiert und auch deshalb seine stärkere Berücksichtigung in der Sexualpädagogik eingefordert bzw. bereits festgestellt.

*„Scham gibt es,  
die ist aber o.k.“*

Es wird offensichtlich, dass in den beiden Polen zwei Orientierungen gegeneinanderstehen, die von ihren Annahmen her zu ganz unterschiedlichen Haltungen und Strategien im Umgang mit Jungen kommen. Dabei geht es um die Frage, ob eine gewisse Scham natürlich bzw. entwicklungsbedingt normal ist, oder ob sie lediglich die Folge einer schlechten Erziehung darstellt. Ohne diese Frage hier theoretisch zu diskutieren, halten wir es schon allein vor dem Hintergrund des empirischen Zugangs für sinnvoll, die Themen Peinlichkeit, Scham und Tabu in sexualpädagogische Überlegungen einzubeziehen. Das in unserer Untersuchung gesammelte und diesbezüglich reichhaltige Material legt es nahe, darüber hinaus eine besondere Empfindlichkeit für Scham bei Jungen als gegeben zu betrachten.

Dieses Material lässt sich theoretisch zwei Ebenen zuordnen, die jedoch für die Jungen selbst nicht deutlich in dieser Trennung vorhanden sein dürften. Es geht dabei zum einen um den Bereich der Körperscham, angefangen bei der Zufriedenheit mit dem eigenen Aussehen über die Veränderungen der Pubertät bis hin zum Umgang mit Körperrauscheidungen und den Genitalien. Gerade in Bezug auf Sexualität wird deutlich, dass es sich hierbei nicht nur um „kosmetische“ Probleme, sondern um eine höchst sensible, weil „identitätsnahe“ Thematik handelt: Damit wird auch angesprochen, inwieweit sich Jungen selbst annehmen können und ihren Körper wertschätzen und inwieweit sie (damit) über positive Körperbezüge verfügen. Zum anderen geht es um – letztlich beschämende – Vorstellungen und Bilder über „Männlichkeit“, denen sich Jungen etwa hinsichtlich ihrer individuellen Leistungsfähigkeit oft nicht gewachsen fühlen. Dieser Bereich wiederum hat oft genug eine körperliche oder gesundheitliche Seite. Für beide Ebenen gilt, dass Scham in der situativ erfahrenen Diskrepanz zwischen dem persönlichen Junge- oder Mannsein und den jeweiligen Männlichkeitsbildern gleichsam vermittelnd eintritt. Unter diesem Gesichtspunkt eröffnet sich mit der Zurkenntnisnahme der Schamthematik bei Jungen ein besonders interessantes und vermutlich lohnendes Gebiet: An der Schnittstelle zwischen Mannsein und „Männlichkeit“ wird über Scham beides sichtbar und bei entsprechenden Rahmenbedingungen thematisierbar.

## 2.2.2 TABU- UND SCHAMBESETZTE THEMEN

*Themen, die das „Selbst“ berühren, werden abgewehrt.*

Peinlich berührt oder sich schämend werden Jungen von den Befragten vor allem dann geschildert, wenn es an ihre – durchaus individuell verschieden ausgeprägten – Tabuthemen geht. Als solche wurden diejenigen Themen abgefragt und aufgenommen, bei denen sich Jungen tendenziell gegen jede Thematisierung sperren, die also sexualpädagogisch nur sehr schwer zugänglich sind. Als verbreitete Tabuthemen werden benannt: die eigene Entwicklung während der Pubertät (z.B. Behaarung, ungewollte Erektionen), Selbstbefriedigung, Homosexualität, überhaupt von sich selbst oder über die eigene Sexualität zu reden, sowie Ängste und der ganze emotionale Bereich. Es ist anzunehmen, dass hier die Themen mit der größten Identitätsnähe versammelt sind, die also – in unseren Grunddimensionen – am ehesten das „Selbst“ der Jungen berühren. Deshalb ist auch die persönliche Verletzlichkeit um einiges größer als im Kontext dessen, was „nur“ als peinlich empfunden wird. Das muss nun nicht

bedeuten, dass diese Themen überhaupt nicht aufzunehmen sind oder besser ausgespart bleiben müssen. Im Gegenteil fördert der sensible Umgang damit zunehmende innere Stabilität im Sinne eines gelungenen Selbstbezugs.

In diesem Kontext deuten wir das Phänomen Tabu nicht als „echtes“ Tabu in dem Sinn, dass hier Kommunikation mit Jungen schlechtdings unmöglich und auch nicht sinnvoll ist. Positiv verstanden markiert Tabuisierung die Schwelle zu einem Bereich, der besonderen Schutz bedarf. Jungen sind dabei zu respektieren und zu stärken, insofern es auch nicht angebracht ist, überall und unter allen Umständen über die eigenen „Problemzonen“ zu kommunizieren. Umgekehrt darf dieses Verständnis nicht dazu führen, dass sich Erwachsene aus der Situation stehlen und selbst vermeiden, damit umzugehen. In der Begegnung mit Jungen tragen sie besondere Verantwortung dafür, dass Jungen behutsam ihre Grenzen erweitern können, ohne aufs Neue verletzt zu werden und ohne dass sich in der Abwehr Tabugrenzen verfestigen.

Als peinlich oder schambesetzt und damit weniger bedrohlich werden benannt: das Thema Verhütung, die Gestaltung von Beziehungen und aktuelle Beziehungskonflikte, Schwäche, öffentliches „Versagen“ und ein Gefühl der Unterlegenheit, die Entblößung der Privatsphäre, Handlungsunfähigkeit, Rührung, Körperkontakt und Berührungen aushalten sowie Pickel, Dicksein, körperliche Defizite, Krankheit, Nacktheit und Körperausscheidungen. Die Bandbreite peinlicher Situationen für Jungen ist offensichtlich sehr weit zu fassen. Sie reicht von Fragen und Problemen, die tief an der eigenen Persönlichkeit rühren, über Versagensängste nicht zuletzt in der Gleichaltrigengruppe bis hin zum Bereich der Körperscham. Der Genitalbereich selbst, insbesondere die Entwicklung während der Pubertät, erscheint dabei nochmals schambesetzter, auch wenn die Erwartung der Befragten oft in die Richtung geht, dass es hier – mittlerweile – einen freieren, ungezwungeneren Umgang geben müsste. Gerade in Bezug auf Körperscham ist die Annahme verbreitet, dass ein prüder, einengender Einfluss in der Erziehung die Hauptverantwortung für Belastungen der Jungen trägt. Andererseits wird deutlich, dass auch Körperscham nicht nur ein harmloses äußerliches Problem ist, sondern tiefer auch mit dem Selbstwertgefühl der Jungen zusammenhängt. Viele Befragte zeigen Verständnis für die Situation der Jungen. Sie versuchen auf der einen Seite, ihre Arbeit so auszurichten, dass peinliche Situationen nach Möglichkeit nicht hervorgerufen werden. Auf der anderen Seite stellen sie fest, dass es auch unbeabsichtigt oder durch die Interaktion der Jungen untereinander zu solchen Situationen kommt.

*Schutzfunktion  
und Integra-  
tionspotential  
von Scham*

*Peinliches,  
ein breites Spektrum*

2



## 2.2.3 STRATEGIEN ZUM UMGANG MIT SCHAMGEFÜHLEN

In diesem Zusammenhang wird ein ganzes Bündel von Strategien genannt, das sich Jungen im Lauf ihrer Entwicklung zulegen (müssen), um sich vor Beschämung und Peinlichkeit zu schützen: Jungen versuchen schon durch die Form ihrer Selbstdarstellung, Scham zu vermeiden, (Rest-)Scham wird dann häufig überdeckt durch Impo-  
niergehab, Leistungs- und Potenzvergleich. Jungen neigen zur Grenzenlosigkeit und haben besondere Lust an der Tabuverletzung bei anderen. Sie kommen nie zur Ruhe, sondern gehen immer locker drüber und tun, als ob ihnen alles nichts ausmacht. Andere Jungen schweigen einfach und entziehen sich. An dieser Aufzählung zeigt sich, dass die angenommene Schamangst für die befragten Erwachsenen ein wichtiges Moment der Erklärung von Jungenverhalten ist.

*Bedrohung  
durch Scham*

Von einigen Befragten wurde betont, dass ganz besonders in der Entwicklung von Jungen ständig Grenzen verhandelt und Begrenzungen vorgenommen werden. Dieser Ansicht nach kommt es dabei fast automatisch zu Beschämungen – durch Männer und Frauen –, die aufgearbeitet werden müssen. Scham und Verzweiflung liegen so für viele Jungen eng beieinander, verstärkt insbesondere durch den Gruppenzwang, der den Beschämten als temporären Außenseiter um so härter trifft. Als Folgerung wird ein besonderes Gebot für Jungen und Männer konstatiert, keine Scham haben zu dürfen oder diese zumindest nicht zu zeigen. Dies hat in der Wahrnehmung der Befragten auch eine körperliche Seite: Jungen und Männer haben vielleicht die größere und tiefere (Körper-)Scham, weil der männliche Körper nicht eigentlich als schön vermittelt wird. Angesichts der großen Bedrohlichkeit der Scham haben Jungen anscheinend gut gelernt, dagegenzuhalten, bevor es für sie tatsächlich zu Verletzungen kommt. Dass sich Jungen so anstrengen, um sich nicht zu schämen (bzw. sich nicht schämen zu müssen), deutet für die Befragten darauf hin, dass Scham und/oder der soziale Vorgang des (für andere erkennbaren) Sichschämens für die Jungen äußerst bedrohlich oder gefährlich erlebt wird. Eine Ursache dafür sehen wir im geschlechtsbezogenen Zusammenhang darin, dass Scham einen Mediator zwischen Mannsein und „Männlichkeit“ darstellt, dass sich Jungen also dann schämen, wenn sie dem Ideal der Männlichkeit nicht entsprechen oder dies entblößt wird. Die besondere Brisanz liegt möglicherweise darin, dass im Schämen frühere, vernichtende Abwertungserfahrungen reaktualisiert werden.

*Scham als Mediator*



Mehrere Befragte heben Scham und Peinlichkeit nichtsdestotrotz positiv hervor als Indikator, der nach außen und innen anzeigt, wann das Selbst des Jungen besonders schutzbedürftig ist, und der die Funktion hat, vor Segmentierung, Fragmentierung, Zerfließen zu schützen. In diesem Sinn sind die Bewältigungsleistungen der Jungen als Hinweis auf das zugrunde liegende Problem anzuerkennen. In der behutsamen Bearbeitung peinlicher Situationen kann dann ein Ansatz für Veränderung und Neuorientierung liegen.

*Scham als Indikator*

Insbesondere die männliche Geschlechtsidentität erscheint vielen Befragten als verletzlich, zerbrechlich und deshalb schambesetzt. Viele Jungen wollen sich differenzieren und separieren als Geschlecht. Dabei scheinen sie von einem bipolaren Geschlechterbild auszugehen: Was männlich ist, ist nicht weiblich und umgekehrt. Auf diese Weise kommt es häufig zum Konflikt, nicht zuletzt mit Mädchen und Frauen. Jungen wehren alles vermeintlich Nicht-Männliche ab, was dann weniger als Suchbewegung nach dem Eigenen, sondern als Abwertung verstanden und vor diesem Hintergrund selbst als „typisch männlich“ abgewehrt wird. An dieser Stelle fehlen wiederum Männer als lebendiges Gegenüber von Jungen und damit als Voraussetzung dafür, den Begrenzungen der Bipolarität zu entkommen.

*Jungen wollen als Jungen gesehen und behandelt werden.*

2

## 2.2.4 ZUM UMGANG MIT INDIVIDUELLEN GRENZEN

Stellenweise findet sich bei den Befragten auch offenes Unverständnis für bestimmte Schamgrenzen der Jungen. Meistens geht es dabei um Körperscham. Erwachsene haben offensichtlich in der Regel gelernt, diese situativ zu bewältigen und darüber wegzusehen. Diese Kompetenz vermissen sie bei den Jungen, was aufgrund der Annahme, dass diese Scham ja eigentlich gar nicht sein müsste, zu Überlegungen hinsichtlich einer eher „härteren“ Strategie führt. Auffälligerweise findet sich diese eigentlich technische Haltung stark ausgeprägt bei den Befragten im Bereich Sport, also dort, wo Körperlichkeit in einer ganz besonderen Weise „gemanagt“ und „gehandelt“ wird. Vernachlässigt wird dabei auch die Erfahrung vieler Befragter, dass es für ältere Jugendliche meistens ganz unproblematisch ist, offener mit solchen Schamgrenzen umzugehen, dass etwa das gemeinsame Duschen nach einem Fußballspiel dann sogar etwas von einem Ritual bekommt und in der Jungengruppe positiv erlebt wird. Daraus lässt sich eigentlich eher die Nicht-Intervention als Maßgabe ableiten. Dass Jungen auch untereinander sozusagen eine eigene Qualität von

Scham entwickeln, scheint viele Befragte zu erstaunen. Interessanterweise wird dieser Teil dann – wiederum im bipolaren Geschlechterverständnis – auf die Frauenseite projiziert, insofern Jungen dann als weiblich/weibisch beschrieben werden. Auf diese Weise wird eine Tendenz sichtbar, Scham von vornherein als unangemessen unmännlich zu werten und sie deshalb nur nicht nach außen dringen zu lassen. Umgekehrt wäre dann oberflächliche, demonstrative Schamlosigkeit Beleg für eine gesunde männliche Entwicklung, unabhängig davon, was sich „innen“ abspielt.

In einer nochmals anderen Weise tritt dieser Konflikt bei medizinischen Untersuchungen von Jungen zutage, nicht zuletzt dann, wenn es um den Genitalbereich geht. Hier gibt es im Vergleich zum sozialen Umgang mit Nacktheit eine sozusagen rationaler begründbare Logik des Zugriffs, etwa unter dem Gesichtspunkt der Prävention. Dabei wird wieder sichtbar, dass der Umgang mit Scham zum Teil entwicklungs- bzw. sozialisationsbedingt ist: Schamverhalten wird vor allem damit in Verbindung gebracht, dass Jungen das Feld primärer Sozialisation verlassen und erweitern, also dann, wenn die in der Familie erfahrenen und erlernten Schamgrenzen sich in größerem Rahmen orientieren müssen. Erstaunlicherweise gibt es gerade bei den Befragten in dem Bereich, der vermutlich am ehesten Grenzüberschreitungen „zum Wohl des Kindes“ legitimieren könnte, eine relativ große Vorsicht und ein hohes Maß an Aufmerksamkeit für beschämende Situationen, wie sie durch medizinische Untersuchungen hervorgerufen werden können. Wenn nicht gerade Gefahr im Verzug ist, wird Körperscham als Begrenzung der Intimsphäre verstanden und respektiert, indem auch altersunabhängig körperliche Autonomie zugestanden wird.

*Individuelle  
Schamgrenzen  
und tabufreie  
Experten/Expertinnen*

Was hier im Sinn einer Abwägung für den medizinischen Bereich angeführt wird, kann tendenziell auch für andere Felder der Sexualaufklärung gelten. Problematisch erscheint zumindest, wenn Tabufreiheit insofern zur Generalnorm erhoben wird, dass eine verbalisierend-reflexive Bewältigung möglichst völlig ohne Tabus zur bestimmenden Messlatte für die normale Entwicklung von Jungen wird. Dies gilt um so mehr, nachdem manche Jungen tendenziell ohnehin zum Übergehen eigener und anderer Schamgrenzen, zum Brechen von Tabus zu neigen scheinen. Dies werten wir als möglichen Beleg dafür, dass mit den Grenzen der Jungen ebenfalls verletzend umgegangen wird bzw. wurde. Ein professionell „schamloser“ Umgang mit den Themen Körper, Gesundheit und Sexualität kann dann zunächst kein Vorbild sein für alle diejenigen, mit denen Professionelle in Sachen Sexualität arbeiten.

Vor allem die Fähigkeit zur gänzlich ungezwungenen Kommunikation in diesem Bereich, die uns als Anspruch in einigen Interviews begegnet, darf dann nicht zum wichtigsten Leitbild erhoben werden. Dieses kann auf seine Art wiederum beschämend wirken und insofern nicht unerhebliche Widerstände erzeugen. Vielmehr sollten sich die Erwachsenen deutlich und klar in ihrer professionellen Kompetenz zeigen, ohne zum einen empathisch mit den Jungen zu verschmelzen, zum anderen aber auch nicht der Versuchung verfallen, deren Tabus direktiv und entblößend zu kommunizieren, weil dort vielleicht die reichste Ernte lockt. Im Rahmen einer die Schamgrenzen achtenden, respektierenden Aufklärungsarbeit mit Jungen sollte nicht direkt am Tabu, sondern allenfalls am zugrunde liegenden Konflikt gearbeitet werden – auch um zu vermeiden, dass sich Ungeklärtes nur verlagert oder in der Folge eines wachsenden Widerstands Grenzen eher verfestigen.

*Aufklärung arbeitet  
nicht am Tabu,  
sondern am  
zugrunde liegenden  
Konflikt*

Bestehende Grenzen der Jungen sind besonders dann anzuerkennen, wenn sie als Gruppe oder Clique mit den entsprechenden Druck- und Normierungstendenzen auftreten. Eine Entlastung durch klare Schamgrenzen, wie sie vor allem zwischen Eltern und Kindern stattfindet, erhält hierbei ihre Entsprechung, auch wenn in der sexualpädagogischen Situation Begrenzungen geöffnet und Möglichkeiten erweitert werden können. Die im Kontext von Tabu, Scham und Peinlichkeit beobachteten Phänomene werden dabei nicht pauschal abgewertet, sondern zunächst in ihrem Bewältigungsgehalt aufgenommen mit dem Ziel, Jungen situative Kompetenz darin zu vermitteln, welche Offenheit sie jeweils herstellen und welche (verträgliche) Form der Bewältigung von Scham sie aktivieren wollen. In der Funktion eines Indikators verweisen sie auf die Frage danach, welchen Schutz Jungen brauchen bzw. dienen entsprechend als Kontrollfrage bezüglich der Gestaltung der sexualpädagogischen Situation. Zu berücksichtigen ist deshalb auch, dass die Jungen nicht nur Formen des Sichöffnens, des „Aufmachens“ bedürfen, sondern auch solchen des Abschließens einer auf diese Weise geöffneten Situation.

*Kompetenzvermittlung zum  
„Sichöffnen“ und  
„Sichschließen“*

Die Konfrontation mit dem Ziel, Scham und Tabus gänzlich abzubauen, führt bei Jungen vermutlich ebenso zur Vermeidung und Nichtbearbeitung wie die Haltung, dass peinliche Situationen eigentlich nicht peinlich sein müssen/sein dürfen, weil bei der Fixierung auf Scham als Problem das Problem der beschämenden Situation und ihrer Bewältigung außer Acht gerät. Der Versuch, die Wirklichkeit moralisch nach der Vorstellung zu modellieren, dass etwa Sexualität, Selbstbefriedigung oder Schwulsein im Prinzip nichts Schlimmes ist und deshalb auch kein Tabu und kein Problem sein darf, auch wenn

es situativ so empfunden wird, verstärkt bei Jungen unter Umständen eher eine intergenerative oder themenbezogene Abgrenzung.

## 2.2.5 SPEZIFISCHE QUALITÄT VON JUNGENSCHAM

*Scham- und Tabukomponenten aus Sicht der Erwachsenen*

An mehreren Stellen wurde in der ersten Interviewreihe deutlich, dass es eine eigene Qualität von Scham bei Jungen gibt (v.a. in Bezug auf die Diskrepanz zwischen Männlichkeitsbildern und Junge-/Mannsein, die Dynamik der Gleichaltrigengruppe und die Abwehr des Weiblichen) und dass auch vor diesem Hintergrund ein geschlechtsbezogener Ansatz äußerst wichtig ist. Als speziell jungenbezogene und im zweiten Teil der Befragung noch weiter zu überprüfende Scham- und Tabukomponenten ergeben sich aus der Sicht der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen:

- Jungen neigen – gerade auch in der Gruppe/Clique – zum Übergehen, zur Überkompensation der Scham durch provokative Verbalisierungen, Abwertungen, Motorik usw.: Ihr Selbstbild lässt zunächst nicht zu, dass eine „Schwäche“ des Nichtbescheidwissens, das Fehlen eigener Erfahrungen oder persönliche Schwachstellen und sexuelle Probleme aufgedeckt werden. Ritualisiertes, stereotypes Verhalten kann so als Bewältigungsform von Tabuisierungen gedeutet werden.
- Beschämungen durch die Mutter können eine heftige Wirkung entfalten, weil die Väter als emotional präsenten Gegenüber häufig fehlen und sie das der weiblichen „Beschämungsmacht“ Ausgeliefertsein der Jungen nicht entschärfen können<sup>68</sup>.
- Die Abwesenheit der Väter/der Männer bedeutet, dass für Jungen im sensiblen Bereich Aufklärung fast automatisch die Geschlechterfrage als besondere Scham vor Frauen mitschwingt. Latent wird das Gespräch unter Männern zum Tabu; es fehlen Identifikationsmöglichkeiten und innere Repräsentanzen. Die fehlende Möglichkeit, mit männlichen Bezugspersonen zu reden, findet ihre Entsprechung in der Unfähigkeit, „mit sich selbst zu reden“.

<sup>68</sup> vgl. AMENDT (1993)

- In der Entwicklung von Jungen gibt es weniger äußere Anlässe für Aufklärung und Auseinandersetzung mit Sexualität: Die Entwicklung der primären Sexualmerkmale ist äußerlich weniger sichtbar und in gewissem Sinn verdeckter (etwa Penis versus Brüste), der erste Samenerguss ist in der Regel kein Gegenstand von Interventionen, es gibt keinen ersten Gang zum Männerarzt, Verhütungsaufklärung hat für Jungen eine geringere Dramatik usw. Jungen bleiben damit mehr für sich und in ihren Tabus gefangen – auch in Bezug auf sprachliche Kompetenz.
- Jungen sind hin- und hergerissen zwischen Aktivitätsdruck und sexuellem Egoismus einerseits und andererseits dem Wunsch oder Auftrag, „es richtig zu machen“. Sie gelten als besonders verantwortlich für das Gelingen partnerschaftlicher Sexualität auch insofern, als öffentliche Thematisierung Mädchen und Frauen häufig als Opfer männlicher Sexualität kennzeichnet. In gewissem Sinn werden Mädchen und Frauen zu einem sexuellen Tabubereich, der kommunikativ nicht leicht zu entschärfen ist und in der Annäherungssituation tendenziell übergriffiges Verhalten der Jungen auf sich zieht<sup>69</sup>.

## 2.3 GENERATIONENVERHÄLTNISSE UND SOZIOKULTURELLE DIFFERENZIERUNGEN

In der Auswertung der Interviews mit Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen wurden wir davon überrascht, dass die Generationsproblematik an einigen Stellen recht offensichtlich, oft aber auch latent aufscheint, obwohl wir die Untersuchung darauf nicht eigens angelegt hatten. Dass die Generationenthematik an vielen Stellen die Kategorie Geschlecht überlagert, zeigt sich bereits am Sprachgebrauch der befragten Erwachsenen – die geschlechtsbezogene Terminologie wechselt dann unter Hervorhebung des Alterspekts von Jungen, männlichen Jugendlichen und jungen Männern hin zu den „Jugendlichen“ allgemein. Erkennbar wurde die Generationenperspektive in den Interviews zunächst in einer eher offenen doppelten Grundstruktur.

*Zugehörigkeit zu  
einem bestimmten  
Alter dominiert  
Geschlechtsperspektive*

<sup>69</sup> vgl. ENGELFRIED (1997)

- Die ältere Generation sieht ihren pädagogischen Auftrag in der Vermittlung des Ideals oder wenigstens des angenommenen Optimums. Sie will das Eigene, Erfahrene und Erlebte vermitteln, die Kinder und Jugendlichen davor bewahren, „dieselben Fehler“ wie sie zu machen oder auf Probleme zu stoßen, die „eigentlich“ nicht nötig wären.
- Die jüngere Generation will sich aber nicht (unbedingt) belehren lassen, sondern sich ihre eigenen Wege suchen, eigene Erfahrungen machen und Chancen, Stile, Spielräume usw. gerade im Bereich von Körperlichkeit, Gesundheit und Sexualität öffnen oder offenhalten.

Über diese Haltung der Jugendlichen sind die befragten Erwachsenen bisweilen enttäuscht. In dieser Enttäuschung, aber auch in einem – nur gelegentlich bis hin zur Penetranz gehenden – selbstgewählten bewahrenden oder fördernden Auftrag, zeigt sich eine verborgene, nur ganz selten aufscheinende – aber vermutlich in dieser Latenz sehr wirkungsvolle – hintergründige Ebene: die des „generativen Nachteils“ durch das eigene Alter. In seiner Wirkung zeigt dieser Nachteil durchaus auch eine aggressive Komponente: Ärger, Wut und Neid auf die jüngere Generation, auf die Jugendlichen, mit ihrer – in den Augen der Erwachsenen – offenen Zukunft und ihrer „natürlichen“ Schönheit. Angesichts von an Jugendlichkeit orientierten Schönheitsidealen werden Erwachsene unmittelbar mit der eigenen Vergänglichkeit, mit den eigenen Defiziten und der eigenen Unzulänglichkeit konfrontiert. Umgekehrt erfüllt es Väter bzw. Männer mit Stolz, wenn sie den Jungen (körperlich) überlegen sind oder wenigstens noch mit ihnen „mithalten“ können. Die Auswertung der Interviews ergab, dass die Generationenthematik bislang weder konzeptionell noch individuell ausreichend reflektiert wird. Dennoch scheint die Dynamik der Generationen gerade im Themenspektrum der Sexualaufklärung eine wichtige Rolle zu spielen. Dass dies in unserer Untersuchung an mehreren Stellen lediglich aufscheint und kaum zu einem zentralen Thema wird, mag auch an der Anlage der Untersuchung liegen.

Auf der anderen Seite werden üblicherweise von den Erwachsenen die Schwierigkeiten und Widerstände ausschließlich auf der Jungen- bzw. Jugendlichenseite verbucht. Die damit zusammenhängenden Projektionen auf Jugendliche beeinträchtigen in der Konsequenz die Beziehung zwischen Erwachsenen und Jungen/Jugendlichen: Sie versperren den Blick dafür, was Jungen und männliche Jugendliche selbst brauchen und als Wünsche artikulieren. Gleichzeitig versperrt

die unklare intergenerative Abgrenzung der Erwachsenen auch die Möglichkeit klarer Beziehungen: Wenn die Erwachsenen über ihre Projektionen mit den Jungen und Jugendlichen „verstrickt“ sind, können im Gegenzug die Jugendlichen die Erwachsenen nicht als Erwachsene wahrnehmen und sich an sie in selbstaktiven Aneignungsprozessen „andocken“ und Anschlüsse finden. In der zweiten Interviewreihe, der Jungenstudie, wird deshalb versucht, die intergenerative Perspektive stärker zu berücksichtigen, was allerdings nur von der Jungenseite her geschehen kann. Eine intensivere Beschäftigung mit dieser Thematik und ihrer Bedeutung für Erwachsene (Lehrer, Pädagogen, Ärzte usw.) ist sicher eine eigene Untersuchung wert.

Das intergenerative Problem besteht natürlich auch im Zusammenhang unserer Untersuchung, bei der sich ja ebenfalls Erwachsene mit sexualaufklärungsrelevanten Themen Jugendlicher befassen und sich damit in gewisser Weise auch der Sexualität Jugendlicher bemächtigen. Als Projektion der Jugendlichen rechnen wir deshalb auch mit Kontrollfantasien. Diese Spannung kann sicher nicht einfach durchschaut oder weggenommen werden. Es wird aber versucht, Jugendlichen zumindest die Möglichkeit zu einer eigenen Thematisierung der Problematik zu geben, sowohl in den Interviews, die Erwachsene mit ihnen führen, als auch in der Konstellation „Jungen fragen Jungen“.

## 2.3.1 MÄNNER- UND FRAUENSICHT

Die Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen wurden von uns nicht in erster Linie „als Frauen“ oder „als Männer“ angesprochen, sondern von ihren fachlichen oder jungen- bzw. männerbezogenen Zugängen her. Insofern war unsere Studie auch nicht darauf angelegt, die Befragten zu untersuchen, sondern über sie Aussagen über die Lebenslagen von Jungen zu erhalten. So war es auch nicht intendiert, Unterschiede zwischen den befragten Frauen und Männern hervorzuheben oder gezielt danach auszuwerten. Die Unterscheidung der Befragten nach Geschlecht liegt – gerade bei diesem Thema – andererseits doch auf der Hand, und selbstverständlich waren auch deutliche Unterschiede erkennbar, wobei die Befragten von selbst in der Regel nicht thematisierten, dass sie als Mann oder als Frau auf die Jungen schauen. Die folgenden Tendenzen in der Geschlechtsdifferenzierung der Interviewten sind vor diesem Hintergrund zu sehen.

*Ziel der Befragung:  
Aussagen über  
die Lebenslagen  
von Jungen*



## MÄNNER

*Ergebnis der  
meisten Interviews:  
eine „negative  
Gesamtbilanz“*

Insgesamt wirkten die Männer stark „thematisch aufgeladen“. Viele der befragten Männer waren sehr aufgeschlossen, bemüht, auskunftsbereit und für das Thema angewärmt; es kam öfter vor, dass sich die Befragten für die Anregungen bedankten, die sie durch die Interviews erhielten, oder betonten, dass sie es als sehr wohltuend erlebten, dass es überhaupt einmal einen Raum für das Reden über unsere/ihre Themen gab. Auf der anderen Seiten zeigten viele der Männer in den Interviews überraschend wenig Empathie und Verständnis für Jungen und ihre Lebenslagen. Das identische Geschlecht der befragten Männer scheint durchweg nicht zur Geschlechtssolidarisierung zu führen, auch wenn gelegentlich versucht wird, Jungen und Männer auch mit positiven Konnotationen in den Blick zu bekommen. Es entsteht dennoch fast immer ein durchgängig negativer Gesamteindruck im Hinblick auf die Jungen, obwohl wir ja gezielt, mehrfach und unterschiedlich differenziert gerade auch nach dem Positiven, Gelingenden bzw. nach Ausnahmen von Normalität gefragt haben.

*Die professionelle  
Botschaft heißt:  
„alles im Griff“.*

Einige der befragten Männer erwarteten viel stärker, dass sie beim Interview nun „in die Mangel genommen“ würden oder dass die Fragen mehr auf die eigene Biografie konzentriert seien. Manche dieser Befragten schienen fast enttäuscht darüber, dass sich solche Erwartungen nicht erfüllten. Inwiefern diese Enttäuschung auch mit einer gewissen Erleichterung verbunden war, kann nur vermutet werden. Denn viele der Männer – vor allem Lehrer und Sozialpädagogen – scheinen unter dem deutlichen Druck zu stehen, etwa in Bezug auf das eigene Mannsein oder zumindest unter dem Druck, die Reflexion von „Männlichkeit“ nach außen vermitteln zu müssen: „Bei mir ist alles in Ordnung, ich habe keine Probleme.“ Wenn dagegen Probleme (z.B. zwischen Jungen und dem Befragten bezüglich der Konstellation von Sexuaufklärung) angesprochen wurden, dann meistens solche, die bereits gelöst sind, bzw. solche, die die Jungen betreffen.

Ebenso schienen viele Männer unter Druck zu stehen, eine abgerundete oder ausgewogene Meinung zu vertreten (dies wurde vor allem im Zusammenhang mit Differenzierungen sichtbar, etwa hinsichtlich Schicht, Stadt-Land, Jugendliche ausländischer Herkunft, oder in Bezug auf die Interaktion der Jungen mit Mädchen). Eigene aktuelle Themen, offene Fragen, Unsicherheiten oder Probleme im Zusammenhang mit ihren geschlechtsbezogenen Aktivitäten wurden kaum angesprochen. Bedeutsam war dagegen eher, sich weder



eine fachliche noch eine persönliche Blöße zu geben. Zum Teil war das sicher auch durch unseren Rekurs auf den Expertenstatus bedingt.

Die Annahme liegt nahe, dass die Jugendlichen den befragten Männern auch als Projektionsfläche dienen, auf der ihnen die eigenen Fragen und Schwierigkeiten begegnen können, ohne der eigenen Kompetenz oder Berufsidentität Probleme zu bereiten. Gleichzeitig zeigt sich hinter dem Phänomen der Projektion möglicherweise auch eine generationsbezogene Problemstruktur: Die Befragten erlebten bzw. deuten ihre eigene sexuelle Sozialisation retrospektiv als unbefriedigend und sehen sich selbst deshalb als defizitär; gleichzeitig besteht allgemein im Zusammenhang mit dem Erwachsenenstatus, verstärkt noch im (sexual)pädagogischen Arbeitsfeld, der moralische Anspruch: „ich muß aufgeklärt sein“ und „wir sind (als Erwachsene) ja alle aufgeklärt“. Aus dieser Spannung heraus kann schlecht mit den Jungen umgegangen werden im Sinn einer Balance aus Stärken, gelingenden Erfahrungen und „Defiziten“. Für diese Vermutung gibt es zwar eine hohe Plausibilität. Diese Annahmen können jedoch nicht stichhaltig aus der vorliegenden Untersuchung abgeleitet werden, weil sie nicht auf die Befragten selbst, sondern auf sie als Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen ausgerichtet war.

*Projektionen  
verhindern eine  
„ausbalancierte“  
Vorgehensweise.*

Für die Befragung mit Jugendlichen kam es uns deshalb darauf an, diese Spannung ansatzweise aufzulösen. Wir versuchten dies, indem wir unseren Ansatz mehrdimensional ausrichteten, sowohl in der Anlage der Untersuchung insgesamt mit der Einbeziehung der Außenperspektive als auch in der Befragung der Jugendlichen selbst etwa durch den Einsatz von Jugendlichen als Interviewer. Offen bleibt dabei, ob uns selbst die Überwindung des „Projektionsdilemmas“ bereits durch seine Aufdeckung gelingt.

## **FRAUEN**

Verständlicherweise erklären sich Frauen in den Interviews gelegentlich als „nicht zuständig“ für Jungen. Immer wieder taucht bei den Frauen das Bedauern darüber auf, dass es keine oder nur sehr wenige Männer gibt, die sich um Jungen oder männliche Jugendliche und um deren Schwierigkeiten aus einer geschlechtsbezogenen Perspektive kümmern. Das leuchtet als Faktum und als institutioneller Spiegel (nicht zuletzt der größeren Zahl von Frauen im pädagogischen Bereich) zwar auf der einen Seite ein; andererseits kann dahinter auch die Tendenz vermutet werden, an Männer das zu delegieren, was Frauen mit Jungen nicht gelingt, z.B. Jungen zu begrenzen. In den

*Zwischen  
Parteilichkeit  
und Idealisierung*

Gesprächen mit den befragten Frauen zeigte sich eine auffällige Ambivalenz; dabei scheint es insgesamt schwierig zu sein, beide Standpunkte gleichzeitig einzunehmen und zu vermitteln (was im Übrigen auch für die Männer gilt): Ein Teil der Frauen ist deutlich mit den Mädchen identifiziert und berichtet oder beurteilt Jungen dezidiert aus der Opferperspektive; ein anderer Teil der Frauen neigt zur Idealisierung oder Glorifizierung des Wilden, Direkten, Aktiven oder auch Geheimnisvollen der Jungen. Die Begeisterung dieser Frauen über die Jungen wird deutlich spürbar, oft verknüpft mit leichten latenten Abwertungen von Mädchen.

Isoliert betrachtet stellen beide Positionen Abspaltungen dar. Die erste Seite bringen wir in Zusammenhang mit realen Erfahrungen, dem „Frausein“ (biografischer Hintergrund) der befragten Frauen und gleichzeitig mit der latenten Abwertung von „Männlichkeit“, die hier selbstverständlich auch mit konkreten Erlebnissen in Zusammenhang gebracht wird. Auf der zweiten Seite dagegen wird dasjenige gefasst und idealisiert, was traditionelle Weiblichkeitskonzepte vorenthalten und was auch bei den Mädchen, die die befragten Frauen erleben, (zu) wenig sichtbar wird. Daneben ist aber auch denkbar, dass in der Idealisierung des Männlichen auch Neid auf Jungen und Männer angesprochen wird, der im Zusammenhang mit Chancen, Verhaltensmöglichkeiten oder auch mit zugeschriebenen und projizierten Eigenschaften auf Jungen und Männer verbunden wird.

## **DIE VERFÜHRUNG DES VERGLEICHS ZWISCHEN DEN GESCHLECHTERN**

*Unterschiede innerhalb eines Geschlechts sollen verborgen bleiben.*

Für einen Teil der Befragten war es schwierig, durchgängig eine Perspektive einzuhalten, die ausschließlich auf Jungen, männliche Jugendliche und junge Männer gerichtet blieb. Unsere bipolare „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ scheint, unabhängig vom Geschlecht der Befragten, dazu zu verführen, das jeweils andere Geschlecht als exklusives Vergleichs- und Abgrenzungsgegenüber zu beanspruchen. Das eine Geschlecht kann oder darf ohne das andere nicht thematisiert werden. Oder die Konstruktion des männlichen Geschlechts bedarf notwendig der Negation des „Weiblichen“, weil es an stabilen, eigenständigen Paradigmen fehlt. Problematisch ist dabei die ständige Reproduktion von Geschlechtsstereotypen. Die Wahrnehmung von Differenzierungen innerhalb des Geschlechts wird verhindert. Gleichzeitig wird von einem anderen Teil der Befragten jedoch immer wieder betont, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern lange nicht so deutlich oder so stark sind. Es hat den Anschein, als dürf-

ten Unterschiede nicht sein, als sei bereits die Wahrnehmung von Unterschieden problematisch.

## 2.3.2 DIFFERENZIERUNGEN: AMBIVALENZ ZWISCHEN NORMALITÄT UND BESONDERHEIT

In der ersten Interviewreihe haben wir nicht explizit nach Differenzierungen wie Stadt – Land, Schichtzugehörigkeit, Bildungsniveau, Nationalität und kultureller Orientierung gefragt. Latent sind diese Themen jedoch immer vorhanden und sollen deshalb auch hier einfließen. Im intergenerativen und im professionellen Blick geben solche Differenzierungen nicht zuletzt eine gewisse Orientierung. Migrantenjungen werden etwa als Folie verwendet, um deutsche Jungen davon zu unterscheiden. Umgekehrt passiert dies aber nicht, weil die Gefahr besteht zu stigmatisieren. Die Ambivalenz zwischen Normalität und Besonderheit besteht darin, dass dabei das eher Positive oder „Normale“ hervorgehoben wird. Damit geht aber das Besondere verloren, was bedauert wird, wenn daraus Nichtbeachtung entsteht.

Wie bei den allgemeinen, so ist auch bei den differenzierenden Wahrnehmungen zu berücksichtigen, dass diese aus der Perspektive von (professionellen) Erwachsenen berichtet werden. Es ist zu prüfen, inwieweit diese – etwa aufgrund der Orientierungsfunktion – wieder eher Stereotype wiedergeben, die gerade die Vielfalt unter den Jungen unterschlagen. Gleichzeitig repräsentieren solche Wahrnehmungen aber auch die wichtige „Außensicht“ auf die Jungen, vor allem dann, wenn es sich um Bereiche handelt, die von den Jungen selbst nicht so gerne gesehen werden.

Was öfter auffällt, ist ein „argumentativer Normalitätsdruck“ derjenigen, die mit „besonderen“ Gruppen, z.B. mit Hauptschülern, Unterschichtsjugendlichen oder mit Jungen ausländischer Herkunft arbeiten. Sie bemühen sich offensichtlich, ja keine stigmatisierenden Zuschreibungen über ein besonderes, irgendwie anders gelagertes (Sexual-)Verhalten ihrer Zielgruppe zu verwenden. Man will nicht in Klischeevorstellungen verfallen und vermeidet deshalb vermeintlich negative Differenzierung in Bezug auf Gesundheit, Körperlichkeit und Sexualität der Zielgruppe. Im Gegenteil wird versucht, das vielleicht doch unterscheidbare Verhaltensrepertoire anerkennend und positiv zu würdigen, seine relative Normalität wird hervorgehoben.

*Latente Gefahren:  
Stereotyp und Stigma*

Unter Umständen erschwert diese Haltung, auf die tatsächlich doch spezifischen Bedürfnisse einer speziellen Gruppe von Jungen angemessen reagieren zu können.

Jungen, die aus solchen „besonderen“ Marginalisierungs-Milieus kommen, können dabei mit insgesamt größerem Verständnis rechnen als etwa Mittelschichtsjugendliche oder Gymnasiasten. Ihr Verhalten wird in gewissem Sinn legitimiert durch den Verweis darauf, dass sie eben herkunftsmäßig noch traditionellen Orientierungen verhaftet sind, wogegen man von den anderen doch schon mehr erwarten könne in Bezug auf ein verändertes Mannsein, sexuelle Kompetenz und einen bewussteren Umgang mit dem eigenen Körper – an sie werden höhere Ansprüche auf ein Sich-lösen-Können von den Orientierungen der Herkunftskultur gestellt.

## STADT-LAND-DIFFERENZIERUNG

*Synonyme  
für ländliche  
Zuschreibungen:  
traditionell,  
stabil, moralisch*

Im ländlichen Raum scheint die traditionelle Trennung der Geschlechter noch stärker nachzuhängen. Koedukative Jugendarbeit oder Jugendverbandsarbeit gilt deshalb auch als gute Möglichkeit zur Begegnung der Geschlechter. Eine Trennung koedukativer Settings zum Zweck geschlechtsbezogener Arbeit gilt den „Landexperten“ deshalb als schwierig, sie wird von den Jugendlichen häufig als Fortsetzung der trennenden Maßnahmen durch Eltern, Familie und dörfliche Kultur empfunden. Dagegen gibt es im informellen Bereich traditionelle Treffpunkte, die ausschließlich männlichen Jugendlichen vorbehalten sind, z.B. in Jungencliquen, bei Kneipentouren, bei Ausflügen ohne Mädchen, die von den Jungen positiv wahrgenommen werden und nicht unter dem Verdikt stehen, die Begegnung zum anderen Geschlecht zu verhindern. Inwiefern sich allerdings solche Räume und Zeiten sexualpädagogisch instrumentalisieren lassen, bzw. ob sich etwas von dieser Atmosphäre in geschlechtsbezogene Maßnahmen hinüberretten lässt, ist fraglich.

Zum Teil verweisen die Befragten auf die noch vorhandene Stabilität von Milieus in Bezug auf intergenerative Möglichkeiten des Austauschs und der Begegnung mit erwachsenen Männern. Allerdings leben diese ein eher traditionell orientiertes Männerbild, die Begegnung ist naturgemäß nicht ganz konfliktfrei. Trotzdem erweist es sich als hilfreich, solche Milieus z.B. innerhalb von Vereinsstrukturen zu nutzen, um alltagsnah eine erweiterte Perspektive von Mannsein einzubringen. Die Wahrscheinlichkeit des Gelingens erhöht sich mit der Integration ins (ehrenamtliche) Milieu, was wiederum Möglichkei-

ten einer professionellen Tätigkeit vermindert. Generell wird eine Unterversorgung mit Beratungsstellen im ländlichen Raum beklagt, oft fehlt bereits ein allgemeines psychologisches Angebot, so dass an eine sexualpädagogische Qualifizierung oder Spezialisierung erst gar nicht zu denken ist bzw. entsprechend ausgebildete Fachleute „eingeflogen“ werden müssten. Dazu kommt, dass es sich im ländlichen Raum insofern um ein sensibles Terrain handelt, als es deutliche Bewertungen moralisch-religiöser Art erschweren, Fachleute aus Institutionen mit „eindeutiger“ Konnotation etwa für den Besuch in Schulen oder bei der kirchlichen Jugendarbeit einzusetzen – z.B. Pro Familia mit dem Verdacht einer zu liberalen Haltung gegenüber Abtreibung und überhaupt zur Sexualität.

Trotz aller Beschränkungen legen jedoch die Befragten aus eher ländlich geprägten Gebieten Wert darauf, nicht so sehr auf die Lücken und das, was nicht möglich ist, zu sehen, sondern auf Spielräume zu achten und diese als Chancen wahrzunehmen. Ländliche Regionen dienen gelegentlich als Projektionsfläche fürs „Intakte“, etwa bezüglich sozialer Integration oder im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen. Umgekehrt werden auf großstädtische Regionen negative Vorstellungen projiziert: Im Ballungsraum ballen sich Problemlagen.

*Synonyme*  
für städtische  
Projektionen:  
modern, liberal,  
vielseitig und  
problematisch

## BILDUNGSNIVEAU

Diese Kategorie mischt sich weitgehend mit der der Schichtzugehörigkeit und taucht vor allem im schulischen Zusammenhang auf, wogegen sie als Deutungsebene etwa im Bereich Jugendarbeit erstaunlicherweise keine große Rolle spielt. Auf die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Erwartungen in Bezug auf Hauptschüler und Gymnasiasten im Bereich Sexualität und Sexualaufklärung wurde bereits verwiesen. Demgegenüber betonen nahezu alle Lehrer und Lehrerinnen, wie schwer es sei, persönlichere Dinge besprechbar zu machen, die emotionale Seite der Sexualität mit einfließen zu lassen usw. Auch sie kennzeichnen Jungen im Gymnasialbereich mit einer Haltung des „Darüber-Stehens“, mit der Tendenz, sich am liebsten gar nicht zu äußern, wogegen Jungen im Hauptschulbereich oder in beruflichen Schulen als derb, verbal ausfällig bis übergriffig und ohne Zugang zu „feineren“ Äußerungsmöglichkeiten geschildert werden.

*Zuschreibungen*  
von Verweigerung  
bis Provokation

Wir deuten das auch so, dass es Jungen auf je unterschiedliche Weise gelingt, sich sexualpädagogische Zugriffe vom Leib zu halten. Zu fra-

gen ist allerdings, ob dieses Verhalten in erster Linie als Verweigerung oder als Provokation zu lesen ist, oder nicht auch als – z.B. der Situation der Verunsicherung – angemessene Bewältigungsform respektiert werden kann, zumal im schulischen Rahmen. Daraus ergibt sich für die Jungenstudie als Fragestellung, unter welchen Bedingungen Jungen überhaupt bereit sind, sich zu öffnen.

## **MIGRANTENJUNGEN**

*Identifikation mit  
einem ungebrochenen  
Männlichkeitsbild*

Hier heben sich vor allem türkische und südeuropäische Jungen (Ex-Jugoslawien und Italien) ab. Zum einen werden diese Jungen ausländischer Herkunft eher mit den Bildern einer traditionellen, anscheinend noch ungebrochenen Männlichkeit identifiziert. Diese hat – ganz anders als bei den deutschstämmigen Jungen – eine gewisse Attraktivität für diejenigen, die pädagogisch, medizinisch usw. mit ihnen zu tun haben. So werden die Eleganz mediterraner Körperkultur, der spielerische Umgang mit dem eigenen Körper, besondere körpersprachliche und gestische Ausdrucksmöglichkeiten, die Neigung zur Inszenierung der Person mit Hilfe körperlicher Mittel entschieden positiver beurteilt, auch wenn ein kritisches Moment in Bezug auf die damit verbundenen Männlichkeitsbilder nicht fehlt.

Letzteres ist jedoch durch die Prämisse, auf jeden Fall verständnisvoll und nicht etwa animos zu agieren, eindeutig abgeschwächt. Die entsprechenden Möglichkeiten deutscher Jungen werden dagegen als beschränkt, plump, abstoßend und eindeutig negativ wahrgenommen. Es stellt sich die Frage, ob so nicht ein durchaus attraktiver Teilbereich männlichen Verhaltens, der in letzter Zeit einer starken Abwertung ausgesetzt war, in paralleler Existenz und Zuschreibung auf andere Kulturen projektiv am Leben gehalten wird.

## **WEITERE DIFFERENZIERUNGEN**

Verschiedene Hinweise führen noch auf Unterscheidungskriterien wie sportliche Betätigung (Hypothese: besseres Körperempfinden, bessere Selbstwahrnehmung), religiöse oder weltanschauliche Prägung (Vermutung: deutlichere bzw. abgehobenere sexualethische Orientierung), politische Orientierung (These: Zivil- versus Wehrdienstleistende unterscheiden sich bezüglich Männlichkeitsvorstellungen), Erfahrungen eher in geschlechtshomogenen oder in gemischten Gruppen (z.B. männlichkeitskultureller Sportverein im Gegensatz zu koedukativem Jugendverband, der die Geschlechterproblematik

explizit thematisiert), Familienverhältnisse (z.B. Söhne von Alleinerziehenden mit vermeintlich geringeren männlichen Bezugsmöglichkeiten), Klientel der Jugendhilfe (z.B. Aufklärungsklima in Jugendhilfeeinrichtungen wie Tages- oder Wohngruppen) bzw. jugendkulturell auffällige Jungen (z.B. Punks, über deren entsprechende Orientierung so gut wie gar nichts bekannt ist). Insgesamt ließen sich diese Hinweise jedoch noch nicht zuspitzen und zu Thesen operationalisieren, die bereits in der zweiten Interviewreihe überprüft werden konnten. Sie fanden dort aber auf jeden Fall Eingang hinsichtlich der Auswahl der befragten Jungen.

## 2.4 KÖRPER UND GESUNDHEIT

Die Zahl derjenigen Befragten, die Wissensdefizite über den weiblichen oder männlichen Körper allgemein feststellen, ist recht gering, und die wenigen Nennungen beziehen sich meist lediglich auf Teilbereiche, wie z.B. den weiblichen Zyklus. Dagegen wird sehr häufig als ein zentrales Defizit der Sexualaufklärung die „eigene Körperlichkeit“ der Jungen und Jugendlichen benannt.

### 2.4.1 DER FEHLENDE „EIGENE“ KÖRPER

Bei vielen Äußerungen der erwachsenen Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen entstand der Eindruck, dass der Körper der Jungen auf eine seltsame Weise „entgleitet“, dass er nicht bzw. nur als defizitär wahrgenommen werden kann. Auffällig war zum Beispiel, dass die aktuellen körperbezogenen Aktivitäten und Stile von Jungen – z.B. Skater, Break-Dancer, Rapper usw., aber auch gängigere Unternehmungen wie Fußballspiel, Radfahren, Snowboard- oder Skifahren – kaum erwähnt und gewürdigt wurden, obwohl es bei vielen dieser lustvollen, individualisierten oder szenebezogenen Aktivitäten etwa um eine verfeinerte Körperwahrnehmung, um eine ausgesprochen akrobatische Körperkultur geht. Ein etwas „anderer“ Umgang mit dem Körper wird scheinbar nicht verstanden oder tendenziell kritisiert und abgewertet. Durch die Konzentration auf eine Kritik des Jungenkörpers und die fast ausschließlich negativen Zuschreibungen auf die Körperlichkeit männlicher Jugendlicher entstand häufig der Eindruck, dass die Erwachsenen die Körpersprache der Jungen nicht verstehen oder nicht entschlüsseln können. Im

*Viele der befragten  
Erwachsenen  
nehmen nicht wahr,  
dass der Körper  
für Jungen eine  
offensichtlich  
hohe und  
durchaus positive  
Bedeutung hat.*



Hinblick auf das Generationenverhältnis erscheinen sie als zu stark befangen, vielleicht sogar mit den Jungenkörpern verstrickt, so dass es bedrohlich wäre, die „ganze“ Körperlichkeit der Jungen wahrzunehmen. Eine Folge ist, dass – abgesehen von wiederholter Kritik – der Körper als sexualpädagogisches Thema wegbricht.

*Experten und  
Expertinnen  
sind „körperlos“.*

Die durchgängige Betonung des „eigenen Körpers“ in dieser Antwortdimension ist ganz besonders auffällig, weil die fehlende Vermittlung eigener Körperbezüge von den Befragten variantenreich wahrgenommen wird. In dieser – nach unserem Empfinden durchaus empathischen – Wahrnehmung eines gravierenden Defizits der Sexualaufklärung bündelt sich das Verwehren eines adäquaten Körperselbst in der männlichen Sozialisation. Diese Gleichzeitigkeit überrascht: einerseits das empathische Wahrnehmen dessen, dass der Körper der Jungen zu wenig Resonanz erhält, andererseits die massiv (oft fast aggressiv) defizitäre Zuschreibung auf die Jungen „als Körper“. Erklärbar wird diese Gleichzeitigkeit dadurch, dass die meisten Erwachsenen sich selbst – als Person, aber auch als Körper – aus diesem Verhältnis herausziehen. Auch der Umgang der Befragten mit den Jungen erscheint so gleichsam körperlos: Viele der Befragten sehen sich weder selbst dafür verantwortlich, den Jungen das eingeforderte „Eigene“ zu geben, noch beziehen sie ihren eigenen Körper in Beziehungs- oder Situationsdefinitionen mit ein. Andererseits ist natürlich auch der Körper der Erwachsenen eigentlich immer präsent, er ist gewissermaßen zwangsläufig dabei – gerade auch dann, wenn er nicht reflektiert oder thematisiert wird. Auch in den Interviews taucht der Körper der Befragten als pädagogisches Medium zwischen ihnen und den Jungen nicht auf, z.B. in Aussagen über Körperkontakt zu den Jungen. Damit nehmen die Erwachsenen bei den Jungen etwas wahr, was „eigentlich“ auch ein eigenes und vor allem ein Beziehungsthema zwischen ihnen und den Jungen ist.

*Rückkopplungen  
zwischen Abwertung  
von Jungenverhalten  
und Negierung  
der Körperbezüge  
bei Jungen*

Die Sehnsucht der Jungen und Männer nach dem „eigenen“ Körper bedeutet übersetzt, dass ihnen ihr Körper in gewisser Weise fremd ist. Wir werden diesem Phänomen an anderer Stelle noch weiter aufgeschlüsselt begegnen: Der „fremde eigene Körper“ von Jungen und Männern lässt sich körpersozialisatorisch in Zusammenhang bringen mit fehlenden Begrifflichkeiten für männliches Körperempfinden und mit Kommunikationsstörungen vor allem zwischen Erwachsenen und Jugendlichen. Die Abwertung des „männlichen Habitus“ durch die befragten Erwachsenen über die Kritik an Männlichkeitsbildern, am „männlichen“ Verhalten von Jungen und die durchgängige Betonung ihrer Defizite bedeutet auch eine Abwertung männlicher Körper. Wir vermuten, dass diese Abwertung – unabhängig



von der fast magischen Wirksamkeit traditioneller Männlichkeitsideologien mit ihrer Botschaft körperlicher Härte und Abhärtung – zusätzlich zur partiellen Negierung der Körperbezüge bei den Jungen führen kann. Gleichzeitig und wiederum zusätzlich zu traditionellen Männlichkeitsideologien wird in der modernen Lifestylेमoral die hohe Funktion des Körperlichen betont: Der Körper hat gesund und schön zu sein – und er muss funktionieren.

Wir interpretieren die Betonung des Begriffs „eigener Körper“ in Bezug auf Sexuaufklärung als wichtigen Hinweis darauf, dass in der Sexuaufklärung vieles eher abgespalten von den Jugendlichen vermittelt wird, aber auch darauf, dass die Befragten männliche Externalisierungstendenzen wahrnehmen: Der selbstempathische Körperbezug scheint vielen Jungen eher verwehrt zu werden – auch in der Sexuaufklärung. Mehrere Befragte betonen, dass hier die „eigentlichen“ Interessen der Jungen nicht ausreichend berücksichtigt werden. Die mangelhafte Vermittlung eigener Körperbezüge wird auch im Zusammenhang mit zu geringen Möglichkeiten gesehen, sich körperlich zu erfahren. Das gegenseitige körperliche Berühren erscheint dabei wegen der – angenommenen oder wirklichen – Abwertung von Homosexualität häufig schwierig. Weil Körpererlebnisse auch als Form der Sexuaufklärung wichtig sind, geht es deshalb darum, sich zu berühren, ohne sich zu nah zu kommen. Hervorgehoben wird zudem die mangelhafte Qualität des Körperbezugs im Zusammenhang mit der Sexuaufklärung ebenso wie die Vernachlässigung – vermutlich wegen einer nach wie vor starken moralisch-begrenzenden Komponente – des Sinnlich-Lustvollen als Inhalt der Sexuaufklärung. Was in vielen dieser Bereiche eher latent anklingt, wird von einigen der Befragten direkt als das wesentliche Defizit der Sexuaufklärung gesehen: einerseits das fehlende Vermitteln, Ermöglichen oder Gestatten von (körperbezogenen) Selbstbezügen der Jungen auf sich, andererseits die mangelhaften Bezüge auf das eigene männliche Geschlecht.

*Positive  
Körpererfahrung:  
sich berühren,  
ohne sich zu nah  
zu kommen*

2

## 2.4.2 KRANKHEIT UND GESUNDHEIT

In der Auswertung der Antworten zu den Fragekomplexen „Gesundheit“ und „Krankheit“ zeigten sich widersprüchliche Gleichzeitigkeiten. Die Interviewpartner/-innen stellen einerseits fest und betonen, dass Gesundheit für die Jungen und männlichen Jugendlichen zunächst selbstverständlich sei: Es wird kaum darüber nachgedacht, die Jungen und männlichen Jugendlichen wie auch die Männer äußern

*„Fit, fun, lifestyle“*

im Normalfall eigentlich nichts über Gesundheit und Krankheit in weiten Bereichen – kurz: Gesundheit ist nach der Auffassung unserer Befragten kein Thema für Jungen und Männer. Auf der anderen Seite nehmen die Erwachsenen jedoch gleichzeitig wahr, dass Gesundheit für Jungen eine hohe Bedeutung hat, dass Gesundheit gewissermaßen „sein muss“. Gesundheit spielt insgesamt doch eine wichtige Rolle – auch als Abwesenheit von Krankheit, aber nicht direkt im Zusammenhang mit ihrer Vermeidung im Sinn von Gesundheitsverhalten. Gesundheit lässt sich in der Beobachtung einiger Schlüsselpersonen für viele Jungen verkürzt auf den Dreierbegriff „fit, fun und lifestyle“ bringen.

*„Na ja, die tun  
was für den body,  
nicht für den Körper.“*

Über den Zugang „Fitness“ bringen demnach nach der Meinung einiger Befragter viele Jungen Gesundheit direkt in Verbindung mit der eigenen Leistungsfähigkeit. Gesundheit meint Fitness, gesund bedeutet fit und leistungsfähig. Damit hängt Gesundheit direkt zusammen mit Bildern und Fantasien von Männlichkeit, aber auch mit einer möglichen (künftigen) Berufswahl – als Mann. Der Aspekt „fun und lifestyle“ dagegen betont die soziale, stil- und modebezogene Komponente der Gesundheit. In Bezug auf einen gewissen Körperkult gelten manche Jungen bei den Befragten geradezu als überidentifiziert, so dass diese Form der Gesundheitsbezüge auch fast losgelöst von körperlichem Selbstbezug erscheint. Die positiven Effekte für Gesundheit und Körperlichkeit gehen bei dieser Betrachtungsweise verloren.

Gleichzeitig wird in einigen Bereichen von einem allgemein bekannten, eher riskanten Umgang von Jungen und jungen Männern mit Gesundheit berichtet: Es wird „Raubbau“ mit der Gesundheit getrieben, die Jungen und Jugendlichen schlafen teilweise zu wenig, sie nehmen Aufputschmittel, Drogen oder Alkohol zu sich. Gesundheitsgefährdend wirkt sich neben dem Alkoholkonsum auch Tablettenkonsum aufgrund oder nach Alkoholgenuß aus; auch Stress, Belastungen oder Mehrfachbelastungen tragen zu Gefährdungen der Gesundheit bei. Im Hinblick auf ein unbekümmertes Gesundheitsbewusstsein und ein geradezu gedankenloses Gesundheitsverhalten sehen so viele der Befragten die Gesundheit der Jungen als etwas Bedrohtes an.

*Wahrgenommene  
Unsicherheiten:  
„Bin ich normal?“  
„Bin ich tatsächlich  
gesund?“*

Latent scheint bei vielen Jugendlichen die Frage nach der eigenen Normalität im Hinblick auf die Gesundheit gestellt zu werden. Krankheit dagegen wird abgewertet, gilt als „nicht normal“. Es ist deshalb nicht überraschend, dass die Wahrnehmung von Krankheiten – zumal im Genitalbereich – vermieden wird. In Verbindung mit einer allge-

mein eher nachlässigeren Körperwahrnehmung wirkt sich dies nach Meinung der Befragten problematisch aus. Ein eher mangelhafter Körperbezug, gekoppelt mit Ängsten, führt demnach zur Vermeidung, eine bedrohliche Krankheit wahrzunehmen. Aber auch schmerzhaftes Erkranken werden nicht entsprechend registriert. Dieses Verhalten führen wir auf ein „Verwehren“ von Körperbezügen in der männlichen Sozialisation zurück, so dass bei vielen Jungen und Männern der „eigene“ Körper nicht den Stellenwert erhält, der zur selbstverständlichen und wachsamsten Wahrnehmung von Körperbefindlichkeiten führt. Insofern scheint es für viele Jungen und Männer notwendig zu sein, auf Krankheit durch äußere Einflüsse „gestoßen“ zu werden oder zumindest diese Einflüsse legitimatorisch als Zugänge zum eigenen Körper (zum Körperselbst) heranziehen zu können. Die mit Krankheit verbundene Dramatik, ihre gleichsam „magische“ Wirkung wird erklärbarer, wenn die Angst vor der Krankheit mit der Funktion von Gesundheit gekoppelt wird: Krankheit demontiert Leistungsfähigkeit und Normalitäten, Krankheit signalisiert ein Nichtfunktionieren und bedroht letztlich ein wichtiges Segment des Junge- bzw. Mannseins. Der Umgang mit Krankheit scheint deshalb für viele Jungen eher schwierig zu sein. Viele Jungen scheinen über kein „Krisenmanagement“ zum Umgang mit Krankheiten zu verfügen, ernst zu nehmende Krankheiten werden deshalb verdrängt.

*Krankheit  
verunsichert  
und bedeutet  
Kontrollverlust.*

Auf der anderen Seite kann Krankheit – sofern sie nicht zu extrem ist – auch Vorteile bringen: den „sekundären Krankheitsgewinn“, der bei Jungen und männlichen Jugendlichen wohl mit „legitimer Regression“ zu umschreiben ist. Krankheit legitimiert das Bedürfnis der Jungen und Jugendlichen nach Fürsorglichkeit, Umsorgtwerden, Bemuttertwerden. Allerdings wird von unseren Interviewpartnern/-partnerinnen z.B. das Einfordern von Fürsorglichkeit mit dem Begriff „hypochondrisch“ charakterisiert. Dies ist möglicherweise als Teil der Abwertung von Jungen und männlichen Jugendlichen zu verstehen, als diese Bedürfnisse Jungen nicht zugestanden und für illegitim erklärt werden; vielleicht ist ein Überziehen der Leidensäußerungen der Jungen aber auch einfach ein Ausdruck ihrer Unbeholfenheit, regressive Bedürfnisse zu äußern.

*„Als Junge sollte  
man nicht krank sein  
und alles können.“*

Kranksein gilt insgesamt als abgewertet, vor allem deshalb, weil sie die Männlichkeitsbezogene Reihung von Leistung, Normalität, Gesundheit und Stärke torpediert. Deshalb wird Krankheit ebenfalls kaum thematisiert. Wenn dies aber sein muss – etwa in der Schule im Zusammenhang mit einer Entschuldigung –, dann soll der Erfahrung der Befragten nach jedoch auf die Krankheit nicht weiter ein-

gegangen werden. Der Grund liegt für die Interviewpartner/-innen darin, dass Kranksein mit Peinlichkeit behaftet ist. In Bezug auf Krankheit zeigt sich die Clique der Gleichaltrigen aus Erwachsenensicht wiederum eher als Bedrohung: Durch den hohen Normalitätsdruck droht bei Krankheit die Gefahr ausgeschlossen zu werden. Es scheint ein starker Gruppendruck in Richtung auf Gesundheit zu herrschen, wodurch für einen Teil der Jungen und männlichen Jugendlichen auch beschämend wäre, eine eigene Krankheit zuzugeben.

*Psychosoziale Folgen  
von Krankheit*

Vor diesem Hintergrund erscheint den Befragten verständlich, wieso die Beschäftigung mit Krankheit für viele Jugendliche riskant erscheint, sofern sie nicht auf „Heldentaten“ oder männliche Leistungen zurückgeführt werden können: Krankheit kann eine fast magische Bedrohung der Möglichkeit beinhalten, sein eigenes Mannsein zu produzieren oder zu stabilisieren. Bei Krankheit droht die Gefahr, aus Jungen- bzw. Männerbezügen ausgeschlossen zu werden – was wegen der Eindimensionalität vieler männlicher Bezüge – eine Clique, ein Arbeitsplatz – fast einem „sozialen Tod“ gleichkommt. Gesundheit dagegen lässt sich aufgrund ihrer Selbstverständlichkeit für Jungen auch nicht leicht als Reflexions- oder Kommunikationskategorie einführen.

Nach diesen Ergebnissen erwarteten wir für die Befragung der Jungen, dass Fragen nach Krankheit oder Gesundheit nicht kategorial oder direkt angesprochen werden können. Wir versuchten deshalb, geeignete Stimulatoren für „hintergründige“ Dimensionen zu finden, z.B. die Bedeutung von Gesundheit für das „Dabeisein“ oder „Dazugehören“, nicht die Bedeutung von Gesundheit allgemein.

## 2.5 **SEXUALITÄT UND SEXUALAUFLÄRUNG**

Bei der zu Beginn des Interviews offen gestellten Frage interessierte uns zunächst die Einschätzung der Befragten im Hinblick auf die Defizite der Sexualaufklärung der Jungen, die von den Interviewpartnern/-partnerinnen wahrgenommen werden. Viele der Befragten hatten sich diese Frage eingestellt, sie wurde gewissermaßen erwartet. Weil die Interviewpartner an dieser Stelle des Interviews noch nicht für die anderen Fragebereiche „angewärmt“ waren, können wir davon ausgehen, dass die Antworten weitgehend spontan gegeben wurden und sich nicht an vorgegebenen Fragebereichen orientier-

ten. Erwartungsgemäß zeigen die Antworten, dass der kognitive Aufklärungsbereich (Wissensvermittlung) insgesamt nur in sehr geringem Umfang als defizitär gesehen wird.

## 2.5.1 DEFIZITE JUNGENSPEZIFISCHER SEXUALAUFLÄRUNG

Dagegen zeigt sich aus der Außenperspektive der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen, dass die Defizite in der Sexualaufklärung viel eher in Bereichen liegen wie:

- Identität und Persönlichkeitsentwicklung, persönliche Kompetenzen (z.B. über den Körper reden können), Selbstbezüge;
- (nicht vorhandenen) kulturellen Ressourcen (z.B. sprachliche Ressourcen zur selbstbezogenen Thematisierung von Körperlichkeit und Sexualität);
- der Gestaltung von Beziehungen (wie der Umgang zwischen den Geschlechtern, fehlende Bezugspersonen) sowie
- der Förderung qualifizierter Erlebnisse und Erfahrungen im Vorfeld von Sexualaufklärung (z.B. Erfahrung der Sinne, breite Körpererfahrung jenseits von sportlicher Leistung usw.) entgegen einer Tendenz zur Isolation der Sexualität.

Immer wieder fällt auf, dass die Befragten besonders das fehlende „Eigene“ in unterschiedlichen Aspekten betonen. Über diese zielgruppenbezogenen Überlegungen hinaus fordern einige Befragte auch die kritische Reflexion der Rolle von Pädagogen und Pädagoginnen und geben Hinweise auf einige vernachlässigte Themen der Sexualaufklärung. Zusammengefasst zeigten sich nach den Äußerungen der Interviewten Mängel der Sexualaufklärung besonders im Bereich der Kommunikation und der Beziehungen.

... eigene Sprache,  
eigener Körper,  
eigener  
Geschlechtsbezug  
der Jungen...

### KOMMUNIKATIVER BEREICH

Insgesamt am häufigsten sehen die Befragten Defizite oder vernachlässigte Inhalte bei der Sexualaufklärung im kommunikativen Bereich. Sehr oft wird benannt, dass es an Räumen für die Kommunikation der Jungen untereinander oder auch mit sich selbst fehle; es mangle an Gelegenheiten und Fähigkeiten zur Problematisierung der

Gründe für die  
Sprachlosigkeit  
von Jungen

eigenen Sexualität, eigener Probleme oder auch schöner Erfahrungen. Auch fehle vielen Jungen die Gelegenheit, ihre Fragen stellen zu können und entsprechend altersadäquate Antworten zu erhalten.

Bei der Frage nach Defiziten in der Sexualaufklärung wird von einigen Interviewpartnern beklagt, dass Jungen und männliche Jugendliche nicht oder zu wenig über Sexualität reden können. Häufig wird der Grund der mangelhaften Entwicklung „kommunikativer Aspekte“ jedoch darauf zurückgeführt, dass den Jungen nicht ausreichend Möglichkeiten zur Aneignung der Kompetenzen gegeben werden, die zur Kommunikation über Sexualität, Gesundheit oder Körper notwendig sind. Es fehle so gesehen nicht nur das Reden-Können, sondern vor allem das „Darüber-reden-Lernen“. Und vielfach hat es den Anschein, als ob die oft beklagte Sprachlosigkeit der Jungen nicht (nur) auf fehlende Kompetenzen oder Lernmöglichkeiten zurückzuführen ist, sondern dass es bereits an einer adäquaten geschlechtsbezogenen Begrifflichkeit mangelt.

## BEZIEHUNGEN

Ebenfalls häufig wird die unzureichende Berücksichtigung von Beziehungsaspekten als wichtiges Defizit der Sexualaufklärung von Jungen und männlichen Jugendlichen erwähnt, und zwar in zweierlei Hinsicht: einerseits als Information über Beziehungen, Partnerschaftlichkeit und Beziehungsgestaltung, andererseits in Auseinandersetzung mit konkreten Bezügen und Beziehungserfahrung, was als Ressource der Sexualaufklärung nutzbar sein könnte. In diesem Zusammenhang wird Aufklärung über die soziale Funktion von Sexualität in Beziehungen gewünscht, etwa in Bezug auf die Verbindungen zwischen Sexualität und Macht: Sexualität ist dann auch kenntlich zu machen als „Vehikel“ in Beziehungen, um Macht zwischen Jungen und Mädchen, Männern und Frauen auszuüben oder als Form der „Nähe- und Distanzregulierung“.

*Jungen bekommen zu wenig Begleitung, zu wenig Rückenstärkung, zu wenig Akzeptanz und Resonanz.*

Neben der unzureichenden Thematisierung von Beziehungsaspekten zwischen (Sexual-)Partnern fehlt es den Jungen nach Ansicht der befragten Erwachsenen vor allem auch an Personen, an die sie ihre Fragen stellen können. Es fehlt an zuverlässigen Bezugspersonen. Von mehreren Befragten werden dabei immer wieder die Väter benannt, die ihrerseits dazu nicht befähigt wurden oder sind und die (deshalb) als erwünschte Bezugsperson ausfallen. Andere Erwachsene – etwa in pädagogischen Zusammenhängen – oder gar die eigene, als professionell zuständige Person sind dabei nicht im Blick.

## 2.5.2 VERMITTLUNG UND QUALITÄT DER SEXUALAUFLÄRUNG

In Bezug auf vernachlässigte Inhalte der Sexualaufklärung weisen mehrere der Befragten darauf hin, dass Art und Qualität der Sexualaufklärung vor die inhaltlichen Aspekte treten. So können mangelhafte Verbindungen zu den Lebenswirklichkeiten der Jungen oder zu ihren aktuellen Interessen die Aneignung der Informationen verhindern. Ein wichtiges Hemmnis in der Sexualaufklärung scheint der ideologische Anspruch zu sein, dass Sexualaufklärung kein Problem sein darf. Gerade bei Jungen besteht in der Vermittlung eine große Schwierigkeit. Einige Befragte kritisieren eine flapsige Pseudojugendlichkeit mancher Sexualpädagogen, die eigene Schwierigkeiten genauso wie die der Jugendlichen übergeht. Dagegen setzen sie, dass die Vermittlung sexualpädagogischer Inhalte Professionalität als Schutz in beiden Richtungen braucht. Unprofessionelle oder „penetrante“ Sexualaufklärung kann so gesehen auch Verletzung bedeuten.

*Der professionelle  
Blickwinkel*

Häufig fehlt den Befragten in der Sexualaufklärung ein Bezug zur Lebenswirklichkeit der Jungen, und zwar im Hinblick auf die Bedeutung dieses Wissens für die Gestaltung des eigenen Lebens und in Bezug auf Beziehungsgestaltung, Partnerschaft, Annäherung an Mädchen usw. Wenn die Verbindung zwischen dem „biologisch-technischen“ und dem „emotionalen“ Wissen fehlt, bekommt das biologisch-technische Wissen keine „echte“ Relevanz, weil es die Jugendlichen nicht mit ihrem Leben in Verbindung bringen kann. Weil Sexualität isoliert problematisiert und nicht als „Symptom“ verstanden wird, können wesentliche Elemente der Sexualaufklärung von den Jungen nicht ausreichend integriert werden. Diese Äußerungen beziehen sich durchgehend auf institutionalisierte Sexualaufklärung etwa in der Schule.

*Isolation von  
Sexualität*

Viele der Interviewpartner und -partnerinnen sehen Defizite in der Sexualaufklärung auch bei den eher emotionalen und sinnlichen Bereichen, was gerade für Jungen fatal ist. Dies bezieht sich etwa auf verständliche Unsicherheiten und Ängste: „Was kommt auf mich zu?“, aber auch auf undifferenzierte Körperängste: „Ist bei mir alles in Ordnung?“. Manche der Befragten betonen, dass in der Aufklärung Sexualität viel zu wenig in Verbindung mit emotionalen Qualitäten gesehen wird; die Verbindung zu „Wärme, Liebe, Zuneigung“ wird zu wenig hergestellt. Sinnlichkeit scheint ihnen insbesondere in der Sexualaufklärung von Jungen vernachlässigt zu sein. Wichtig wäre es demnach – ebenfalls eine vernachlässigte Dimension –, in der

*Fehlende Bezüge  
zu emotionalen,  
sinnlichen und  
sozialen Aspekten*



Sexualaufklärung Kompetenzen für den Umgang mit Ambivalenzen und Ängsten, z.B. vor Kontrollverlust, zu vermitteln. Darüber hinaus äußern die Befragten die Einschätzung, dass in der Sexualaufklärung ethische Kategorien, wie z.B. Normen, Wertschätzung, Anerkennung, hinter dem eher „Technischen“ verborgen bleiben. Schließlich wird bemängelt, dass es aufgrund der institutionellen „Verteilung“ der Sexualaufklärung auch Bereiche wie etwa die Sportverbände gibt, in denen trotz einer hohen, ganz bestimmten Körperaufmerksamkeit Sexualaufklärung nicht (oder nur latent) stattfindet.

## **THEMEN DER SEXUALAUFLÄRUNG**

Je nach beruflichem oder erfahrungsbezogenem Hintergrund führen die Befragten gelegentlich Bereiche, Themen oder Themenfelder an, die nach ihrer Meinung in der Sexualaufklärung stärker oder überhaupt berücksichtigt werden sollten. Keines dieser Themen wird dabei so häufig genannt, dass von einem „Trend“ in unserer Untersuchung gesprochen werden könnte. Benannt werden dabei:

- Homosexualität; die Hauptschwierigkeit wird dabei darin gesehen, dass die Jugendlichen wenig über Homosexualität wissen, keine „wirklichen“ Erfahrungen mit Homosexuellen haben, dass ihnen der Erlebnishintergrund fehlt und sie Informationen über Homosexualität nur über Schimpfworte oder Witze erhalten;
- Information und Kommunikation über Selbstbefriedigung;
- die Aufklärung darüber, dass Entwicklung und Aneignung von Körperlichkeit und Sexualität „Zeit für sich“ braucht und nicht erzwungen werden kann: „sich Zeit für sich selber nehmen, Zeit für sich haben, Zeit, sich auszuprobieren“;
- Geschlechterbilder (z.B. Auseinandersetzung mit eigenen und gesellschaftlich vermittelten Männlichkeitsbildern);
- medizinische Unterversorgung (z.B. zu spätes Konsultieren von Ärzten und Ärztinnen, zu wenig Bezug in der Medizin auf jugendtypische Fragestellungen).



## 2.5.3 ERWACHSENE ALS PROBLEMTRÄGER IN DER SEXUALAUFLÄRUNG

Mehrere Befragte sehen die Probleme unzulänglicher Sexualaufklärung weniger bei den Inhalten oder bei den Jungen, sondern vielmehr bei den Erwachsenen, die die Kinder und Jugendlichen aufklären sollen. Die bemängelte Grundannahme dieser Erwachsenen wird nach wie vor so zugespitzt: Jungen sind gut versorgt, gelten als Maßstab (für Mädchen), brauchen „eigentlich“ nichts, weil sie schon alles haben. In der Realität der Sexualaufklärung zeigen sich Jungen nach Meinung der Befragten dennoch deutlich als bedürftig. Sexualaufklärung bedeutet darüber hinaus häufig Aufklärung der Eltern: Manche der Befragten berichten von teilweise massiven Unsicherheiten bei Eltern, aber auch bei anderen Erziehenden, die fast bis hin zur Panik gehen können. Unsicherheiten zeigen sich z.B. dann, wenn die Kinder oder Jugendlichen sozial unerwünschte Verhaltensweisen zeigen. Dies gilt vor allem im Hinblick auf Vulgäres und Gewalt. Die Sensibilisierung für Gewalt – vor allem für sexuellen Missbrauch – nehmen manche Befragten bei einem Teil der Erziehenden als eine Ursache für Verunsicherungen wahr. Damit verschwimmt die Einschätzung dessen, was als „normal“ gelten kann und was nicht.

Erwachsene werden von den Interviewten teilweise auch charakterisiert als Träger der Fantasie, es solle bei der Sexualität oder Sexualaufklärung möglichst „optimal“ laufen. Kinder und Jugendliche sollen auf Sexualität bestens vorbereitet werden, weil Sexualität ein besonders heikles Gebiet ist. Die Erfahrung einiger Interviewpartner/-innen ist dagegen, dass Jungen aber gerade das nicht wünschen. Sie wollen eben auch, dass sich Erwachsene raushalten, sie wollen sich „ihre“ Sexualität selbst aneignen. Dabei gelten eigene Erfahrungen als wesentliche Form der Aneignung. Ein wichtiger Bereich in der Arbeit mit Eltern und Erziehenden scheint deshalb zunehmend die „Arbeit an der Normalität“ zu werden. Viele der bisher benannten Kritikpunkte beziehen sich indirekt auch auf die Kompetenzen und die Ausbildung von Sexualpädagogen/-pädagoginnen, wobei einige Befragte denjenigen, die in institutionellem Rahmen (z.B. der Schule) Sexualerziehung betreiben, nachsagen, dass diese gar kein entsprechendes Selbstverständnis entwickeln. So werden hier starke Defizite gesehen, gerade auch im Hinblick auf Beziehungen und Beziehungsdynamik, auf sexualpädagogische Methoden oder die Bearbeitung eigener persönlicher Schwierigkeiten (Ängste, Scham usw.).

Eine institutionelle Dynamik liegt hierbei aus unserer Sicht darin, dass jede Institution „ihre“ Jungen einseitig wahrnimmt – eben so,

*Kritik an  
Kompetenz und  
Selbstverständnis  
von „professionell  
Aufklärenden“*

*Methodische Aus-  
und Fortbildung  
fehlen.*

2

*Rückkopplungseffekt:  
Verkürzte Experten-  
und Expertinnensicht  
schränkt Verhaltens-  
möglichkeiten  
von Jungen ein.*

wie sie sich institutionsbezogen verhalten. Gleichzeitig wird angenommen, dass die Jungen wirklich so „sind“, wie sie von der Institution oder in der Institution wahrgenommen werden und dass diese Wahrnehmung die „richtige“ ist. Diese Verkürzungen und Zuschreibungen aus spezialisierter Experten-/Expertinnensicht setzen sich dann möglicherweise im institutionsbezogenen Verhalten bei und unter den Jungen fort. Eine Lehrerin oder ein Lehrer, eine Pädagogin oder ein Pädagoge, ein Arzt oder eine Ärztin, die einen Jungen wahrnehmen, neigen im Rahmen unseres Interviewmaterials zu einer Haltung: Der Junge ist so, wie ich ihn wahrnehme. Dabei wird insbesondere das Schlimme und Problematische als durchgängige Realität angenommen. Das Bild, dass ein Junge oder ein männlicher Jugendlicher verschiedene „Identitäten“ hat, die er auch kontextuell oder situativ unterschiedlich zeigen oder ansprechen kann, ist nicht sehr verbreitet. Der negative Bezugspol dominiert die Wahrnehmung auch beim Blick auf die Gesamtgruppe aller Jungen. Wenn eine Schlüsselperson drei Jungen als dominant oder laut wahrnimmt, stellt sich als eine latente Wahrnehmungsverschiebung ein, dass sich alle oder „die“ Jungen so auffällig verhalten. Diese Tendenz fiel uns bei der Gegenprobe „typischen“ Jungenverhaltens und bei der Frage nach Ausnahmen auf.

## **DIFFERENZIERUNGEN**

*Schicht- und kultur-  
bedingte Unterschiede*

Einige der Befragten weisen dezidiert auf die Notwendigkeit von Differenzierungen hin. Dazu gehören selbstverständlich Altersdifferenzierungen: Die Bedürfnisse und Interessen der Jungen sind in unterschiedlichen Altersphasen sehr verschieden, wobei Erwachsene deutliche Informationslücken aufweisen. Daneben entwickeln sich sozusagen „thematische Biografien“, die sich für eine retrospektive Bearbeitung lohnen. Auch Schichtdifferenzierungen werden erwähnt. Erfreulich ist dabei, dass nicht ausschließlich Unterschichtsfamilien als defizitär betrachtet werden, sondern in bestimmter Hinsicht auch das Mittelschichtsmilieu („emotionale Verwahrlosung“ in manchen Familien trotz ökonomischer Absicherung; Immunisierung, Selbstpräsentation als „glatt“, indirekte Äußerungen bei „typischen Mittelschichtsjugendlichen“). Im Kontakt mit männlichen Jugendlichen aus unterschiedlichen Schichten taucht die Frage auf: Bei welchem Jugendlichen verwende ich welche Worte? Mehrere Befragte, die mit Unterschichtsjungen – oft deckungsgleich mit ethnisch-nationalen Minderheiten bzw. bikulturellen Jugendlichen – arbeiten, nehmen wahr, dass diese Jugendlichen oft bereits sehr früh „harte“ Pornografie konsumieren. Dabei zeigen sie zwar zum Teil auch ambiva-

lente Gefühle (zwischen Information und Interesse einerseits, andererseits Ablehnung und Ekel); in der Sicht der Befragten liegen aber bei diesen Jungen deutliche Defizite vor allem in den „weichen“ Bereichen wie Gefühlen und Beziehung.

Viele der Migrantenjungen erhalten nach Einschätzung der Mitarbeiter in der Jugendarbeit keine Sexualaufklärung im Sinne einer erzieherischen Intervention oder einer pädagogischen Maßnahme. Ein Teil von ihnen befindet sich dabei in starken Ambivalenzkonflikten. Andererseits scheint Sexualaufklärung im gängigen Bildungsverständnis einen großen Teil der männlichen Jugendlichen ausländischer Herkunft kaum zu erreichen. Bei einem Teil von ihnen wird die familiäre Konstellation, in der Erfahrungen mit Körperlichkeit, Gesundheit und Sexualität stattfinden, einerseits beschrieben als (formell/offiziell) deutlich patriarchal strukturiert, andererseits liegt im Hinblick auf Erziehung auch viel (informelle/inoffizielle) Macht bei Frauen. Defizite bei einem Teil dieser Jugendlichen werden von den Befragten in Bezug auf die eigene Sexualität, vor allem aber auch in Bezug auf ein breiteres Verständnis von Sexualität (Körperlichkeit, Bezug zum eigenen Körper, emotionale Facetten und nichtgenitale Sexualität) gesehen.

*Sexualaufklärung  
erreicht Migranten-  
jungen nur  
unzureichend*

2

## 2.5.4 AUSWERTUNG NACH BEREICHEN BZW. INSTITUTIONEN

Im Folgenden sollen die bereits aufgeführten institutionellen bzw. vom Arbeitsfeld her differenzierten Bereiche in ihrer Bedeutung für unsere Fragestellung und im Hinblick auf geschlechtsbezogene Ansätze für die Arbeit mit Jungen jeweils kurz charakterisiert werden. Unserer Methode nach und aufgrund der immer noch relativ geringen Anzahl von Interviews in den einzelnen Feldern kann es sich dabei nur um pointierte Schlaglichter handeln, die von den Befragten geäußerte sowie von uns beobachtete Tendenzen im Sinn einer Arbeitshypothese zuspitzen und gegebenenfalls einer näheren Überprüfung bedürfen.

Die Zuordnung zu den einzelnen Bereichen war nicht immer von vornherein ganz eindeutig, weil immer auch Anteile aus dem einen Arbeitsfeld (z.B. Beratung oder Sport) in einem anderen vorkommen, da der Zuschnitt einer Stelle mehrere Bereiche einschließt (z.B. Jugendberatung und Sexualaufklärung), oder weil eine Person über unterschiedliche Erfahrungen sowohl berufsbiografisch als auch in

haupt- oder ehrenamtlicher Funktion verfügt. Die Zuordnung erfolgte deshalb nach dem Anteil, der sich im Interview als Schwerpunkt herauskristallisiert hat.

## **KLEINKINDBEREICH, KINDERGARTEN, TAGESEINRICHTUNG**

*Geschlechts-  
differenzierende  
Ansätze fehlen.*

In fünf Interviews mit insgesamt sieben Personen wurde der Bereich Kindergarten/Kinderhaus erschlossen, der für uns rein altersmäßig einen Randbereich der Untersuchung darstellt. Andererseits setzen ihn alle anderen Bereiche mehr oder weniger voraus, weshalb er bei den Interviews zumindest in geringerem Umfang berücksichtigt werden sollte. Auffällig war zunächst, dass hier der „Gleichheitsgedanke“ – auch als Ziel oder Leitbild der pädagogischen Arbeit – besonders ausgeprägt ist. Gegen eine geschlechtsbezogene Betrachtungsweise gibt es einigen Widerstand: Kleine Kinder werden in ihrer Gesamtheit als Kinder und weniger als Mädchen und Jungen gesehen.

Das wird deutlich an der Bewertung der Entwicklung von Geschlechtsidentität der Kinder. In Tageseinrichtungen gibt es beispielsweise in der Regel keine getrennten oder abschließbaren Klos. Viele Kinder gehen deshalb im Kindergarten nicht gern aufs Klo, sie fühlen sich gestört und beobachtet. Eine ähnliche Situation entsteht beim gemeinsamen Umziehen vor dem Turnen oder Schwimmen. Die daraus resultierende Peinlichkeit wird jedoch nicht als Indikator für „echte“ Probleme der Kinder gesehen, vielmehr als Folge „falscher“ Entwicklung oder Erziehung – eigentlich dürfte das in diesem Alter (noch) nichts ausmachen. Gerade Jungen geraten mit dieser Tendenz zur Verharmlosung und Infantilisierung in Konflikt.

*Brüche mit der  
frauendominierten  
Umwelt lösen  
negative  
Sanktionen aus.*

Wenn die Kinder mit drei oder vier Jahren in die Tageseinrichtungen kommen, gelten sie in ihrem (kindlichen) Verhalten noch weitgehend als akzeptabel und sogar „freier“ im Umgang. Kleine Jungen geben sich noch nicht demonstrativ als solche zu erkennen, sie spielen problemlos mit Mädchen und mit weiblich oder „weich“ assoziiertem Spielzeug, sie legen keinen großen Wert auf die entsprechenden Unterscheidungen, auf eigene Räume, Jungenspiele usw. Dass dieser scheinbar freie, ungezwungene Zustand der Indifferenz in einem frauendominierten Setting – notwendigerweise – vor allem von den Jungen demonstrativ durchbrochen wird, wird dramatisch gesehen und dementsprechend als Bruch, als Herausfallen aus der Gleichheit negativ charakterisiert. Die entstehende deutliche Jungenkultur gilt als Anlass für begrenzende pädagogische Interventionen, weil mit

ihr häufige Störungen, die Abwertung anderer, vor allem jüngerer Kinder und von Mädchen, sowie Aggressivität und Verletzungen verbunden werden.

Der verbreiteten Hilflosigkeit gegenüber männlichem Verhalten von Jungen in Tageseinrichtungen entspricht die Tendenz, dieses Verhalten zu problematisieren und z.B. als „sexualisiert“ zu lesen. Solche Zuschreibungen deuten darauf hin, dass das Kindergartenalter als entsexualisierte Latenzzeit gesehen wird, in der das Thema Sexualität im Normalfall nicht vorkommt und in der deshalb Abwarten angesagt ist. Sexualerziehung wird deshalb frühestens als schulisches Thema betrachtet und tendenziell den Eltern vorbehalten. Ein Argument, mit dem die Abwesenheit des Themas weiter begründet wird, ist die geringe Handhabe gegenüber Eltern. Sexualerziehung wird so offenbar nicht als Gegenstand betrachtet, der ohne Weiteres (und ungeachtet aller Schwierigkeiten) zum Auftrag und Kernbestand der pädagogischen Arbeit im Kindergarten gehört, sondern wird vielmehr als ein besonders heikles Thema gesehen, dessen Bearbeitung in hohem Maß vom Wohlwollen und Einverständnis der Eltern abhängig zu machen ist. (Vielleicht liegt das an der in weiten Teilen kirchlich geprägten und orientierten Kindergartenpädagogik, was sich auch in Ausbildung und Trägerschaft niederschlägt.) Zu erkennen ist dabei auch ein relativ enges, vorwiegend genitales Verständnis von Sexualität, der man sich eher „kognitiv und distanziert“ als „ganzheitlich“ und mit allen Sinnen nähern zu müssen glaubt.

*Kindergartenalter  
wird als  
entsexualisierte  
Latenzzeit betrachtet.*

Diese Engführung bedingt nicht zuletzt die generelle Vermeidung des Themas in dieser Altersstufe, obwohl es, wie durchgängig hervorgehoben wird, gerade von Jungen immer wieder heftig nachgefragt, provoziert und damit am Leben gehalten wird. Altersentsprechende Zugangsweisen kommen dadurch jedoch nicht in den Blick – gerade die alterstypische Ausformung von Sexualität (Witze, Sprüche, Doktorspiele, Nacktheit usw.) scheint Schwierigkeiten zu bereiten. Schon die Zurkenntnisnahme von Sexualität als integralem Bestandteil der Erziehung wird für dieses Alter mehr oder weniger negiert, zumindest was praxisrelevante Konsequenzen anbelangt. In diesem Sinn wäre ein deutlicher Bildungsauftrag an die Tageseinrichtungen, wie er im schulischen Bereich mittlerweile selbstverständlich geworden ist, mehr als wünschenswert. Besonderes Gewicht bekommt diese Zielrichtung für die Jungen, deren eigenständige Beschäftigung mit dem Thema immer in der Gefahr der Abwertung und Ausgrenzung steht und denen kaum Möglichkeiten für eine verträglichere Aneignung eröffnet werden. Als besonderes Problem scheint dabei immer wieder der Umgang von Erzieherinnen mit den

*Sexualität ist kein  
integraler Bestandteil  
der Erziehungsarbeit.*

„männlichen“ Lebensäußerungen und speziellen Bedürfnissen von Jungen auf, insofern es sich beim Kindergarten um ein weitgehend weiblich geprägtes Arbeitsfeld handelt.

## JUGENDHILFE, JUGENDARBEIT, JUGENDBILDUNG

Im Bereich „Jugendhilfe/Jugendarbeit/Jugendbildung“ fanden in unserer ersten Befragungsreihe die meisten Interviews statt. Dies entspricht sowohl der Bedeutung dieses Bereichs für die Jugendlichen als auch seiner hohen professionellen Differenzierung. Von uns wurden 17 Einzelinterviews durchgeführt in unterschiedlichen Arbeitsfeldern wie Jugendhaus, Wohngruppe, Jugendverband, berufliche Bildung Jugendlicher. Dabei versammelt sich ein breites Spektrum sowohl von den einzelnen Befragten als auch vom jeweiligen theoretischen und praktischen Hintergrund oder den entsprechenden Konzepten her.

*Im Bereich  
„offene Tür“  
hat das Thema  
„Jungenarbeit“  
noch am ehesten  
Konjunktur.*

Fast durchgängig kann in diesem Sektor der Befragung ein relativ differenzierter Blick auf Jungen mit zum Teil auch deutlich spürbarer Empathie und erklärendem Verständnis festgestellt werden. Ein geschlechtsbezogener Ansatz gilt hier mindestens als wichtig, wenn nicht unabdingbar. Wo sich das Angebot faktisch primär auf Jungen ausrichtet – wie etwa im offenen Betrieb in Jugendhäusern –, wird diese Tatsache in der Regel zum Gegenstand pädagogischer und konzeptioneller Überlegungen. Dies schlägt sich jedoch auch insofern nieder, als dass einzelne, spektakuläre Maßnahmen und Projekte oft mehr gelten als die häufig mühsam empfundene Alltagsarbeit mit Jungen. Gerade das personale Angebot, d.h. überwiegend männliche Bezugspersonen für männliche Jugendliche, und ein alltagsnaher, relativ offener Möglichkeitsraum für geschlechtsbezogene Erfahrungen scheinen aber das wertvollste Kapital in diesem Bereich zu sein, der in der Gefahr steht, sich an „erlebnispädagogischen Highlights“ messen zu müssen.

*Trotz Verständnis  
und Empathie  
für Jungen und  
unabhängig vom  
hohen Stellenwert  
der Geschlechtsbezüge  
präsentiert sich  
die Jugendarbeit  
widersprüchlich.*

Auch in der Jugendarbeit kommt es zu den typischen Abwertungen der Jungen und männlichen Jugendlichen. Zunächst fällt auf, dass sich die männlichen Mitarbeiter durch abwertende Beschreibungen des Jungenverhaltens von den Jugendlichen abheben und sich dadurch von den beobachteten Verhaltensweisen abgrenzen. Viele scheinen sich „als Mann irgendwie weiter“ zu fühlen, was sich vermutlich auf das Verständnis der Probleme von Jungen und damit in gewissem Sinn auf (fehlende) Solidarität niederschlägt. Jungen werden gerade diesen Punkt sensibel registrieren. Gleichzeitig kommt

die Attraktivität des männlichen Jugendverhaltens zum Ausdruck, wenn etwa die unbändigen, überschäumenden Kräfte, das Experimentieren mit sich selbst, die Annäherung an Mädchen, die besonderen Stile und Kulturen oder der „Körperkult“ ausländischer Jugendlicher beschrieben werden.

In Bezug auf die Sexualpädagogik, -aufklärung oder -beratung präsentieren sich sämtliche Bereiche der Jugendarbeit in unserer Untersuchung seltsam passiv. Zwar sind Sexualität und sexuelle Themen meistens stark präsent (gekoppelt an Bildung und Schichtzugehörigkeit der Jugendlichen: je höher Bildung und soziale Schicht, desto indirekter oder versteckter zeigt sich Sexualität). Über Projekte, pädagogische Interventionen oder aktive Sexuaufklärung – in welchem Segment auch immer – wird jedoch so gut wie gar nicht berichtet. (Wir haben dies zwar nicht dezidiert erhoben, aus den Gesprächszusammenhängen und den Fragen nach Beispielen war jedoch eindeutig zu erkennen, dass meistens nichts gezielt in Bezug auf Sexualität und -aufklärung unternommen wird). Die hauptamtlichen Pädagogen wirkten den sexuellen Äußerungen und Thematisierungen der Jugendlichen gegenüber zum Teil fast hilflos ausgeliefert. Sie beschränken sich dann darauf, den schlimmsten Auswüchsen entgegenzuwirken. Die Defizite im Hinblick auf Sexuaufklärung und -beratung werden in anderen institutionellen Feldern – vor allem Elternhaus und Schule – durchaus gesehen und Sexuaufklärung auch kritisiert. Selbstkritische Bemerkungen, ein eigenes sexualpädagogisches Verständnis, ein sexuaufklärender oder -beratender Auftrag der Jugendarbeit kommen dabei aber nicht zum Vorschein: Die Fehler machen die anderen. Verschiedene Gründe werden dafür verantwortlich gemacht, etwa die Generationenthematik (Generationenabgrenzung); die eigene Befangenheit der pädagogischen Mitarbeiter (vor allem der ehrenamtlichen) bei gleichzeitigem Leitungs- und Überlegenheitsanspruch; überzogene Ansprüche und Erwartungen in pädagogischen Milieus; Normenkonflikte oder Konflikte mit den Trägern der Jugendarbeit (in der Verbandsszene vor allem mit der Kirche).

Im Generationenbezug zeigte sich, dass es für einen Teil der Jugendlichen wichtig ist, sich von der älteren Generation abzugrenzen und die gewonnene Eigenständigkeit zu signalisieren. Damit fallen für sie (hauptamtliche) Jugendarbeiter als direkte Ansprechpartner aus, die Anfragen der Jugendlichen werden „verpackt“ und damit auch unzugänglicher. In der Jugendverbandsszene verhindert häufig das Alter derjenigen, die die praktische Jugendarbeit übernehmen, dass Sexuaufklärung überhaupt ein Thema ist, weil die Jugendleiter (schwerpunktmäßig im Alter von 15 bis 18) weit davon entfernt

*Kein eigenes sexual-  
pädagogisches Profil*

*Können  
kaum erwachsene  
Jugendleiter  
Ansprechpartner  
für sexuelle  
Problemlagen sein?*



sind, ihre eigene Sexualität nur annähernd geklärt zu haben. Das wäre vermutlich unproblematisch, wenn sich Jugendleiter als Jugendliche verstehen würden; von ihrem Auftrag her haben sie jedoch einen „hierarchischen“ Vorsprung, der in ihrem pädagogischen Auftrag versteckt liegt. Aber auch untereinander, also in der Gruppe der (älteren) Jugendleiter, sind Blockierungen vorgezeichnet: Die Vorstellung, was untereinander geht und was nicht, scheint einer doppelten Normkonstellation ausgesetzt zu sein. Einerseits geht es darum, sich aufgeklärt zu präsentieren und Offenheit zu zeigen, andererseits geht es um den Schutz der persönlichen Grenzen (z.B. von Intimität). In dieser Spannung verliert sich die persönliche Echtheit, Sexualpädagogik wird zum „Als-ob-Spiel“. Ebenfalls nicht zu vernachlässigen ist – gewissermaßen die Generationsthematik in Potenz – der Einfluß von Trägern der Jugendarbeit, die die institutionellen Bedingungen festlegen, oder auch von Erwachsenenorganisationen, insbesondere der Kirchen. Auf der anderen Seite kann es gelingen, den Jungen „Gesprächsräume“ zu öffnen, wenn eine pädagogische Konzeption und Intention dies im Blick behält. Dazu gehört allerdings auch, dass der pädagogische Mitarbeiter sich mit seinen „Mannseiten“, mit seinem „So-Sein“ und nicht zuletzt auch körperlich präsentieren kann. Das bedeutet auch, sein Anders-Sein – anders als gängige Männlichkeitskonzepte – zu zeigen.

*Jugendarbeit bietet  
sexualpädagogische  
„Spielräume“.*

In unseren Interviews zeigten sich besonders hier die eigenständigen Chancen, die kein anderer der von uns untersuchten Bereiche bietet: ein spezielles „Setting“, in dem das Besondere auf relativ normale Weise passieren kann. Dieser Eigenwert der Jugendarbeit scheint im Hinblick auf Jungesein oder Sexualität noch weitgehend unbekannt und entsprechend unentwickelt. Was Jugendarbeit hier leisten könnte, kann keiner der anderen untersuchten Bereiche. Diese Chancen und Ressourcen der Jugendarbeit scheinen derzeit etwas aus dem Bewusstsein (der Jugendlichen wie der Jugendarbeit) verschwunden zu sein, weil sie nicht als Zugänge, Kompetenzen oder pädagogische Räume genutzt werden. Im offenen Bereich der Jugendarbeit (Jugendhäuser, Jugendzentren usw.) sind die alltäglichen Bedingungen nicht unbedingt dazu geeignet, sexualaufklärungsrelevante Themen aufzugreifen oder Beratung anzubieten. Dabei können die institutionellen Bedingungen (vor allem die personelle Ausstattung), die Kultur und Selbstverständlichkeit eingespielter Jugendarbeit, aber auch fehlende Vorstellungen davon, wo Kontakte zu Jugendlichen oder der Einstieg in ihre Themen möglich wären, be- oder verhindernd wirken. Neben dem institutionellen Setting ist in der offenen Jugendarbeit sicher auch von Bedeutung, dass die Jungen und männlichen Jugendlichen häufig aus unteren sozialen Schichten oder aus Migran-



tenfamilien stammen. Ähnlich wie bei der Arbeit des Allgemeinen sozialen Dienstes (Jugendämter) stehen hier meistens andere Problemlagen im Vordergrund des Interesses.

Jugendverbandsarbeit dagegen ist stark mittelschichtorientiert, sowohl was die jugendlichen Nutzer als auch die Gruppenleiter anbelangt. In Bezug auf die Auseinandersetzung der Geschlechter – nicht zuletzt auf dem Gebiet der Sexualität – stehen hier für die Sicht männlicher Jugendlicher das Täterparadigma und die männliche Gewaltbereitschaft im Vordergrund, wogegen eher verstehende Betrachtungsweisen (Aneignung, Bewältigung) größtenteils keine Rolle spielen. Als Indikation für diese Ausrichtung werden gesamtgesellschaftliche Problemlagen, nicht diejenigen der Zielgruppe genannt. Zu erwarten ist deshalb, dass Widerstände der auf diese Weise konfrontierten Jugendlichen eine geringere Effizienz bedingen, als dies voraussichtlich bei einem zielgruppenbezogenen und integrierten Ansatz möglich wäre.

*Kein integrierter  
Ansatz in der  
Jugendverbandsarbeit*

Jugendarbeit präsentiert sich nach den Aussagen der Befragten im Allgemeinen für Jugendliche nicht als Raum, in dem sexualaufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung oder Beratung in größerem Stil eine Rolle spielen – zumindest in institutionellem Rahmen. Es ist fraglich, ob dies derzeit überhaupt sein kann, angesichts der Mitarbeiterproblematik (bei Ehren-, aber auch Hauptamtlichen), der strukturellen oder auch normativen „Deckelung“ der Jugendarbeit: finanzielle Kürzungen oder Stagnation bei gleichzeitig tendenziell steigenden Problemkonstellationen aufseiten der Jugendlichen; „Sonderfinanzierungen“ lediglich auf strukturell höheren Ebenen, wie Mitarbeiterweiterbildung oder Modellprojekte, nicht aber alltagsbezogen. Was Jugendarbeit dagegen an „gleichaltrigenbezogenen Gelegenheitsräumen“ bietet, bleibt den Mitarbeitern häufig unerschlossen. Jugendarbeit scheint dagegen sehr wichtig zu sein als Bereich der differenzierten Wahrnehmung von Bedürfnissen von Jungen und männlichen Jugendlichen.

*Strukturelle und  
normative Vorgaben  
bei steigenden  
Problemen in der  
Jugendarbeit*

Insgesamt produziert der Bereich „Jugendarbeit“ nach den Aussagen der Mitarbeiter hohe Erwartungen an sich selbst in Bezug auf eine Veränderung der Zustände – und erntet entsprechend hohe Frustrationsraten. Dies gilt gerade für die Themen „Sexualität“ oder „Männlichkeit“, weil sich hier in überschaubaren Zeitabschnitten so schnell nichts ändern lässt. Dementsprechend wird dann um so herber erfahren, dass jede neue Jugendgeneration aufs Neue in die Auseinandersetzung (gebracht werden) muss. Deutlich erweisen sich auch (biografisch wie ausbildungsmäßig) veraltete theoretische Konzepte

*Das selbst gesteckte Ziel – die Überwindung des Geschlechterkampfes – ist eine schiere Überforderung.*

als Hemmschuh, z.B. das Androgyniekonzept oder der patriarchatskritische Ausgang vom Blick der Frauen. Dies führt häufig zu einem Verlust des (eigenen) Geschlechtsbezugs, was wiederum zum Hindernis in der Arbeit mit Jungen werden kann. Ein eher moderner Ansatz, die Arbeit mit Jungen vor allem unter präventiven Gesichtspunkten auszuweisen und zu legitimieren, steht dagegen in der Gefahr, Unbefangenheit im Umgang mit der Zielgruppe, Aneignungsoptionen in Bezug auf Körper und Sexualität usw. zugunsten „bewahrender“ – und das heißt oft: begrenzender – Aspekte aufzugeben. Ob dies sinnvoll ist und ob sich Jungen diesem Zugriff so ohne Weiteres unterordnen wollen, ist zumindest stark fraglich.

## **SCHULE**

*Sexualität stört, wenn sie nicht im von der Schule definierten Rahmen stattfindet.*

In diesem Bereich wurden elf Interviews durchgeführt, mit denen von Grund- und Hauptschulen über Gymnasien und gewerbliche Schulen bis hin zum Internat das ganze Feld schulischer Bildung abgedeckt werden konnte. Berücksichtigt wurden dabei auch Beratungslehrer sowie Lehrer, die in der Aus- und Weiterbildung tätig sind. Es lässt sich feststellen, dass als schulischer Anspruch eine ganzheitliche, „ernsthafte“ Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität markiert wird. Sexualität soll nicht in den Schmutz gezogen oder lächerlich gemacht werden. Mit diesem harmonischen Leitbild geraten aber wiederum vor allem Jungen in Konflikt, die mit ihren eigenmächtigen Aneignungs- und Bewältigungsversuchen anecken. Sexualität gehört in den eigens dafür reservierten Raum, nach den vom Leitbild Unterrichtssituation vorgegebenen Regeln. Diese Reaktionen deuten auf eine gewisse Unsicherheit im Umgang mit den männlichen, sexuell gefärbten Äußerungen von Jungen. Sie werden weniger in ihrer Such- oder Sondierfunktion wahrgenommen und – positiv gewendet – konstruktiv aufgenommen, als vielmehr zum Anlass genommen, um aufzuzeigen, wie es sich eben nicht gehört. Damit werden Chancen verpasst, mit Jungen an einer verträglichen Erweiterung ihrer Kompetenzen zu arbeiten. In Bezug auf ihre sexuelle Sozialisation werden sie kategorisch (und damit den Geschlechterrollenklischees folgend) als Spezies wahrgenommen, bei der von vornherein klar ist, dass es in erster Linie um Begrenzung geht. Weit weniger wird gesehen, dass Jungen in bestimmten Bereichen bedürftig oder besonders verletzlich sind, dass sie vielleicht weniger eingeschränkt werden müssen, als vielmehr auch behutsam an eine Erweiterung ihres Repertoires herangeführt werden können. Bemängelt wird, dass Jungen sich zu wenig für theoretisches Wissen über den weiblichen Körper interessieren, was ihnen als generelles Desinter-

esse ausgelegt wird. Die Überlegung, ob vielleicht neben weiblichem Zyklus, Embryonalentwicklung, Geburt jungenspezifische Fragestellungen zu kurz kommen, wird jedoch von den befragten Lehrern und Lehrerinnen nicht gestellt. Auch hier gibt es eine Gleichheitsideologie in dem Sinn, dass alle über alles gleichermaßen Bescheid wissen müssen, auch wenn es sich sicherlich als günstiger erweisen würde, geschlechtsspezifische Zugänge und Schwerpunkte zu nutzen. Dabei wären vier Dimensionen zu unterscheiden: Was müssen Jungen über Jungen, was über Mädchen wissen? Was müssen Mädchen über Jungen, was über Mädchen wissen? Hier zeigt sich deutlich Kodierung als Begrenzung von Möglichkeiten.

*Gleichheitsideologie  
verhindert  
geschlechtsspezifische  
Schwerpunktarbeit.*

Eine weitere Begrenzung scheint durch die Sonderbehandlung gegeben, die das Thema schulische Sexualerziehung immer noch erfährt, obwohl sie offiziell ganz selbstverständlich zum Kanon gehört. Ein besonderer Hinderungsgrund für Sexualaufklärung in der Schule (zumindest im süddeutschen Raum) ist nach wie vor die Hervorhebung oder Stigmatisierung des Sexuellen, was sich zum Beispiel dadurch ausdrückt, dass Sexualaufklärung als einziges Thema explizit mit den Eltern abgesprochen, dass die verwendeten Materialien vorgelegt und von ihnen abgesegnet werden müssen. Für die Lehrenden bedeutet dies größere Vorsicht und erhöhten Vorbereitungsaufwand. Außerdem wird großer Wert darauf gelegt, dass schulische Sexualaufklärung nicht als Aufforderung zu praktizierter Sexualität verstanden werden kann, sei es durch Eltern, Kollegen oder Vorgesetzte. Unter solchen Bedingungen kann etwa dem Problem des Aktivitätsdrucks von Jungen sicherlich nicht angemessen begegnet werden. Auf der anderen Seite ist das sexualpädagogische Engagement vieler einzelner Lehrkräfte unter solchen eher hemmenden Bedingungen hervorzuheben und anzuerkennen.

*Das Fach  
„Sexualaufklärung“  
ist nach wie vor  
ein „heißes Eisen“.*

## MEDIZIN

Aus den Gesprächen mit medizinischen Fachleuten ergab sich ein ganz gezielter Auftrag für Sexualaufklärung im Allgemeinen. Gefordert wird gezielte und verstärkte Information, z.B. über die drei häufigsten genitalen Krankheitsbilder bei jungen Männern:

- über das Krankheitsbild des „verdrehten Hodens“ und die Notwendigkeit, unverzüglich ärztliche Behandlung aufzusuchen;
- über Hodenkarzinome und die Wahrnehmung dafür (Abtasten der Hoden);
- über Phimosen.

*Geringe Kooperations-  
bereitschaft einzelner  
Fachdisziplinen*

Hinter jedem dieser Punkte verbirgt sich aber – mit unterschiedlicher Akzentuierung – auch ein „Schulstreit“ (siehe dazu unten), der diese Klarheit verzerrt und es letztlich wieder der individuellen Entscheidung überlässt, wie mit diesen Krankheitsbildern präventiv zu verfahren ist. Insgesamt erwies sich der medizinische Bereich in unserer Untersuchung als sehr schwer zugänglich. Obwohl zunächst eine größere Anzahl von Interviews geplant war, fanden wir dann doch nur acht Personen (bei etwa gleich vielen Absagen), die auf unser Thema einsteigen wollten. Teils waren das Kinderärzte, teils Fachärzte aus dem klinischen Bereich. Dabei ist die Urologie interviewmäßig vertreten, die Andrologie nur über kurze telefonische Auskünfte. Insgesamt war hier die geringste Kooperationsbereitschaft anzutreffen, wie auch weitgehend geringes Interesse. Das rührt wohl vom erstaunlicherweise relativ geringen fachlichen Bezug zur Thematik her. So wurde einerseits bei Absagen die Notwendigkeit der (geschlechtsbezogenen) Fragestellung bezweifelt, andererseits wurde angegeben, dass dazu – mangels Kenntnis und praktischer Relevanz – nichts Wichtiges gesagt werden könne.

*Vermutungen  
über die mangelnde  
Interviewbereitschaft  
in Medizinkreisen*

Auffällig war dabei, dass mit sexueller Aufklärung häufig Geschlechtsverkehr assoziiert wurde, der als direktes Thema selten eine Rolle spielte, weil entweder die Jungen dafür zu jung seien oder medizinisch gesehen ganz andere Dinge im Vordergrund stünden. Mit diesem streng fachlich orientierten Verständnis, bei dem der gesamte „weiche“ Sektor wegbreicht, ist Aufklärung, Scham usw. natürlich an sich kein Problem oder Thema. Hinter den oft etwas fadenscheinigen Absagen vermuten wir zum Teil massive Ängste von Medizinern, selbst Gegenstand von Untersuchung zu werden, oder davor, andere hinter ihre eigene Fachlichkeit blicken zu lassen. Wir werten dies auch als Erkenntnis über die schwierige berufliche Situation von Ärzten und Ärztinnen und als Versuch, eigene Unsicherheiten gerade mit Themen im Bereich von Sexualaufklärung zu verbergen. Hier sehen wir einen möglichen Bedarf für die Aus- und Weiterbildung von Medizinern, aber auch für die Vernetzung vor allem der niedergelassenen Ärzte und Ärztinnen, sowie für Anschlüsse an die sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis.

Fast durchgängig wurde von den Befragten hervorgehoben, dass es sich im medizinischen Setting zumeist um einen deutlich reduzierten Kontakt, der auf ganz kurze Situationen bezogen ist, handelt, der es kaum ermöglicht, über das medizinisch Vordringliche hinauszugehen. Dabei prallen wohl gerade hier am deutlichsten medizinische Fachterminologie und umgangssprachliche Begrifflichkeit aufeinander, wobei es teilweise Tendenzen gibt, dieses Sprachproblem im

Rückzug auf den Expertenstatus zu umgehen. Ganz deutlich tritt auch ein stark individualisierender, den jeweiligen Einzelfall betonender Blick zutage, so dass eine besondere Scheu vor der Bündelung von Erfahrungen in der Verallgemeinerung besteht. Gleichzeitig wird betont, wie überaus wichtig Elternarbeit ist, dass diese eigentlich bei der Aufklärung – z.B. wenn Eltern/Mütter über eine normale genitale Entwicklung ihrer Söhne verunsichert sind – (oft) im Zentrum steht. Mehrmals wird der elterliche/mütterliche Blick auf das Genital des Kindes als herausgehoben oder sogar als übertrieben geschildert. Zwar werden diese Fragen – weil vorwiegend „kosmetische“ Aspekte im Vordergrund stehen – als eher harmlos betrachtet, deutlich wird jedoch, dass Ärzte trotz Abgrenzung einen Teil dieses Blickwinkels übernehmen müssen. In der Folge stellt sich die Frage, wieviel Raum der Blick auf den Jungen neben den im engeren Sinn medizinischen Themen und der Notwendigkeit, auch die Eltern/Mütter zufriedenzustellen, noch einnehmen kann.

*Schwierigkeiten  
der Ärzte und  
Ärztinnen im  
Umgang mit  
sexuellen Aspekten*

Im Zusammenhang mit dem Krankheitsbild der Phimose sind wir in unserer Studie gewissermaßen auf einen Schulstreit gestoßen. Phimosen werden als Erkrankung gesehen, wobei es gilt, das medizinisch Gebotene möglichst frühzeitig zu veranlassen. In diesem Sinn wird von zwei der Befragten angeführt, dass etwa Fertilitätsstörungen durch Hodenhochstand sich durch „Vorsorgeuntersuchungen“ der Kinder stark verringert haben. Dabei geht es nicht um Erklärungen oder irgendwelche Tiefenschichten. Unterschiedliche Auffassungen – insbesondere zwischen Kinderärzten und Urologen – bestehen dagegen zwischen den Grundperspektiven des bewahrenden Sein-Lassens oder des kontrollierenden Untersuchens und Operierens. Dieser Schulstreit besteht zunächst einmal und kann durch unsere Untersuchung natürlich weder beeinflusst noch entschieden werden. (Möglicherweise zeigt sich hier ein Forschungsbedarf auf medizinischer Ebene.)

*Schulstreit zum  
Krankheitsbild  
Phimose*

Von einem befragten Arzt werden Phimosen und der Umgang damit als Rationalisierung einer erhöhten Aufmerksamkeit auf das männliche Genital gedeutet. Dieser Hinweis galt uns als Schlüssel für eine weiterführende Interpretation, die wir hier kurz andeuten wollen, wobei wir in aller Vorsicht darauf hinweisen, dass das Datenmaterial für diese Interpretation gering ist. Phimose ist in unserer Interpretation (auch) als Metapher zu lesen, die in einer Art Stellvertreterfunktion neben dem medizinischen Problem eine zweite, tieferliegende Bedeutung hat. Die Väter tauchen – aufgrund ihrer Berufstätigkeit, wohl aber auch wegen ihrer Unterschätzung der Wichtigkeit ihrer Präsenz – im medizinischen Bereich im Zusammenhang mit Kindern kaum auf. Deshalb sind beim Kontakt zwischen Jungen

*„Penisfixierung“  
der Eltern liefert  
möglichen Interpretationsschlüssel*

und Medizin vor allem die Mütter beteiligt. Inwiefern die Mütter lediglich als Transporteurinnen väterlicher oder elterlicher Befürchtungen fungieren, muss an dieser Stelle offenbleiben. Wegen der Durchgängigkeit und Häufigkeit solcher wahrgenommener Äußerungen von Müttern nehmen wir jedoch an, dass die Mütter mit deutlichem Eigeninteresse auch solche männlichkeitsbezogenen Positionen (mit) vertreten.

Bei der Phimose geht es in der kinderärztlichen oder chirurgischen Praxis vordergründig um zweierlei: um Hygiene (drohende Entzündung) und um die Funktionsfähigkeit des männlichen Glieds (Probleme beim Wasserlassen und in der Sexualität). Die dahinterstehenden Themen – so unsere Interpretation – weisen nun einerseits weniger auf die Hygiene als vielmehr auf moralische und handlungsbezogene „Sauberkeit“ und „Reinheit“ hin. Die Unsicherheit dem männlichen Genital gegenüber steht stellvertretend für das Problem (von Frauen/Müttern), mit der „schmutzigen“ männlichen Sexualität umzugehen, letztlich für die Schwierigkeit, die „Männlichkeit“ des Jungen überhaupt in den Griff zu bekommen. Damit zusammenhängend werden latent auch Ängste vor der (männlichen) Sexualität benannt, die beschmutzend oder sehr bedrohlich sein kann. Andererseits werden mit der Thematisierung der (möglichen) Phimose aber auch Themen angesprochen, die symbolisch auf die Fähigkeit des Jungen hinweisen, vollwertig männlich zu sein, also seinen „Mann stehen zu können“. Diese symbolische Bedeutung wird noch verschärft, wenn die Zeugungsfähigkeit als eine weitere maßgebliche Männlichkeitskonstante ins Spiel kommt.

Hinter der – hier interpretativ überzeichneten – symbolischen Aufladung von „Phimose“ wird eine gravierende Ambivalenz erkennbar. Die Vorhautverengung (und in abgemilderter Form vielleicht auch andere mögliche Krankheiten, zumindest im Genitalbereich) bedroht einerseits die „Männlichkeit“ des Jungen, die auf unbedingte Standhaftigkeit und auf Zeugungsfähigkeit reduzierbar ist; sie bedroht darüber hinaus als potentielle Beschmutzung oder Gewalt Mädchen und Frauen – vielleicht auch andere Erwachsene.

Diese beiden Kategorien verweisen nun auf diejenigen Bereiche sozialer und medizinischer Forschung, die in den letzten Jahrzehnten – wie unsere Literaturstudie ergab – am häufigsten Gegenstand von Veröffentlichungen waren: auf erektile Impotenz, vorzeitigen Samenerguss und Infertilität auf der einen, auf sexuelle Gewalt (sexueller Missbrauch, Vergewaltigung, sexuelle Übergriffe am Arbeitsplatz usw.) auf der anderen Seite.



„Phimose“ und der Umgang damit symbolisieren die Männlichkeitszumutungen, -projektionen und -ängste bereits in der frühen Kindheit. In der penetranten Sorge um das männliche Genital werden nach dieser Interpretation kleinen Jungen die Erwartungen an ihr späteres Mannsein ganz subtil in Reinform vermittelt. Es ist anzunehmen, dass diese Erwartungen bei Jungen auch ankommen, dass Jungen die damit verbundenen Spannungen bewältigen (müssen).

*Phimose als Symbol*

Vor diesem Interpretationshintergrund kann Prävention im Sinn von besserer medizinischer Kontrolle auch als die Absicherung von Zugriffsmöglichkeiten kritisiert und vom Ziel der besseren Selbstaufmerksamkeit her durch die Option des Lassens und der Gelassenheit relativiert werden. Gestützt wird diese Haltung dadurch, dass über die psychobiografische Verarbeitung auch früher Genitaleingriffe (etwa bei Phimosen oder Hypospadien) oder über Beeinträchtigungen des Selbstbildes von betroffenen Jungen und Männern in der Folge von Traumatisierungen nur sehr wenig bekannt ist. Es fehlt an Rückkopplungen und Nachuntersuchungen (auch aus diesem Grund wurde unsere Teilstudie „Ehemalige Patienten der Kinderchirurgie“ erstellt). Die von einigen befragten Ärzten angesprochene „Scheu“ dürfte dabei nicht nur bei den Patienten, sondern in gleichem Maße auch bei den behandelnden Ärzten zu finden sein.

*Medizinische  
Kontrolle versus  
Selbstaufmerksamkeit*

Insgesamt erscheint das Fachwissen zu unserem Themenbereich – bezogen auf Jungen oder die männliche (sexuelle) Sozialisation aus medizinischer Sicht – als viel zu wenig gebündelt. Die spezifischen Zugänge von Haus-, Kinder- und Fachärzten stehen relativ unverbunden nebeneinander, jungen- oder männerbezogene Bedeutungen und Fragestellungen werden weitgehend ausgeklammert. In der Ausbildung von Medizinern spielen solche psychosozialen Erklärungen und Zugänge keine Rolle (weshalb die fehlende Perspektive nicht den behandelnden Ärzten und Ärztinnen vorgeworfen werden kann).

*Psychosoziale  
Bezüge zur  
Sexualaufklärung  
finden in der  
Behandlung keinen  
Niederschlag.*

Zu denken gibt insbesondere die Tendenz eines Großteils der Ärzte, aber auch teilweise der Ärztinnen, sich für unsere Fragestellung – Gesundheit, Körperlichkeit, Sexualaufklärung von Jungen – als inkompetent oder nicht zuständig zu erklären, obwohl im Bereich der Medizin ständig genau damit umgegangen werden muss. Hier erscheint eine Aufklärung der Experten und Expertinnen besonders angezeigt. Die Überlegungen, deshalb analog zu Frauenärzten die Fachrichtung „Männerarzt“ zu etablieren, der in regelmäßigem Abstand Jungen und Männer kontrolliert, erscheint den Befragten (und uns) jedoch nicht als Mittel der Wahl, weil damit etwa das Normalitätsproblem

*Aus- und  
Weiterbildung zum  
„Männerarzt“?*

wiederum ausgelagert und an die Experten und Expertinnen delegiert, der Jungenkörper medikalisiert wird. Dennoch sehen wir in dem Begriff und in der Vorstellung eines „Männerarztes“ mögliche Stimulatoren für unsere Befragung von Jungen.

Interessant ist zudem die Frage, ob und inwiefern Jungen ihre Fragen zu Körper, Gesundheit und Sexualität auch mit medizinischer Fachkompetenz beantwortet wissen wollen und wie Jungen die Zugänglichkeit etwa von Urologen oder Andrologen beurteilen, d.h., inwiefern Medizin als Zugangsbereich für Jungen überhaupt Ressourcen eröffnet. Die Andrologie, eigentlich „Lehre von den Männerkrankheiten“, scheidet dafür nach eigenem Bekunden eines Befragten in diesem Bereich weitgehend aus, sie befasst sich hauptsächlich mit dem Thema Kinderwunsch und hat auch keine Vorstellungen in Bezug auf eine weitere Verbesserung in Aufklärungsdingen. Die Urologie dagegen kämpft mit dem Image, eher fürs Grobe zuständig und auf eine ältere Zielgruppe mit Prostataproblemen zugeschnitten zu sein.

## **BERATUNG UND THERAPIE**

*Besondere  
Beratungsangebote  
für Jungen  
gibt es nicht.*

Im Bereich von Beratung und Therapie konnten wir so gut wie keine konzeptionelle spezifische Ausrichtung auf Jungen feststellen. Kaum jemand scheint Jungen „als Jungen“ speziell in den Blick zu bekommen. Selbst in Großstädten gibt es keine öffentlich ausgewiesenen und bekannten Angebote für Jungen und männliche Jugendliche. Die wenigen Angebote z.B. der Männerzentren sind bundesweit großflächig verstreut (und im Übrigen dem Anschein nach teilweise hoch konkurrenzlos). Auch wenn einzelne Männer in ihren institutionellen Bezügen sehr wohl geschlechtsbezogene Ansätze verfolgen oder bereits seit längerer Zeit geschlechtsgetrennt gearbeitet wird, wie z.B. bei der PRO FAMILIA, besteht keine „Beratungskultur“ vergleichbar mit entsprechend aktiv werbenden Angeboten für Mädchen, wie sie durch die parteiiche Arbeit von Frauen etabliert ist. Damit wird umgekehrt möglicherweise auch signalisiert, dass es keinen spezifischen Beratungsbedarf gibt.

Im Bereich von Beratung und Therapie führten wir sieben Interviews durch, die wiederum ein breites Spektrum umfassen: Schulpsychologischer Dienst, psychologische Beratungsstelle, Logopädie, Jugend- und Drogentherapie, Jungen- und Männerberatung. Letzteres Angebot stellt im Feld der Beratungspraxis eine große Ausnahme dar, wobei auch auf theoretischer Ebene Geschlechterbezug in den meisten Beratungskonzepten eine nur geringe Rolle spielt. Die Thematik taucht



zudem mehr auf der ideologischen Ebene bezüglich (Vor-)Annahmen über Männlichkeit, das allgemeine männliche Prinzip, Archetypen usw. auf, so dass die Ebene von konkreten Erfahrungen mit gelebtem Mannsein zumindest theoretisch zu kurz kommt. Eine Transformation auf Jungen, d.h. auf Jungesein hin, existiert so gut wie gar nicht, weder praktisch noch theoretisch.

*Geschlechtsspezifische  
Ansätze und  
praktische  
Erfahrungen  
damit sind rar.*

Positiv hervorzuheben ist, dass im Bereich der Beratung der theoretische Hintergrund und die professionelle Distanz zu einer „empathischen Solidarität“ mit den Problemen von Jungen und jungen Männern führen. Eine hohe Aufmerksamkeit erfährt bei den befragten Beratern insbesondere der „weiche“ Sektor von Sexualität und Sexualaufklärung. Das heißt, dass Beziehungsaspekte, Scham, individuelle Nöte, Verletzungen und die Notwendigkeit von Schutz auch für Jungen bereits durchgängig berücksichtigt werden. Die Berücksichtigung systemischer Aspekte etwa verhindert die Verengung des Blicks auf Jungen unter der Prämisse des Täterparadigmas und kann auf diese Weise zur Öffnung von Perspektiven für die jugendlichen männlichen Klienten beitragen, ohne dass dabei auf das Setzen klarer Grenzen gänzlich verzichtet werden muss. Der Horizont weitet sich, indem der Problemzugang nicht in negativer oder einschränkender Individualisierung gesucht wird. Auf der anderen Seite darf durch das Aufgreifen der Paardynamik oder die Zurkenntnisnahme gesellschaftlicher Zwänge auf Jungen und junge Männer der Kern an Auseinandersetzung mit dem eigenen Mannsein nicht vernachlässigt werden.

*Hoffnungsvolle  
Tendenzen eines  
„jungengerechten“  
Ansatzes im  
Beratungsbereich*

In der Befragung der Jungen wird es auch um die Frage gehen, ob und wo Jungen und männliche Jugendliche überhaupt Beratungsbedarf haben und wie möglicherweise Zugänge geschaffen werden könnten. Dabei ist zu klären, ob es keine Angebot gibt, weil Jungen sie nicht wahrnehmen würden oder ob vielmehr die Jungen keine Angebote wahrnehmen können, weil es sie nicht gibt.

## **GESUNDHEITSFÖRDERUNG, PRÄVENTION, (SCHUL-)SPORT**

Dieser Bereich umfaßt Kurse für Gesundheitsförderung bei Krankenkassen, Projekte in Schulen, Schulsport, Sportschulen und -verbände, Trainer für Fußball oder Kampfsport und Sportjournalismus mit zehn Personen bei neun Interviews. Zum einen war eine gewisse Neigung zur Typisierung festzustellen – z.B. die Reduktion auf „Grundtypen“ der Körperlichkeit und Sportlichkeit von Jungen: eine „normale“ Körperlichkeit, Sportlichkeit als Kompensation von

Defiziten in anderen Bereichen, Abwertung von Sport („Sport ist Mord“), eingeschränkte Körperlichkeit durch Krankheiten oder Gebrechen. Auf der anderen Seite wurde bei der Frage nach dem Geschlechtsbezug stark individualisiert in dem Sinn, dass persönliche Neigungen, Veranlagungen und Unterschiede insgesamt bedeutsamer sind als alle geschlechtsbezogenen Prägungen.

*Eindeutig steht  
das Tun im  
Vordergrund.*

Dies mag daran liegen, dass größtenteils der individuelle Trainingsfortschritt im Blickfeld der Bemühungen steht, wobei sich dieser eher an äußerlichen, messbaren Ergebnissen orientiert. Metakommunikation über das zunächst nichtsprachliche Körpererleben nimmt demgegenüber nur wenig Raum ein. Wahrgenommen und durchaus auch positiv bewertet wird im Sport ein Leistungsideal, das sich am Bild sportlicher Erfolge, an einer eher nach außen gerichteten und sichtbaren Fitness, an der Lust des Auslebens von Konkurrenz, am Erlebnis orientiert. Gleichzeitig wird dieses Setting mit dem Bild traditioneller Männlichkeit in Verbindung gebracht und nicht unkritisch gewürdigt.

*Gegenbild:  
erneuertes Leitbild  
mit emphatischeren  
Anteil*

Dadurch entsteht eine widersprüchliche Atmosphäre, indem Sport einerseits die entsprechenden Möglichkeiten des Mannseins fördert und belohnt, jedoch gleichzeitig und unentschieden diese Orientierung tendenziell ablehnt, zumindest auf einer theoretischen Ebene des Common Sense. Ein erneuertes Leitbild, das etwa eine insgesamt gute Grundspannung, den Spaß an der Bewegung und den Aspekt des Spielerischen betont, findet sich erst ansatzweise im Bereich des Kinderturnens oder beim Kinderfußball. Diese Vorstellung gerät jedoch mit zunehmendem Alter in Konkurrenz zu den traditionellen sportlichen Werten. Hier wird deutlich, wie sehr kleine Jungen auch Schutz vor den Zumutungen der Erwachsenenwelt brauchen, die ihnen z.B. in den Erwartungen der Väter oder des Vereins entgenschlägt.

Ein Bereich des eher sanften Umgangs mit dem Körper ist die Gesundheitsförderung. Hier tauchen jedoch nur sehr wenige Männer auf. Geschlechtsbezogen formulierbare Erfahrungen, wie es diesen Männern geht, liegen jedoch kaum vor, weil die Männer als Minderheit nicht direkt angesprochen und herausgehoben werden. Die Befragten vermuten, dass sich darüber die ohnehin schon hohe Rate männlicher Kursabbrecher nochmals erhöhen würde. Bei schulischen Projekten der Gesundheitsförderung kommen dagegen auch Jungen gut zum Zug, wenn sie in ihrer speziellen Bedürfnislage geschlechtsbezogen angesprochen werden und sich darüber hinaus in geeigneten Medien, z.B. Videoproduktionen, ausdrücken können. Die Verbin-

dung von Erlebnis- und Reflexionsebene scheint dabei ein vergleichsweise geringes Problem zu sein.

Insgesamt ist zu beobachten, dass Körperlichkeit in diesem Bereich als eher unproblematisch gesehen wird. Der Körper gilt dabei eher als Puffer zwischen Ich und Welt, weniger als Ausdruck des Selbst bzw. der Person. Umso mehr führt es zu Irritationen, wenn es zu Situationen kommt, in denen Körperlichkeit zum Problem wird, z.B. bei Verletzungen oder Erkrankungen, denen angeblich eine zu große Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Häufig wird aufgeführt, dass sich kleine Jungen beim Umziehen vor dem Sport oder vor dem Schwimmen „zieren“. Dies wird tendenziell missbilligend zur Kenntnis genommen und hat selten die Konsequenz, sich in die Beweggründe der Jungen hineinzusetzen. So kommt es häufig zu Interventionen, die die Grenzen der Jungen übergehen, z.B. durch die Regel „Wer nicht duscht, ist beim nächsten Spiel nicht mit dabei!“. Legitimatorisch wird dabei der hygienische Aspekt angeführt, den es durchzusetzen gelte. Überhaupt wird Hygiene als Problem bei Jungen und als Beleg einer gewissen Nachlässigkeit gegenüber dem eigenen Körper speziell in diesem Bereich genannt.

## SEXUALAUFLÄRUNG UND SEXUALBERATUNG

Dieser Bereich fällt zahlenmäßig wieder kleiner aus. Dies liegt vor allem daran, dass es nur wenige Stellen und Personen gibt, die überwiegend mit diesem speziellen Zuschnitt tätig sind. Die sechs Befragten arbeiten entweder in Beratungsstellen oder sexualtherapeutisch. Hier findet sich noch am ehesten die Haltung, es gelte, die Sexualität zu befreien, einen offeneren Umgang mit Sexualität zu fördern, die derbe, „schmutzige“ Seite der Sexualität nicht zu vernachlässigen usw. Auf diese Weise findet sich hier der am stärksten annehmende, empathische Ansatz. Eine gewisse Vorstellung fachlicher Omnipotenz in der Bearbeitung sexueller Dinge ist unverkennbar, zudem nirgends so wie hier ein professioneller Expertenstatus eingenommen wird.

Dabei scheint es keine Probleme mit der Umsetzung in konkrete Maßnahmen der Sexualaufklärung zu geben, da Widerstände der Jungen gegen dieses Konzept geradezu als neue Herausforderung begriffen werden. Auffällig ist die Neigung zu Polarisierungen in Bezug auf gesellschaftliche Schichten und Gruppen und deren Zuordnung zu gutem oder schlechtem Sex, zu guter oder schlechter Sexualmoral. Mittel- und Oberschicht stehen im Verdacht des Kuschel-

*Alles, was  
„in sexualibus“  
geschieht, kann  
auch zum  
Thema werden.*

sexideals, die Unterschicht hat gleichsam urwüchsigen, unverdorbenen Sex. Diese in gewissem Sinn sozialromantische Zuschreibung wiederholt sich bezüglich der Zielgruppe Jungen: Hauptschüler gelten als ideale Klientel, Gymnasiasten dagegen als schwer zugänglich und problematisch.

*Ziel:  
Geschlechter-  
integration, nicht  
„Selbstintegration“*

Betont wird von den Befragten immer wieder ein beide Geschlechter integrierender Ansatz: der Beziehungsaspekt, das Miteinander steht im Vordergrund. Fast zwangsläufig tritt dabei – in Bezug auf die Jungen – das aufs „eigene“ Geschlecht Bezogene in den Hintergrund. Tendenziell gilt geschlechtsbezogene Arbeit nur als sinnvoll und „gültig“, wenn sie sich wieder auf die Geschlechterintegration bezieht. So ist die temporäre Trennung in Jungen- und Mädchen-gruppe bei Aufklärungsveranstaltungen in Schulen, Jugendhäusern usw. mehr darauf angelegt, als methodisches Hilfsmittel den Austausch der Geschlechter zu fördern, und weniger gedacht als ein Instrument, um den Selbstbezug von Jungen und Mädchen in der je eigenen Geschlechtsidentität zu stärken.

Sexualberatung in engerem Sinn bezieht sich eher auf erwachsene Männer. Dies mag damit zusammenhängen, dass in der Jugendphase die Möglichkeit von Sexualberatung lange abgepuffert wird: die Jugendzeit gilt für die Jugendlichen selbst als „Probephase“, in der auch noch nicht alles gelingen muss; Nichtgelingendes kann verschoben werden (z.B. auf Mädchen) oder wird anders bewältigt (z.B. durch sexuelle Enthaltsamkeit). Erst bei erwachsenen Männern scheint Sexualtherapie angezeigt; problematisch ist dabei nach Aussage eines befragten Sexualtherapeuten, dass sich die Schwierigkeiten dann festgesetzt haben und individuell kultiviert werden.

## **ZUSAMMENFASSUNG**

Fast alle institutionellen Bereiche verfügen über eigene, distanzierte Codes bezüglich Körperlichkeit und Sexualität (am deutlichsten: Biologie-, Medizin-, Therapie- und Sexualaufklärungs-Code), die sich in unterschiedlicher Nähe zu den Sprachebenen der Jungen befinden. Obwohl das Verbalisieren-Können eine weitgehend unhinterfragte Norm ist, kommen gerade Kommunikationsprobleme zwischen Experten(sprache) und Jungen(sprache) kaum in den Blick. Aus einer institutionellen Sicht sehen die jeweiligen Mitarbeitenden Defizite im Hinblick auf Aufklärung bei den Jungen am ehesten und stärksten da, wo bzw. woran sie selbst arbeiten oder wo sie – institutionell oder persönlich – die wesentlichen Akzente ihrer Arbeit sehen.

So betont die Schule Bildungsprobleme, die Medizin stellt medizinische Fragen in den Vordergrund usw. Über die Betonung der Wichtigkeit des eigenen Zugangs erfährt die eigene Einrichtung im Vergleich zu anderen Institutionen eine gewisse Aufwertung. Es kommt zu institutionellen Identifikationen mit Teilen der Zielgruppe. Der jeweilige institutionell verengte Blick geht gleichzeitig einher mit einer Tendenz zur institutionellen Abspaltung, d.h., Verantwortung für die Ursachen von Defiziten und Fehlentwicklungen wird an die anderen Institutionen delegiert, Negatives auf andere Bereiche projiziert. Für den Kindergartenbereich sind das in erster Linie die Eltern, dasselbe gilt für die Schule, diese wiederum steht in der Kritik der Sexualaufklärung, für viele Befragte sind die kirchliche Sexualmoral oder die verschiedenen Medien ein willkommener Bezugspunkt des Negativen. Es scheint, als ob die offensive Verhandlung des Themas Sexualität auch bei Professionellen geradezu mit einer solchen desintegrativen Tendenz einhergeht.

Umgekehrt zeigt sich eine besondere Qualität bei den Interviews gerade dort, wo systembezogene oder institutionelle Distanz sichtbar wird. Diejenigen der Befragten, die – persönlich oder institutionell – das Geschlecht als Thema (noch) nicht hinreichend reflektiert haben bzw. als Fragestellung in der Arbeit gleichsam routinemäßig aufgreifen, neigen eher zur Reproduktion von Geschlechtsstereotypen oder zum anhaltenden Vergleich zwischen Jungen und Mädchen. Die geschlechtsbezogene Perspektive fällt ihnen schwerer.

Die festgestellte institutionelle Abspaltung ist dabei eine Folge von Spezialisierung (die derzeit angesichts wachsenden Konkurrenzdrucks im sozialen Bereich durch Erweiterung des Aufgabenspektrums kompensiert werden soll), aber auch von „Aufgabenverschiebungen“: Sexualität wird in vielen gesellschaftlichen Bereichen ohnehin tendenziell verdrängt oder institutionell delegiert. Deshalb weiß beim Thema Sexualität oder Sexualaufklärung oft niemand so richtig, wer wofür eigentlich „zuständig“ ist.

Insgesamt präsentieren sich die Institutionen nicht als Aneignungsorte, sondern nehmen im Hinblick auf Sexualaufklärung im weitesten Sinne einerseits eher verschämt ihre Aufgaben wahr, andererseits wirken sie – aufgrund hoher Ansprüche und zumindest außen nicht wahrnehmbarer kritischer Selbstreflexion – seltsam erstarrt. Die Mitarbeitenden signalisieren dagegen oft eine deutliche Offenheit für Neues, bleiben aber häufig in den institutionellen Rahmenbedingungen gefangen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob bzw. wel-

che Institutionen Jungen für die Aneignung von Sexualität wollen: Was brauchen und versprechen sie sich wirklich von ihnen? Wollen sie die Themen nicht viel eher von Erwachseneninstitutionen distanziert, also eher persönlich angehen/sich aneignen? Oder wünschen sie sich gar Liebesschulen und Initiationen?

## 2.5.5 ANEIGNUNG UND BEWÄLTIGUNG VON SEXUALITÄT

Weil das eigene Erleben und die eigene Erfahrung zum Wesen der Sexualität gehören, aber auch, weil sich viele Jugendliche nicht darauf verlassen (können), dass sie von ihrer erwachsenen Umwelt das angeboten oder vermittelt bekommen, was sie in ihrer Lebenslage benötigen, sind selbst organisierte Aneignungsprozesse als Teil der Sexualaufklärung besonders wichtig. Sexualität ist auch zu verstehen als ein Lebensbereich, der von Kindern selbst entdeckt und aktiv angeeignet wird – z.B. bei gleichaltrigen Kindern und Jugendlichen oder über Medien. Aufklärungsrelevant sind also letztlich nicht nur die Bemühungen der Erwachsenen.

*Jugendclique wird als ungeeignetes Forum für Sexualaufklärung gesehen.*

Immer wieder gibt es in der Befragung der Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen Hinweise darauf, dass ein Teil der Jugendlichen nicht von Sexualaufklärung erreicht wird. Viele Jungen sind nach Einschätzung der Interviewten darauf angewiesen, sich in der Gruppe der Gleichaltrigen das zu holen, was ihnen von Erwachsenen nicht (an)geboten wird. Die Jungenclique ist allerdings – wie an mehreren Stellen der Untersuchung erkennbar wurde – in der Betrachtungsweise der befragten Erwachsenen nicht unbedingt ein Ort des Aufgehobenseins und Anerkanntwerdens, wie es zum einen nach außen, zum anderen in der Jugendtheorie allgemein vermittelt wird. Für die Befragten beinhaltet die Jungenclique gerade im schambe-setzten und peinlichkeitsgefährdeten Bereich der Körperlichkeit und Sexualität vielfältige Bedrohungen sowie Verletzungs- oder Abwertungserfahrungen. Weil die Jungenclique darüber hinaus nicht mit intergenerativen Bezügen aufwarten kann, kann sie demnach nur für einen Teil der Jungen und für einen Teil ihrer Probleme und Fragen Bewältigungsmöglichkeiten oder Antworten anbieten. Viele Jungen und männliche Jugendliche versuchen deshalb offensichtlich – oft mit einem erstaunlich hohen Aktivitätspotential, mit viel Energie und mit kreativen Einfällen –, sich institutionelle oder persönliche Bereiche selbst zu erschließen. Sie wählen sich aktiv institutionelle Segmente oder Personen aus, von denen sie Antworten auf einen Teil ihrer Fragen, Resonanz für ihre Sehnsüchte erwarten.

Solche Schritte der Aneignung wirken nach außen und auf Erwachsene zwar häufig elementar und segmentierend. In ihrem Gesamt – wie wir es durch die Vielzahl der befragten Männer und Frauen rück-schließen können – bildet sich in den Jungen und männlichen Jugendlichen aber doch ein integriertes Profil. Was „außen“ von den Personen, die wir befragt haben, als sehr reduziert, ausschnitthaft oder distanziert wahrgenommen wird, verschmilzt durch die Addition situativer Verhaltens- oder Einstellungssegmente in einzelnen Jugendlichen zu einem integrierten, gewissermaßen doch wieder vollständigen Ganzen. Für eine Befragung von Jugendlichen oder eine Untersuchung von Jugendlichen bedeutet dies, dass nicht erwartet werden kann, in einer Situation – z. B. in der Interviewsituation – vollständige Aussagen über Jungen erhalten zu können. Vielmehr ist es sinnvoll und notwendig, mehrere unterschiedliche Forschungsinstrumente zu verwenden, wenn auch angenommen werden kann, dass für verschiedene Jugendliche die Interviewsituation unterschiedliche Bedeutungen hat und damit auch unterschiedliche Segmente abgefragt werden können, die sich dann durch die Menge der insgesamt Befragten wieder zu einem breiteren Gesamtbild zusammensetzen lassen.

*Elementare,  
segmentierende  
Selbstaneignung  
akkumuliert sich  
und reichert sich an.*

Für die Sexuaufklärung, Gesundheits- oder Lebensberatung von Jungen hat dies ebenfalls weitreichende Konsequenzen: Es darf nicht (mehr) erwartet werden, dass die Jungen und männlichen Jugendlichen von einzelnen Institutionen oder Personen ausreichend versorgt werden können. Entscheidend wird künftig die Vielfalt der unterschiedlich erreichbaren Angebote sein, damit es Jugendlichen möglich wird, sich selbst aktiv die jeweils in ihrer Lebenssituation relevanten Informationen oder Bezüge anzueignen. Darüber hinaus wird es künftig notwendig sein, Institutionen und Erwachsene viel stärker in den Blick zu bekommen und als zentrale Zielgruppen für Sexuaufklärung zu begreifen. Sexuaufklärung benötigt viel stärker die Einbeziehung des Aspekts „Aneignung des Eigenen“; dies bezieht sich insbesondere auch auf die Aneignung des eigenen Körpers.

*Vielfalt  
differenzierter  
Angebote  
unterstützt aktive  
Selbstaneignung.*

Dass die Jugendlichen selbst „aktiv Suchende“ sind, dass sie nach Personen, nach Männern oder nach Vorbildern suchen, wird in unserer Befragung der Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen durchgängig bestätigt. Solche Aneignungsbestrebungen können gelingen, dazu braucht es allerdings eine entsprechende institutionelle und persönliche Offenheit. Vor allem der medizinische Bereich präsentiert sich den Jungen meistens überhaupt nicht als Aneignungsfeld. Dafür sind zum einen die institutionellen Abläufe in den



Krankenhäusern und Praxen verantwortlich, auch die Fokussierung und Reduzierung auf den rein medizinischen Bereich wirken sich aneignungsbehindernd aus, schließlich spielt eine wichtige Rolle, dass diese Perspektive auf Aneignungsmöglichkeiten der Jungen weder in der Ausbildung von Mediziner\*innen noch in der entsprechenden Honorierung eine Rolle spielt. Allerdings gibt es hier auch schon gezielte Versuche, solche Ausgrenzungen zu vermeiden. Aneignung wird ebenfalls beschränkt oder verhindert dadurch, dass Jungen sich gegenseitig abwerten (in Situationen, in denen mehrere Jungen oder Jugendliche beisammen sind, wie z. B. in der Schule, in Sexualaufklärungsveranstaltungen von PRO FAMILIA, in der Jugendarbeit). Bereits die Angst vor Abwertung kann die aktive Aneignung bei vielen Jugendlichen behindern.

Dass der Aspekt der Bewältigung bei der ersten Befragungsreihe nur in geringem Maß durchscheint, erstaunt nicht: Mögliche (problematische) Bewältigungsformen der Sexualität von Jungen werden von den Kontaktpersonen nicht als solche wahrgenommen, sondern eher als unerwünschtes Verhalten klassifiziert und normativ begrenzt. Die Frage einer Bewältigung der eigenen sexuellen Entwicklung muss umso mehr als Deutungsmöglichkeit bei der Befragung von Jungen selbst eingehen. Dabei geht es uns nicht um ein Gegeneinander-Auspielen von eigenaktiver Aneignung/Bewältigung und sexualpädagogischen Bemühungen der Erwachsenen – das eine zu würdigen bedeutet nicht, das andere zu lassen.

## **2.6 GLEICHALTRIGENBEZIEHUNGEN: DIE JUNGENCLIQUE ALS RISIKO**

Allgemein gelten Jungencliquen als wesentlicher Ort für die Persönlichkeitsentwicklung (besonders) von Jungen. Dem ist zwar nicht zu widersprechen, es scheint aber unter Berücksichtigung der Sicht der befragten Erwachsenen wichtig zu sein, die Ambivalenz von Gleichaltrigengruppen aufzugreifen und zu berücksichtigen. Dies gilt insbesondere dort, wo es für die Jungen um besonders heikle Aspekte ihrer Person geht. Im Bereich von Gesundheit, Krankheit, Sexualität und persönlichen Problemen liegt dies auch aufgrund der Ergebnisse unserer Studie sehr nahe. Auf der anderen Seite verschließen sich viele Cliquen naturgemäß vor einem Eindringen von Erwachsenen, so dass die verbleibende Außensicht zumindest ergänzungsbedürftig ist.



Auffällig bei der Befragung unserer Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen war nun, dass diese in Bezug auf Gesundheit, Körperlichkeit und Sexualaufklärung die Cliques überwiegend kritisch thematisieren. An mehreren Stellen wurde auf ein doppeltes Risiko von Cliques hingewiesen: dass die Clique einerseits eine Bedrohung darstellt, andererseits aber auch an der Produktion von Normalität beteiligt sein kann. Genauere und umfangreiche Informationen konnten jedoch die wenigsten der Befragten geben, was vor dem Hintergrund zu sehen ist, dass sich die Cliquendynamik in weiten Teilen einem Zugriff von Erwachsenen entzieht und sozusagen nur in – dann häufig problematischen – Randbereichen öffentlich sichtbar wird. Die Bedeutung von Cliques unterstreicht die (in Pädagogik-Kreisen fast zum Gemeinplatz avancierte) Wahrnehmung, dass die Clique Jungen verändert im Vergleich zu ihren Verhaltensmöglichkeiten in anderen Konstellationen. Entsprechende Äußerungen sind jedoch vor dem Hintergrund der schwierigen Informationsgewinnung mit einer gewissen Vorsicht zu genießen. Aus der Sicht der Erwachsenen müssen Jungen die Clique der Gleichaltrigen gerade nicht als „geschützten“ Rahmen erleben und begreifen, sondern im Gegenteil eher als Raum potentieller Bedrohung und Verletzung, in dem die aggressive Abwertung (das „Niedermachen“) anderer Cliquemitglieder die Funktion der Bewältigung bedrohlicher Situationen hat. Normalität wird dabei zum Maßstab, aber auch zum Schutz vor Auffälligkeiten, die zu einem Angriff ermuntern könnten. Das unbedingte Wahre des Scheins erhält dabei in der Schilderung der Befragten bisweilen fast groteske Züge.

*Erwachsenen wird  
der Einblick in die  
Dynamik der  
Clique verwehrt.*

Gleichzeitig wirken Normalitätsvorstellungen als Anpassungsdruck, der von den Jungen in der Clique produziert wird. Die Wirksamkeit des Normalitätsdrucks entfaltet sich vor allem unter dem Risiko, ausgeschlossen zu werden, oder anders formuliert, aus der Sehnsucht, dazugehören. Für dieses Dazugehören wird auch die eigene Person übergangen. Sich selbst in der Clique als normal, als intakt und vor allem als wissend zu präsentieren, charakterisieren die Befragten als eine wichtige Aufgabenstellung für Jungen. Auf der anderen Seite scheint sich derjenige inneren Risiken in der Clique auszusetzen, der – z.B. aufgrund von Krankheiten oder Beschwerden – nicht normal ist.

*Clique: ein fragiler  
und fragwürdiger  
Schutzraum*

Eine Kombination aus Sicherheit und Normalität bieten aus der Sicht der Interviewten besonders Ritualisierungen in der Clique. In ihnen scheinen die Risiken der Clique für den Einzelnen zumindest partiell aufgefangen zu werden. Sie produzieren den inneren Halt und die Abgrenzung nach außen, sie werden insbesondere zur Über-

*Zugehörig ist nur,  
wer die Ritualisierungen beherrscht.*

gangsbewältigung benötigt, zur kulturellen Demonstration und für die Konfliktregelungen, aber auch zur Einbettung von gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen.

Die starke Betonung der eher riskanten Aspekte von Cliques bei vielen Schlüsselpersonen scheint uns einerseits wichtig, um die oft überidealisierten Einschätzungen von Cliques zu relativieren. Auf der anderen Seite ist es aber verdächtig, dass gewissermaßen „kein gutes Haar“ an den Jungencliques gelassen wird. Die Sichtweise des „Gefährlichen“ der Clique erinnert stark an die für Jungen „gefährliche Straße“ (Gossensprache, Aufklärung auf der Straße usw.), die sämtliche positiven Bewältigungsmerkmale von Jungencliques verdeckt. Unterschiede zwischen Cliques(formen) verwischen, die Clique wirkt vielmehr als Mythos, dem viel Negatives zugeschrieben wird. In den Interviews mit den Jungen werden wir deshalb Möglichkeiten dafür bieten, auch die Ressourcen und Bewältigungs-Chancen anzusprechen, die Jungen selbst in den Cliques sehen und erleben. Zudem wird es um die unterschiedliche Bedeutung von Cliques für verschiedene Gruppen von Jungen gehen.

## 2.7 KOMMUNIKATION UND BERATUNG

*Beratungsbedarf  
bei Experten und  
Expertinnen*

Unsere Frage nach (fehlender) jungenbezogener Beratung wurde häufig nicht nur im Hinblick auf Beratungsmöglichkeiten für Jungen selbst, sondern darüber hinaus verstanden als Frage nach Austausch- und Kommunikationsmöglichkeiten für diejenigen, die im Bereich Sexualaufklärung tätig sind. In Bezug auf dieses Thema wird so einhellig ein insgesamt hoher Beratungsbedarf gesehen in dem Sinn, einen Rahmen zu schaffen, in dem man sich mit anderen Schlüsselpersonen über jungenbezogene Erfahrungen austauschen kann. Ein Teil der Befragten, überwiegend Lehrer bzw. Lehrerinnen, sprachen auch das Problem der mangelhaften Vorbereitung für Sexualaufklärung an. Nach wie vor scheint der Bereich der Aus- und Weiterbildung im Hinblick auf Sexualaufklärung äußerst dürftig zu sein. Es besteht hoher Bedarf an kollegialem Austausch und Gespräch, an kollegialer Beratung.

Auf die Jungen bezogen bedauerten viele der Befragten ganz allgemein, dass es an ausgewiesenen Beratungsmöglichkeiten für Jungen bzw. männliche Jugendliche fehlt. In den meisten Beratungsstellen gibt es anscheinend noch keine geschlechtsbezogene Beratungsper-

spektive auf Jungen oder Männer hin. Eine allgemeine Anlaufstelle, die das bestehende Angebot vernetzt, veröffentlicht und vermittelt, fehlt über weite Strecken. In bestimmten Fällen wird deshalb auf fachlicher Seite eine (Informations-)Lücke erkannt, wenn es etwa in speziellen Situationen um die Weitervermittlung an entsprechende Stellen geht. Aber auch den Eltern scheint häufig das Wissen darüber zu fehlen, an wen sie sich wegen oder mit Jungen wenden können, vor allem, wenn es Probleme mit der Sexualität gibt. Es wurde darauf hingewiesen, dass sich Beratungsstellen – nicht zuletzt im ländlichen Bereich – oft nicht in der Lage sehen, vor dem Hintergrund einer gebotenen, spezifischen Fachlichkeit mit Jungenproblemen umzugehen. Eine spezielle Thematik sind Schwangerschaftskonflikte, bei denen über der Diskussion der Pflichtberatung für Frauen ein möglicher Beratungsbedarf für junge Männer (von Männern) vergessen wird.

*Beratungsstellen  
decken vorwiegend  
den Bedarf von  
Mädchen und Frauen.*

Mehrere der Befragten betonen, dass – bevor überhaupt an Beratung zu denken ist – Jungen insgesamt wenig gewohnt sind, in persönlichen Dingen mit anderen zu kommunizieren, ihnen fehle es dazu vor allem an Übungsmöglichkeiten mit adäquaten Ansprechpartnern. Ein ganz grundlegendes Defizit – darauf verweisen viele der Befragten – liege in den fehlenden Möglichkeiten, Beziehungen und Kontakte zu „lebendigen“ Männern aufzunehmen. Für umso schwieriger wird die Umsetzung des fast durchgängig benannten Beratungsbedarfs in ein konkretes und schlüssiges, spezialisiertes Beratungsangebot gehalten – auch von denen, deren Arbeit bereits beraterische Anteile hat –, wobei Fragen der Zugänglichkeit im Vordergrund stehen. So wurde darauf verwiesen, dass auch vorhandene Beratungsmöglichkeiten von Jungen nicht angenommen werden. Insbesondere Jungen scheinen anonyme Möglichkeiten der Beratung zu bevorzugen. Als Alternative wird noch „aufsuchende Beratung“ genannt. Es wurde darauf hingewiesen, dass Beratungsangebote im Schulbereich ebenfalls problematisch sein können, wenn der Vorteil der Alltagsnähe zur Lebenswelt der Jugendlichen ausgehebelt wird durch ein institutionell-sanktionierendes Verständnis psychologischer Beratung. In der Internatsschule eines befragten Lehrers etwa gehört es zum Pflichtprogramm eines neu ankommenden Jugendlichen, dreimal den Schulpsychologen aufzusuchen. Dies führt jedoch nicht zu einer Verringerung der Schwelle, vielmehr vermittelt die Schulleitung den Eindruck der Kontrolle, so dass der Gang zum Schulpsychologen als Strafe begriffen wird. In dieser Interviewpassage kommt ebenfalls zum Ausdruck, dass für die Jugendlichen selbst jede Inanspruchnahme von Beratung problematisch ist – psychologische Beratung wird mit „Verrücktsein“ assoziiert. Das gilt vermutlich auch

*Jungen  
bevorzugen  
anonyme Beratung  
ohne (eventuell)  
sanktionierende  
Maßnahmen.*

dann, wenn ein anderer freiwillig dieses Angebot nachsucht. Es gilt wohl der Grundsatz, dass Jungen, sofern sie denn überhaupt Schwierigkeiten haben, diese zumindest selbst und ohne Inanspruchnahme professioneller Hilfe bewältigen müssen.

*Es fehlt den Experten und Expertinnen offensichtlich an Handwerkszeug und an Konzepten, wie das Notwendige getan werden kann.*

Schwellenprobleme scheinen verstärkt und in ganz besonderer Weise bei Jugendlichen aus dem Unterschichtsmilieu, bei Ausländerjugendlichen oder solchen aus bikulturellen Milieus zu bestehen. Gerade diejenigen, die Beratung von der Indikation her oft am dringlichsten brauchen, haben mit institutioneller Beratung nur sehr geringe Erfahrung oder theoretische Kenntnisse darüber. So bestehen bei ihnen oft massive Ängste und Unsicherheiten, sich überhaupt auf einen Beratungsprozess einzulassen. Deutlich zeichnen sich also zwei Tendenzen ab: Einmal werden umfangreiche Wünsche geäußert nach erhöhter Kommunikation mit und über Jungen hinsichtlich Gesundheit, Körperlichkeit und Sexualität, zum anderen gibt es ziemlich resignative Aussagen zur Umsetzung dieses Desiderats in ein Beratungsangebot. Die Kluft zwischen der allgemeinen, fachlichen Beurteilung der Lage und dem Bereich der Einschätzung dessen, was realistischerweise für möglich gehalten wird, spricht für eine hohe Unsicherheit der erwachsenen Kontaktpersonen von Jungen.

## 2.7.1 SKEPSIS GEGENÜBER KLASSISCHEN BERATUNGSANGEBOTEN

So wie auf der einen Seite dringend Beratungsmöglichkeiten angemahnt werden, so skeptisch wird andererseits die inhaltliche und institutionelle Umsetzung gesehen. Zusammenfassend finden sich folgende Argumentationsbündel, die aus Sicht der Befragten klar gegen die Erfolgsaussichten der klassischen Beratungsmöglichkeiten im Rahmen der Sexualaufklärung von Jungen sprechen:

- Insgesamt handelt es sich um eine Sozialisationsaufgabe „von klein auf“, diese soll als Aufgabe aller an der Erziehung Beteiligter nicht an bestimmte Institutionen delegiert und damit abgeschoben, sondern von möglichst vielen Kontaktpersonen von Jungen wahrgenommen werden. Die Kehrseite fachlicher Spezialisierung wäre das Entschwinden der Thematik aus dem pädagogischen Alltagszusammenhang.
- Wie bereits erwähnt, wird ein relativ großes Problem des Zugangs gesehen, es fehlen Aufhänger, Bezugspunkte, von denen aus beratender Kontakt zu Jungen entstehen kann.

- Handeln „aus der Situation heraus“ wird deshalb als sinnvoller angesehen, auch weil Jungen sich dabei weniger abgrenzen als bei geplanten Maßnahmen. Das spricht tendenziell gegen eine (ausschließliche) Spezialisierung weniger Fachleute auf sexuelle Probleme von Jungen und für eine breitere Einholung des Themas in pädagogische Alltagssituationen unter einer Jungenperspektive.
- Die Inanspruchnahme von Beratung gilt als unmännlich, wodurch nicht zuletzt ein offensiver sexualpädagogischer Zugriff abgewehrt wird.

Aus diesem Grund müsste die Arbeit von Beratungsstellen, die oft weitgehend „im Verborgenen“ stattfindet, speziell auf Jungen hin besser publik gemacht werden. Wenn diese als Zielgruppe speziell in den Blick genommen werden sollen, bedarf es zunächst auf jeden Fall der „Imagewerbung“, bevor ein sachbezogenes Informationsangebot „landen“ kann.

*Fehlende  
Öffentlichkeitsarbeit  
und Imagewerbung*

2

- Der Leidensdruck, der zum Aufsuchen eines Beratungsangebots führen könnte, korrespondiert mit einer besonderen Verunsicherung in Bezug auf Sexualität, Männlichkeit, Normalität. Insbesondere der Genitalbereich kann als schambesetzt gelten, v.a. in der (Prä-)Pubertät.
- Jungen vermeiden den direkten Kontakt zu Beratern eher und bevorzugen absolute Anonymität in der Beratung, weshalb schriftliche oder telefonische Zugänge oder die Möglichkeit einer Internet-Anfrage von Jungen in der Regel überdurchschnittlich wahrgenommen werden.
- Die Einflussmöglichkeiten von Beratung im Vergleich zu sonstigen Einflüssen auf die sexuelle Sozialisation werden als gering eingeschätzt. Damit stellt sich die Frage der möglichen Wirkung und der Effizienz.

## 2.7.2 STRATEGIEN FÜR DIE BERATUNG VON JUNGEN

In den Interviews finden sich allerdings auch einige Hinweise, unter welchen Umständen Beratung von Jungen implementiert werden und gelingen kann. Diese (fachliche) Sicht der Erwachsenen wird in der zweiten Interviewreihe mit Wünschen der Jungen im Sinn von Voraussetzungen ihrer Bereitschaft, sich in einem bestimmten Kontext zu öffnen, abgeglichen.

### *Geschlechtsbezogener Ansatz*

- Dazu gehört offensichtlich unabdingbar ein aufsuchender, geschlechtsbezogener Ansatz – auch als Entlastung für die Jungen von einer aktuell ablenkenden Beziehungsthematik – entweder im Einzelfall oder in der Gruppe, wobei dann auf jeden Fall die Gruppenthematik mitverhandelt werden muss, insofern die Cliquenproblematik zu Drucksituationen für Einzelne führt.

### *Professionelle Unterstützung durch Externe*

- Eine niederschwellige, alltagsorientierte Anbindung kann sich überall da ergeben, wo mehr oder weniger bewusst mit dem Körper umgegangen wird, z.B. in Vereinen oder im Schulsport. Für die Schule gilt aber als Forderung, „irgendwie raus aus dem Schulalltag“ zu gehen, um den Unterschied zur klassischen Schulsituation und die anderen Möglichkeiten zu markieren. Beratungsmöglichkeiten durch Externe bieten Entlastung, v.a. in der Schule.

### *Freiwilligkeit*

- Es ist wo immer möglich an vorhandenen Interessen anzuknüpfen. Die Bereitschaft, sich dann auf das Thema Sexualität einzulassen, ist so um vieles höher, als wenn das Thema wohlmeinend angeordnet wird (Freiwilligkeitscharakter).

### *Peer-Education*

- Peer-Education oder Vermittlung des Themas durch relativ altersgleiche Jugendliche kann die Begrenzungen des Zugangs verringern.

### *Beratung und Ausbildung von Schlüsselpersonen*

- Anscheinend besteht eher Beratungsbedarf für Bezugs- und Kontaktpersonen (Eltern, Erzieher/-innen, Lehrer/-innen, Sozialpädagogen/-pädagoginnen, Fachkräfte aus dem Medizinbereich usw.) – auch gegen geschlechtlich –, um das Verständnis für das männliche Geschlecht zu verbessern. Ein weiterer Schritt wäre die stärkere Verortung in den entsprechenden Ausbildungen.

Bei der Befragung der Jungen war vor diesem Hintergrund insbesondere zu prüfen, ob sich die tendenziell negative Einschätzung der Erwachsenen bezüglich Beratung mit der Selbsteinschätzung der Jungen deckt, und ob es einzelne Bereiche gibt, für die Beratung beson-

ders indiziert ist. Zu fragen ist nach bereits dagewesenem Beratungsbedarf oder sogar in Anspruch genommener Beratung. Aus diesen Erfahrungen wird sich erhellen, was Beratung für die Unterstützung geschlechtsbezogener Suchprozesse hinsichtlich Körperlichkeit, Gesundheit und Sexualität zu leisten vermag.

## 2.7.3 KOMMUNIKATION UND SPRACHLOSIGKEIT

Erwartungsgemäß spielt der sexualaufklärungsbezogene kommunikative „Hauptkanal“ Sprache in den Antworten der Befragten eine wichtige Rolle. Der Vorwurf an Jungen, nicht oder nur schlecht kommunizieren zu können, gehört zu den durchgängigen Antwortmustern. Und dies machte uns in der Auswertung vor allem auch deshalb stutzig, weil immer wieder auch Ausnahmen benannt oder beschrieben wurden. Die scheinbare Normalität des Nicht-reden-Könnens spiegelt nach unserem Eindruck vor allem Erwartungen an Jungen wider. Eine herausragende sexualpädagogische Norm scheint dabei zu sein, sich (qualifiziert) über den eigenen Körper, die eigene Sexualität äußern zu können. Hier finden sich kontextbezogene Unterschiede: Es soll zwar geredet werden, aber nicht „schmutzig“. Diese Norm gilt vor allem im Elternhaus und in der Schule. Oder aber es kommt gerade darauf an, sich gegenüber anderen möglichst in jeder Situation problem- und anstandslos öffnen zu können. Wer das nicht kann oder will, setzt sich mindestens dem Verdacht aus, verklemmt zu sein und noch der Befreiung der eigenen Sexualität zu bedürfen. Das Verbalisieren steht vielleicht auch deshalb so im Vordergrund sexualpädagogischer Bemühung, weil sich der Verhaltensbereich – zumal von Jugendlichen – de facto weitgehend entzieht. Was als Norm Ausgangspunkt vieler Überlegungen ist, deckt sich jedoch überhaupt nicht mit der Normalität. Jungen, die offen über sich reden können, gelten bei den Erwachsenen als Ausnahme.

Die Jungen wirken aus Sicht der Befragten eher zurückhaltend, sie wollen nicht an ihre eigene Erfahrung gehen. Genau genommen gilt das allerdings nur für die eine Seite, die Emotionen, Probleme, Schwächen und dergleichen zum Inhalt hat. Es findet sich eine deutliche Defizitorientierung. Was Jungen gut ausdrücken können, wird dagegen kaum wahrgenommen oder gar anerkannt. Es fällt offensichtlich schwer, gefühlvolles Verhalten mit Männlichkeit zu assoziieren, selbst wenn es sich um beobachtbares Verhalten, d.h. um Mannsein handelt. Dabei kommt zwar in den Blick, dass es prinzi-

*Jungen wird kommunikative Kompetenz abgesprochen.*

*„Ausnahmen“ bestätigen die Regel-Erwartungen.*

*Jungen im Widerspruchsdilemma von Experten und Expertinnen*



piell auch „das Andere“ gibt, dieses Andere wird jedoch bei Jungen nicht registriert und kann nicht benannt werden. Reden Jungen dagegen von ihren vorhandenen Stärken, z.B. im körperlichen Bereich, wird ihnen das schnell eher negativ angekreidet. Ein häufiges Bild ist, dass Jungen und Männer bei inneren, intimeren Themen sprachlos, also bar jeder Kommunikationsmöglichkeit sind. Schwäche ist ein Thema, das nicht vorkommt bzw. vermieden wird, taucht sie wider Erwarten doch mal auf, wird – von erwachsenen Männern – an die „Männlichkeit“ der Jungen appelliert. So entsteht eine paradoxe Situation: Jungen sollen zwar besser und verstärkt über ihre Schwächen reden lernen, gleichzeitig werden sie im Alltag immer noch nach den traditionellen Männlichkeitskategorien beurteilt. Diesem Widerspruch versuchen sie sich nach Möglichkeit zu entziehen, besonders dann, wenn sie im pädagogischen Kontext direkt angesprochen werden. Als Voraussetzung wird angenommen, dass Jungen aufgrund sozialisatorischer Einflüsse generell nicht gut über sich reden können. In der Konsequenz stoßen wir eher selten auf die Annahme, dass sie es eigentlich mehr oder weniger gut können und dass deshalb genauer betrachtet werden muss, welche Bedingungen ihnen Kommunikation in diesem Bereich erschweren bzw. unter welchen Bedingungen sie sich öffnen können.

## **SCHLUSSFOLGERUNG**

*Pubertät:  
Warum machen  
Jungen nicht?*

Eine Abnahme der „äußerlich“ sichtbaren Kommunikationsfähigkeit geht zeitlich offensichtlich mit der besonders sensiblen Phase der Pubertät einher, obwohl Jungen vorher schon einmal besser über sich reden können und von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machen; ein weiterer Grund dafür, nach den Ursachen zu fragen, die für diesen Umschwung verantwortlich zu machen sind. Das führt sicherlich weiter, als den Jungen in der Tendenz diese grundlegende Fähigkeit ganz abzusprechen.

Dabei stellt sich die Frage, ob Jungen „darüber“ überhaupt gerne mit Erwachsenen reden wollen, oder ob sie sich nicht lieber abgrenzen und die Gleichaltrigenebene nutzen; und ob man das nicht respektieren oder sogar fördern sollte. Der Rückschluss, dass das, was mit Erwachsenen nicht (gut) geht, auch für Jugendliche untereinander ein Tabu bedeutet, ist eine Abwertung und heißt, Jungen die Kompetenz für die eigenen Grenzen abzusprechen – und damit das, was immer wieder von ihnen eingefordert wird. Jungen erscheinen durch diese Praxis als völlig isoliert und vereinsamt.



Problematisch wird es, wenn Erwachsene das Leitbild „problemlose Kommunikation“ idealisieren und damit das reale Kommunikationsproblem den Jungen in die Schuhe schieben. Das, was Sexualaufklärung eigentlich beabsichtigt, nämlich Probleme zunächst besprechbar zu machen und dann zumindest zu verringern, wird damit gewissermaßen vorausgesetzt. Ein realitätsnäherer Ansatz wäre, das Vorhandensein von Problemen als Normalität zu sehen und Sexualität nicht als Bereich zu definieren, der eigentlich keine Probleme machen darf.

*Problemzuweisungen  
an Jungen durch  
Idealisierung  
von Leitbildern*

Darüber hinaus ist zu fragen, ob und inwiefern es nicht am Setting liegt, wenn Jungen gut oder schlecht reden können, auch wenn die Erwachsenen in der Regel schnell dazu bereit sind, das Problem fast ausschließlich auf der Seite der Jungen zu sehen. Denn zum einen kann es einfach an entsprechenden Orten oder Räumen fehlen, weil die Jugendlichen keinen „Gesprächsraum“ haben. Zum anderen müssen Kommunikationsschwierigkeiten ja nicht unbedingt – als Persönlichkeitsmerkmal – negativ gedeutet werden. Sie können auch dafür stehen, dass Jungen in diesem Bereich eher vorsichtig, vielleicht auch schutzbedürftig und durchaus in der Lage sind, eine für sie passende Nähe und Distanz auszuloten. Oder sie sind möglicherweise Indikator dafür, dass Jungen in diesem Bereich sehr vorsichtig und „wählerisch“ auf Erwachsene zugehen. Dabei geht es ihnen um Freiwilligkeit, um einen besonders geschützten Rahmen sowie um Vertraulichkeit als Vorbedingung eines Gesprächs, sie reagieren empfindlich bzw. mit Abgrenzung, wenn sie die Gefahr spüren, dass wohlmeinende Erwachsene sich ihrer Sexualität bemächtigen wollen.

*Jungen lassen sich  
die Selbstbestimmung  
über ihre Sexualität  
nicht aus der  
Hand nehmen.*

Wenn Jungen dagegen Entwicklungsmöglichkeiten zugestanden werden, eröffnen entsprechende Vorsicht, Geschick und wenig direktives Vorgehen Zugänge auch für Jungen. Die Meinung, dass Jungen nicht von sich aus über sich nachdenken können, sich nicht zergrübeln wollen, wird zumindest teilweise dadurch widerlegt, dass sie es in der Gruppe unter bestimmten Bedingungen doch können. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Gruppenatmosphäre, sie hemmt oder fördert wesentlich die Kommunikationsfähigkeit. Negativ gedeutet: sie können es „nur“ unter solchen Bedingungen, positiv gedeutet: sie sind ziemlich anspruchsvoll.

*Jungen brauchen  
zeitliche Spielräume  
zur Entwicklung.*

Erwachsene (Männer) sind offensichtlich schnell dazu bereit, einen Standard dessen, was Jungen alles können müssen – sich öffnen, zeigen, mitteilen usw. –, festzulegen. Dabei handelt es sich wiederum um Leistungsnormen. Bezogen auf dieses Pflichtprogramm wird Jungen vieles als Fehler ausgelegt, was auch einfach als „noch nicht fertig“, als weitergehende Entwicklungsaufgabe betrachtet werden

könnte. Was als Defizit beschrieben wird, wird leicht zum Vorwurf, zum Vorurteil: „Jungen können sich nicht ausdrücken.“ Beim naiven Kurzschluss „nicht zeigen = nicht können“ fehlt es an möglichen empathischen Erklärungen und an der Überprüfung eigener Kommunikationsanteile.

*Welchen Anteil haben soziokulturelle Aspekte an der sexuellen Entwicklung?*

Vielleicht **wollen** sich Jungen in bestimmten Situationen nicht ausdrücken; möglicherweise finden sich deutliche Bildungs- und Schichtdifferenzierungen; und es gibt – vor allem intergenerativ gesehen – wahrscheinlich einen uneinholbaren Rest, der sprachlich gar nicht bearbeitet werden kann. Dabei ist in die Bewertung mit einzubeziehen – was üblicherweise kaum geschieht –, dass es gerade bei der Verbalisierung sehr persönlicher oder auch schambesetzter Themen auf die Qualität und Intensität der Beziehung zwischen den Interaktionspartnern ankommt. Wird dieser Faktor zusätzlich zu den Kompetenzen beider (!) Interaktionspartner ins Spiel gebracht, lockert sich die auf die Jungen zielende einseitig-vorwurfsvolle und abwertende Zuschreibung schnell auf.

*Tabuisierung schützt vor zu hohem Tempo bei der „Aneignung“.*

Dabei kann der Tabuisierung von Lebensbereichen eine wichtige Funktion zukommen: Das Nicht-Reden, das Tabuisieren, schützt den Jungen, männlichen Jugendlichen oder Mann wie auch gleichermaßen den erwachsenen Interaktionspartner davor, vorschnell in riskante Themenbereiche vorzustoßen. Der Wahrnehmung von Tabus bzw. Tabuisierungen kommt in den Situationen und Szenen der Sexualaufklärung deshalb eine besondere – notwendigerweise empathische und nicht abwertende – Bedeutung zu. Dies erfordert Selbstbezüge und Reflexionsfähigkeiten des „Sexualaufklärers“ und der „Sexualaufklärerin“. Denn natürlich sind auch die mit Sexualaufklärung Befassten und Betrauten selbst ebenfalls befangen oder eben nur mehr oder weniger fähig, über Sexuelles zu reden. Die alltägliche Praxis von Sexualpädagogik scheint dagegen bisweilen noch vom Geist der 60-er und 70-er Jahre getragen zu sein, als das (gnadenlose) Übergehen von Tabus zur Befreiung gehörte.

*Sprachlosigkeit infolge fehlender „männlicher Begrifflichkeiten“?*

Die von den Befragten wahrgenommene „Sprachlosigkeit“ der Jungen könnte – lassen wir die eben beschriebenen Phänomene beiseite – darüber hinaus mit fehlenden Begriffen für „männliche Befindlichkeiten“ überhaupt zusammenhängen. Wo es keine (legitimen) Begriffe gibt, können Situationen, Stimmungen oder das eigene Befinden weder reflektiert oder benannt werden. Die in PRO-FAMILIA-Seminaren zum Standard gehörende Übung, Begriffe auszusprechen und aufzuschreiben, gehört deshalb sicher mit zur Kultivierung und zur Entwicklung von sprachlicher Kompetenz. Allerdings scheint es

über die Benennung von Geschlechtsmerkmalen und sexuellen Aktivitäten hinaus noch verborgene Verbalisierungsbedürfnisse zu geben, die besonders die männlichen Lebenswirklichkeiten mit den damit verbundenen Ängsten und Unsicherheiten treffen und die sprachlichen Möglichkeiten erweitern könnten.

Die gestiegene Bedeutung zweidimensionaler Visualisierungen und damit vor allem der Medien kann darüber hinaus als zusätzliches Problem im Hinblick auf die wahrgenommene Sprachlosigkeit gesehen werden, was aber bisher weitgehend vernachlässigt wird. Mit dieser zunehmenden Medialisierung der Lebenswelten von Jungen und Männern (durch Internet-Zugänge sicher nochmals beschleunigt) wird möglicherweise die Kluft zwischen bereits Gesehenem und dem Erlebten größer, was sich wiederum als Sprachlosigkeit zeigen könnte – allerdings auch als Tabuisierung gerade dieser Diskrepanz.

*Einfluss des  
gestiegenen visuellen  
Medienkonsums*

Ausgehend von dem eher negativen Bild, das Erwachsene über die Kommunikationsfähigkeit von Jungen haben, ist im weiteren Verlauf der Studie eine Art „Gegenprobe“ notwendig, die die Differenzierung zwischen Nichtwollen und Nichtkönnen sowie situationsbedingte Motivationsfaktoren berücksichtigt. Dass diese Prüfung notwendig ist und eine differenziertere Sichtweise angebracht sein könnte, hat die Frage nach den Ausnahmen belegt: Es gibt Jungen, für die das pauschale Attribut, nicht reden zu können, nicht zutrifft. Weiter ist zu prüfen, was für Jungen die wesentlichen Gründe sind, die sie dazu veranlassen, sich in bestimmten Situationen der Anforderung zur Kommunikation, zum Verbalisieren zu entziehen. Auf der anderen Seite ergibt sich die Frage, ob sich durch das Bereitstellen passender Begriffe für „männliche Befindlichkeiten“ nicht auch die Sprachlosigkeit wandelt.

2



3

**DIE JUNGENSTUDIE**

## 3.1 JUNGESIN UND „MÄNNLICHKEIT(EN)“

Das „Jungesein“ der Jungen, ihre Vorstellungen vom Mannwerden und von Männlichkeitsbildern ist für eine Untersuchung, die sich mit männlichen Kindern und Jugendlichen befasst, naheliegenderweise zentral. Wenn wir uns mit dem „Männlichen“ in der Sexualität befassen, sind dabei – in unserer an Sielert angelehnten Verständigung über Sexualität<sup>70</sup> – vor allem die Aspekte des geschlechtsbezogenen Selbst, der „Geschlechtsidentität“ und der „Geschlechtsrolle“ (als Erwartung) der Jungen angesprochen. Die Zuschreibungen und Abwertungen der Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen in der ersten Befragungsphase legen darüber hinaus eine differenzierte Untersuchung der Meinungen und Ansichten der Jungen selbst nahe.

*Fragen nach geschlechtsbezogenen Bildern und Selbstbildern bei Jungen*

In diesem Bereich der Untersuchung beschäftigten uns Fragen, die im Zusammenhang mit den geschlechtsbezogenen Bildern und Selbstbildern der Jungen stehen. Dabei ging es um eingegrenzte Themen, die ganz konkret mit der geschlechtsbezogenen alltäglichen Wirklichkeit der Jungen oder aber mit ihren Vorstellungen von Männlichkeit zu tun haben. Diesem Bereich angegliedert wurde der Teilaspekt „Homosexualität“.

### JUNGESIN, MANNSEIN UND MÄNNLICHKEIT

Der Bereich Jungesein, Mannwerden und Männlichkeit war in den Stichworten des Leitfadens durchgängig angesiedelt. Den Jungen wurden hier vielfältige Möglichkeiten zur Selbstthematisierung angeboten. Ebenso gab es mehrfach Gelegenheit, sich in diese Thematik unter verschiedenen Blickwinkeln einzuklinken.

*Fragen nach „ihrem“ Jungesein und „ihren“ Männlichkeitsbildern waren oft schwer zu beantworten.*

Für viele Jungen waren Fragen der Dimension „Männlichkeit und Mannsein“ diejenigen, die am schwierigsten zu beantworten waren, über die manche überhaupt noch nicht nachgedacht hatten. Einige Jungen waren dementsprechend in der Interview-Situation mit dieser fast konfrontierenden Fragestellung nach „ihrem“ Jungesein oder nach Männlichkeitsbildern eher überfordert.

<sup>70</sup> Sexualität enthält kulturell und geschlechtsbezogen gebrochen die vier Sinneaspekte Sinnlichkeit/Körper/Lust, Selbsterneuerung/Lebensenergie/Reproduktion, Selbst/Identität und Beziehung; vgl. SIELERT (1997).

Andere Jungen sprachen in diesem Fragebereich die Auflösung von eindeutigen Männlichkeitsbildern infolge von Modernisierungs- und Freisetzungsprozessen an: „Ich find’s schwierig, heutzutage das zu sagen, ob sich jetzt einer männlich verhält oder ob sich jetzt einer weiblich verhält, also – ich weiß nicht.“ Das Junge- und Mannsein bzw. Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit sind aber noch nicht so stark freigesetzt, dass das modernisierte Mannsein (ausreichend) reflektiert werden kann. Allerdings bekamen wir von den Jungen sehr viele Aussagen über das Mannsein und über umfassende Vorstellungen, wie Männer sind, sein sollen oder sein dürfen. Dagegen spielen traditionelle, reduzierte Bilder von Männlichkeit eine deutlich untergeordnete und randständige Rolle. Sie tauchen zwar – selten – auf, scheinen dabei jedoch nur episodenhaft in Übergangsphasen oder als Bewältigungsform für die Abwertung durch Ältere wirksam zu sein. Die marginale Bedeutung traditioneller Männlichkeitsbilder lässt den Schluss zu, dass der Prozess der Modernisierung im Sinne einer Freisetzung des Mannseins und von Männlichkeitsbildern fortschreitet. Gleichzeitig sehen wir, dass die Jungen sehr wohl unterscheiden (können) zwischen Mannsein und – vor allem medialen – Bildern von Männlichkeit. Besonders beim Medienkonsum, wo ihnen bisweilen Männlichkeitsextrakte angeboten werden, distanzieren sie sich von diesen Bildern. Es liegt nahe, dass aufgrund von Individualisierungseffekten Wirkung und Bedeutung reduzierter Männlichkeitsbilder in der Breite deutlich nachgelassen haben.

*Der Prozess der Modernisierung im Sinne einer Freisetzung des Mannseins und von Männlichkeitsbildern setzt sich fort.*

Die „Modernisierung des Mannseins“ scheint sich forciert zu entwickeln. „Klassische“ reduzierte Männlichkeitsbilder artikulieren die Jungen fast nur dann, wenn direkt im Zusammenhang mit medialen Figuren gefragt wird, dann aber in „Reinform“: Krieger, Stärke, Beschützerfunktion – vor allem gegenüber Frauen, Held, „knallhart gegen das Böse vorgehen, unverwundbar und zäh bis zum Umfallen“ einseitig, seine Ziele massiv und mit Gewalt durchsetzend usw. Die Jungen nehmen solche Bilder wahr, internalisieren sie auch – aber eben als Bilder, gewissermaßen als mediale Extrakte und nicht als bewussten Orientierungsrahmen für ihr eigenes Handeln. Kein Jugendlicher antwortet etwa spontan auf die Frage, wie ein Junge oder Mann sein soll, „so wie Schwarzenegger“. Auch Vorbilder aus dem Medienbereich werden meist sauber von der eigenen Wirklichkeit getrennt. Im Gegenteil: Gerade traditionelles „Machoverhalten“ wird – wenn es überhaupt benannt wird – überwiegend ablehnend und abwertend konnotiert, als „verletzender, unfairer Kampfbegriff von Mädchen gegen Jungen“ bezeichnet oder mit lediglich demonstrativem Verhalten und Oberflächlichkeit in Verbindung gebracht. In der Bewertung der Jungen ist Machoverhalten eher ein Synonym für

*Machoverhalten, ein Synonym für „nicht authentisch sein“.*



„nicht authentisch sein“. Das Bild vom einseitigen, dominanten, ein-dimensionalen „Macho“ gilt bei den Jungen durchgängig als „out“, zumindest im nicht balancierten Extrem.

*Wenn nicht Macho –  
was dann? Diese Frage  
bleibt bei vielen Jungen  
offen.*

Allerdings wird durch die Ablehnung des Konstrukts „Macho“ als Chiffre für ein Extrakt herkömmlicher Männlichkeitsbilder unmittelbar eine Lücke deutlich. Mit dem Schwinden traditioneller Bilder von Männlichkeit sind noch lange keine modernen Vorstellungen greifbar. Jenseits der Klischees fehlt es an Vorstellungen des Mannseins: „Macho-Gehabe find’ ich blöd, und deswegen kann ich da wirklich nichts dazu sagen, was ich männlich find’.“; „Es sollte halt nicht so sein, dass – dieses Macho-Gehabe und so. Also, das sollte man nicht haben. Was man jetzt unbedingt haben sollte, ähm – weiß ich nicht.“

Auf die Frage, woran man merkt, dass sie ein Junge sind, antworten viele Jungen eher differenziert oder auch nuanciert, dabei sehr oft mehrere verschiedene Dimensionen ansprechend. Andere Jungen sind dagegen völlig ratlos, wieder andere verweisen darauf, dass diese Frage in Bezug auf sie selbst wohl falsch gestellt sei, weil das „die anderen“ wissen müssten. Es zeigt sich, dass jedenfalls die gängigen Paradigmen des Männlichen nicht die in erster Linie geschlechtsbezogen identitätsstiftenden Elemente sind.

*„Machoverhalten“  
als Spiel oder  
Protest gegen  
Erwachsenenmoral*

Hier stellt sich die Frage, wieso die Erwachsenen eben dieses „Machoverhalten“ so häufig wahrnehmen bzw. wahrzunehmen meinen. Möglicherweise haben sich manche Jugendliche die entsprechende Moral – auch durch die eindeutig abwertende Haltung der Erwachsenen – angeeignet und versuchen im Interview das zu vermitteln, was die erwachsenen Interviewer vermeintlich hören wollen. Eine andere ebenso naheliegende Antwort lautet, dass die Selbstpräsentation als „Macho“ ein Spiel ist, ein Darstellungsforum, das Spaß macht und von den Jungen auch so gedeutet wird, und gleichzeitig eine Form, mit der gegen die (mittelschichtige) Erwachsenenmoral protestiert werden kann.

Nur wenige Jungen beziehen sich auf „die Natur“ oder biologische Quellen für das Mannsein, dies jedoch nicht isoliert, sondern gekoppelt mit dem Verweis darauf, dass die Informationen über das Mannsein und das Verhalten als Mann sowohl erlernt als auch genetisch vermittelt sind. Oft sind die Jungen überrascht, dass diese Frage nach dem Junge- oder Mannsein überhaupt gestellt wird, und sie antworten aus einer Verblüffung heraus mit einem ganzen „Set“ von Aspekten des Mannseins: Natur, emotionale Komponente, Eigenartigkeit



von Männern, Unterschiede im Vergleich zu Frauen, Selbstverständlichkeit und „nichts Bestimmtes“.

Für viele Jungen ist das Mannsein und Mannwerden eine sehr selbstverständliche Angelegenheit. Einige verweisen dabei darauf, dass sie das „schon herausfinden“ oder sich erarbeiten, „verdienen“ werden, so dass es zum jetzigen Zeitpunkt nicht sinnvoll wäre, sich darüber groß Gedanken zu machen. Für andere scheint es noch keine Anlässe gegeben zu haben, sich mit dem Thema zu befassen, es ist ihnen noch „zu weit weg“ oder sie blenden die Thematik einfach aus; wieder andere behaupten – vielleicht ein Hinweis für die Nivellierung von Geschlechterunterschieden –, dass es „nichts Besonderes“ am Mannsein gibt. Aus manchen dieser Antworten lässt sich ein hoher Grad an Gelassenheit ablesen.

*Die Jungen  
vertrauen darauf,  
dass es mit dem  
Mannsein schon  
werden wird.*

Überraschend oft wird auf Fragen in diesem Zusammenhang jedoch im „Ich-weiß-nicht-Bereich“ geantwortet, und zwar im Hinblick auf unsere Differenzierungskategorien übergreifend. Wir werten dies als einen deutlichen Hinweis auf die momentane Freisetzungssituation, in der das Traditionelle sich auflöst, aber das Moderne noch völlig offen wirkt. In diesem Zusammenhang steht vermutlich auch die Erfahrung der Jungen, dass Erwachsene, mit denen sie zu tun haben, ebenfalls traditionelle Männlichkeitsbilder und Verhaltensweisen ablehnen, ohne jedoch überzeugend einen neuen Orientierungsrahmen anbieten zu können.

Bezeichnend für diese freisetzungsbezogene Offenheit des Junge-seins ist die Wahrnehmung bei den Jungen selbst, die wir in ähnlicher Weise bereits bei den Schlüsselpersonen bemerken konnten: Dass es für die Kategorie „männlicher Jugendlicher“, für den Status „nicht (mehr) Junge, (noch) nicht Mann“ keinen eindeutigen und alltagssprachlich verwendeten Begriff gibt, während der Begriff „Junge“ (im schwäbischen Dialekt „Kerle“) für männliche Kinder ganz eindeutig und umgangssprachlich verwendet werden kann.

## **NORMAL UND AUTHENTISCH**

„Normalsein“ als Orientierungslinie und Bewältigungsform wird von vielen der Jungen beim Themenbereich Männlichkeit und Mannsein oft spontan als das Wichtigste benannt. In diesem Zusammenhang ist es unerheblich, ob nach „Männlichkeit“ (wie soll ein Mann sein) oder nach „Mannsein“ (wie bist du/willst du sein) gefragt wird. Bei der Orientierung am „Normalsein“ geht es den Jungen nicht

*Fragestellung:  
Wie soll ein Mann sein?  
Wie bist du/willst  
du sein?*

um Unterwerfung, sondern vielmehr um das Ausbalancieren unterschiedlicher Tendenzen und darum, sich nicht allzu sehr von den anderen zu unterscheiden (Integrationsperspektive). Dabei stellt das Normale das alltäglich Durchschnittliche dar, das nicht in Worte gefasst werden muss – es ist eben so (und wird deshalb auch in den Interviews nicht besonders definiert).

*Gelingendes Balance-  
verhalten bei Jungen:  
Nicht zu auffällig,  
gepflegt, durchschnitt-  
lich gut aussehend,  
auch nicht zu markant  
männlich.*

In den Aussagen entsteht nur selten der Eindruck, als bedeute die Normalität einen starken, beengenden Zwang. Eher geht es dabei um das Resultat gelingenden Balancehaltens. Dass sich Jungen wegen des Normalitätsdrucks eingeschränkt fühlen, ist eher die Ausnahme (vielleicht auch, dass sie diese Einschränkung als solche wahrnehmen): „Ich selber hab’ früher immer mit Barbie gespielt, und jetzt spiel’ ich das gar nicht mehr, nur wegen den Buben.“ Gleichzeitig beinhaltet Normalsein eine positive Begrenzung. Sie signalisiert, dass sich die Jungen nicht zu sehr von der Gruppe abheben müssen und dadurch nicht übermäßig viel für ihre Schönheit, ihren Körper oder auch für die Darstellung des Männlichseins zu tun brauchen. Normalität enthält so auch ein befreiendes Moment.

*Jungen sehen keinen  
Widerspruch zwischen  
Authentizität und  
Normalität.*

Überraschenderweise ermöglicht Normalität darüber hinaus auch Authentizität: Man braucht sich nicht produzieren, sondern kann über Normalität „so sein, wie man ist“. In den Interviews gibt es sehr viele Belege dafür, dass zwischen Authentizität und Normalität aus der Perspektive der Jungen kein Widerspruch besteht. Beides ist normativ gut vereinbar. Man soll eben beides sein, normal und authentisch. Wenn sich ein Junge „nicht normal“ verhält, wird sofort angenommen, dass er nicht authentisch ist, weil er etwas vorspielt, was er nicht ist. „Einfach normal sein“ ist das Motto, dabei immer so sein, „wie man ist“, Normalsein ist also identisch mit Authentischsein. Wie wichtig das Authentische unter den Jungen ist, zeigen viele Interviewpassagen direkt oder vermittelt, etwa die Aussage, ein Junge müsse „selbstbewusst“ sein. Auch die Postskripts der jugendlichen Interviewer in der „Jungen-fragen-Jungen“-Sequenz weisen auf die Bedeutung der Authentizität hin. Dabei war eine wichtige Frage, ob die Interviewer dem Befragten glauben können, ob sie ihm seine Aussagen „abnehmen“. Der Verhaltenskodex des „Authentischseins“ gilt insbesondere unter den Jugendlichen selbst, also in der Clique, gegenüber Freunden und auch gegenüber Mädchen. In Bezug auf Erwachsene gab es dazu keine Aussagen.

## 3.1.1 STATUSPASSAGE JUNGE – MANN

Sehr bemerkenswert ist, dass von den Jungen der Begriff „Mann“ und das Mannsein stark mit dem Erwachsensein und dem Erwachsenenstatus in Verbindung gebracht wird. In diesem Zusammenhang wird das erwachsene Mannsein keineswegs als etwas Attraktives gesehen, sondern eher mit Mühe, Verpflichtung, eintöniger Routine und tristem Alltag verknüpft. Von den Versprechungen, über den Erwachsenenstatus Macht oder Anerkennung zu erhalten oder (endlich) von der „patriarchalen Dividende“ zu profitieren, findet sich bei den Jungen nichts. Die Jugendphase als eigenständige Lebensphase mit hohem experimentellen Charakter wirkt dabei durchgängig als selbstverständlich freigesetzt und stabilisiert. Bei der Abwägung zwischen (männlicher) Jugendlichersein und Mannsein wird eindeutig zugunsten der Jugendphase entschieden. Der Jugendstatus mit seinen Chancen, Spielräumen und Optionen dominiert und wird positiv bewertet, während der Erwachsenenstatus abgewertet wird. Jugendlichersein bedeutet – sicher auch im Zusammenhang mit der eigenen Geschlechtlichkeit – frei und ungebunden sein, experimentieren, Erfahrungen sammeln, gegenwartsorientiert und lustbetont leben; sie beinhaltet eine eigene Erlebnisqualität und -intensität; „noch Jugendlicher“ sein bedeutet in dem Zusammenhang auch, noch nicht (so viel) Verantwortung übernehmen zu müssen. Das erwachsene Mannsein dagegen ist wegen der damit verbundenen Zwänge, Bindungen, Verpflichtungen, Erwartungen und spannungsarmen Langeweile eher abgewertet. Vor allem die Berufsarbeit markiert den entscheidenden Übergang in den unattraktiven Erwachsenenstatus. Zumindest während der Ausbildung ist es aber noch möglich, beides, Jugend- und Erwachsenenstatus, zu vermitteln. Die Freizeit hat für die Auszubildenden die Funktion, etwas vom Jugendstatus und dem positiven Jugendlichersein-Gefühl herüberzuretten in eine Zeit, die bereits vom Erwachsensein geprägt ist. Je nach sozialer Schicht, national-ethnischer oder kultureller Zugehörigkeit wird der Übergang von der männlichen Jugendphase in den Erwachsenenstatus dadurch gekennzeichnet, dass sich das Verhalten ändert bzw. ändern muss.

Aufgrund der zunehmenden Altersdifferenzierung unter den Jungen bzw. Jugendlichen werden in den Gesprächen Kennzeichen der jeweiligen Phasen und Übergänge erkennbar, die das Verlassen der einen oder den Eintritt in die nächste Phase markieren. Bei männlichen Kindern wird das Jungesein noch recht eindeutig über Körper, Kleidung und Haartracht gekennzeichnet. Mit zunehmendem Alter

*Das Jungesein als der geschlechtliche Aspekt dieser Phase freigesetzt, aber noch zielfoffen*

*Jugendlichersein ist attraktiv. Mannsein heißt Erwachsensein – das ist unattraktiv.*

*Männliche Kinder definieren das Jungesein über Körperlichkeiten.*

3

werden Identität und Authentizität wichtiger, weshalb es auch schwieriger wird, das Männliche überhaupt noch zu extrahieren und zu definieren; die Betonung des Authentischen lässt das spezifisch Männliche zurücktreten und als Frage sekundär werden.

*Ältere Jugendliche  
erkennen im  
Rückblick traditionell  
„männliche“  
Verhaltensweisen.*

Manche ältere Jugendliche erkennen im Rückblick, dass sie in einer früheren Lebensphase auf traditionell „männliche“ Verhaltensweisen zurückgegriffen haben, um sich als männlich zu erleben oder zu präsentieren. Dies verweist auf den Bewältigungscharakter der „Anwendung“ von stereotyp männlichen Handlungsweisen, aber auch auf das Probehandeln in der (frühen) Jugendphase. Neben der normativen Neubestimmung vergangener Lebensphasen werden auch die Problemlagen verdeckt angesprochen, die zum Rückgriff auf traditionell männliche Handlungsmuster geführt haben.

### **3.1.2 VORSTELLUNGEN ÜBER MÄNNLICHKEIT UND MANNSEIN**

Die vielfach beschworenen und von den Schlüsselpersonen ständig zitierten Eigenschaften traditioneller bzw. reduzierter Männlichkeit wurden von den befragten Jungen und männlichen Jugendlichen auf die Frage nach den Vorstellungen davon, was oder wie ein Mann sein sollte, nur ganz selten benannt. Im Gegensatz zu unserer Annahme, dass dies viel stärker der Fall sei, konzentrierten sich die Aussagen auf den – aufgrund von Individualisierung zentralen – Bereich der Persönlichkeit bzw. Persönlichkeitsentwicklung. Dies ist besonders bemerkenswert und wichtig, weil in diesem Bereich eigenständige Interessen vieler Jungen und männlicher Jugendlicher aufscheinen, über die die Geschlechtsbildung (auch in Sexualaufklärung und -pädagogik) Anschlüsse finden kann. Die Zielvorstellung eindimensionaler und reduzierter Männlichkeit scheint für die Jungen jedenfalls weitgehend marginal zu sein. Männlichkeit, die sich konstituiert aus „Maschinen, Autofahren, schneller sein, selber entscheiden“, aus Erfolg und Leistung oder durch „immer cool bleiben“ wird extrem selten beschrieben, und oft ist noch beim Lesen des Transkriptes unklar, ob es sich nicht um ironische Bemerkungen handelt.

Auch hierarchische Abgrenzungen und Unterscheidungen gegenüber Mädchen oder Frauen fallen kaum ins Gewicht. Nur ganz selten wird das „Beschützen (können)“ von Mädchen bzw. Frauen als männliches Ideal gesehen. Die Funktion „Beschützen können von Mädchen“ steht dann oft in engem Zusammenhang damit, wie die

Jungen ihre Umwelt erleben oder wie sie sich diese konstruieren, um ihre stärkere Beschützerfunktion zu legitimieren.

„Versaute“ Sprüche, die „vulgäre Sprache“ oder „offener über Sexualität reden können“ werden sehr vereinzelt als Unterschiede benannt, scherzhaft wird auf „gewisse Freiheiten“ – auf Nachfrage kommt dann nur: „im Stehen pinkeln zu können“ – verwiesen. Es zeigt sich ganz eindeutig, dass Fähigkeiten, Verhaltensweisen, vor allem Individualität, Authentizität und Persönlichkeit die Vorstellungen der Jungen dominieren, wie Männer sein sollen oder auch bereits sind. Wir finden bei Jungen viel mehr Ideen über ausgewogene als über reduzierte Männlichkeitsbilder. Die Individualität wird dabei in den Vordergrund gerückt. Das Mannsein wird zwar individuell entwickelt oder bewältigt, dennoch gibt es selbstverständlich auch Vorstellungen darüber, was „auch noch“ dazugehört, allerdings meistens mit der Betonung des Ausbalancierten, Ausgewogenen: etwas Muskeln, etwas Sensibilität, nicht unsportlich sein (eben „normal sein“).

Fassen wir die Aussagen der Jungen zusammen, wie Männer sein sollen, entsteht ein facettenreiches Bild einer männlichen Persönlichkeit. Einige der Befragten betonen ganz allgemein, dass es dabei auf das Verhalten und das Aussehen ankomme (vgl. dazu auch den Abschnitt zu „Körper“). Der Hauptakzent liegt jedoch eindeutig im Bereich der Persönlichkeit: Wichtig ist ein „guter Charakter“ oder einfach „der Charakter“ des Mannes, er sollte „einen guten Eindruck machen“ oder ein „Vorbild sein für Jüngere“, über eine „männliche Ausstrahlung“, das „gewisse Etwas“ verfügen. Charakter und Ausstrahlung meinen dabei besonders Authentizität: Mann sollte „nicht bluffen“, sondern viel mehr echt sein und nichts (Machomäßiges) vorspielen. Sehr wichtig sind Flexibilität oder die Fähigkeit, („ganz offen“) Gefühle zeigen zu können. Auch Reflexionsfähigkeit wird mehrfach benannt: über sich nachdenken, sich mit sich selbst beschäftigen zu können, gehört heute wohl zum Handwerkszeug des modernisierten Mannes. Zudem wird von Männern erwartet, dass sie „initiativ“ sind, sie sollten sportlich, fit und aktiv oder auch „geschickt“ sein. Überraschend oft wird auch die hohe Bedeutung von Verantwortungsübernahme und Verantwortlichkeit benannt. Ein Mann sollte „an die Zukunft denken und an die Familie“.

An manchen Stellen tauchen dabei auch Erwartungen an die Männlichkeit auf, die mit spezifischen Schwierigkeiten in Verbindung gebracht werden (können). So wird mit Blick auf die Bedrohungen zwischen Untergehen und Ausgeschlossenwerden auf das Spannungsverhältnis verwiesen zwischen „sich durchsetzen können“ und „sich

*Vorstellungen über  
Individualität und  
Balancen*

*Ein Mann soll  
einen „guten“  
Charakter und  
Ausstrahlung haben.*

3

*Männer sollen über positive Selbstkontrolle verfügen.*

integrieren“, das die Fähigkeit zur Gleichzeitigkeit bzw. zum Vermitteln und Balancehalten impliziert. An einigen Stellen wird betont, dass sich Männer im Griff haben müssen, also über ausreichende Selbstkontrolle verfügen sollten – dies allerdings nicht in Bezug auf Übergriffe oder Gewalt, sondern eher als Präsentation in der Öffentlichkeit oder gegenüber Mädchen („kein dummes Geschwätz, cool sein, nett sein, korrekt sein, treu sein“). An wenigen Stellen gibt es Hinweise darauf, dass es mit der Individualität möglicherweise nicht immer so weit her ist. Hier finden wir wieder das Symptom der „Betonung“, wenn einige Jungen fast beschwörend darauf bestehen: „Jeder kann sein, wie er will“, „Jeder wird akzeptiert, so wie er ist“ oder „Eigentlich kann man alles tun“.

## **MÄNNLICHE EHRE UND HELDENTUM**

Für die meisten Jungen scheint eine wie auch immer definierte „männliche Ehre“ keine besonders hohe Bedeutung zu haben. Nur ein sehr kleiner Teil der Jungen spricht in den Interviews den Komplex oder das Phänomen der männlichen Ehre an. Es sind dies überwiegend jugendliche Migranten (aber wohlgemerkt nur ein geringer Teil dieser Gruppe), und diese Jungen tauchen alle auch in der Kategorie „Schlägerei“ auf (vgl. dazu den Abschnitt „Schlägerei und Körperkampf“ im Kapitel 3.4). Das Gefühl der Ehrverletzung gilt offenbar häufig als Anlass für körperliche Auseinandersetzungen.

*Ehrverletzung empfinden Jungen als Angriff auf ihre Integrität.*

Die Thematisierung der männlichen Ehre geschieht ausschließlich im Zusammenhang mit der Verletzung der persönlichen Integrität. „Ehre“ wird also nicht positiv festgelegt oder bewertet. Schimpfworte, Beschimpfungen und Abwertungen werden von den Jungen als gravierende Ehrverletzungen empfunden, mangelhafte körperliche Rücksichtnahme (Anrempeln) oder provozierender Körperkontakt wird ebenfalls als Angriff auf die Ehre gewertet. Allerdings bleibt die Ehre etwas sehr Diffuses, die Verletzung der Ehre letztlich subjektiv bestimmt. Auch im Zusammenhang mit der Schutz-, Kontroll- und Verantwortungsverpflichtung für die Freundin wird die Ehre verletzt. Ein Angriff auf die Integrität des Mädchens (Gaffen) geht hier als Ehrverletzung auf den Freund über. Sexualisierte Schimpfwörter können ebenfalls als Angriff auf die männliche Ehre der Jungen verstanden werden.

Die „männliche Ehre“ ist kein Thema, solange die persönliche und körperliche Integrität gewahrt bleibt. Dies lässt den Schluss zu, dass die Thematisierung von „Ehre“ und Gefühle der Ehrverletzung Hin-

weise auf die „männliche“ Lebenslage des Jungeseins geben: je fragiler – vor allem durch biculturelle Zumutungen und fehlende Ressourcen – die Lebenslage wird, desto eher wird auf das Konstrukt der Ehre zurückgegriffen. Nur ein kleiner Teil der Jungen scheint in dieser Hinsicht so stark bedroht, dass er unbedingt reagieren muss, etwa durch körperliche Verteidigung der Ehre. (Bei der Mehrzahl der Jungen, die sich an Schlägereien beteiligen, scheint körperliche Auseinandersetzung aber eher eine Form der Körperkultur zu sein; vgl. den Abschnitt „Schlägerei und Körperkampf“ im Kapitel 3.4). Diese Jungen benötigen die Hilfsbezüge außerhalb ihrer Person (Freundin, „mein Land“, „meine Religion“), an denen sie ihre eigene Ehre (be-)festigen können. Bei den meisten Jungen scheint die Persönlichkeit unabhängig von solchen äußeren oder kulturellen Faktoren weit mehr durch innere Stabilisatoren gespeist und darüber hinaus so sicher, dass die „männliche Ehre“ für sie kein Thema ist. Die Gefühle des Bedrohtseins bei einem Teil der Jungen machen aber auch sichtbar, dass gerade sie möglicherweise viel deutlicher akzentuierte Schutzbedürfnisse haben – obwohl sie manchmal selbst eher bedrohlich wirken.

Es gibt nur sehr wenige Jungen, die Mannsein und Männlichkeitsbilder unmittelbar in Verbindung bringen mit betontem Heldentum, Gewalt, Eingehen von Risiken und Beherrschen des Risikos oder Macho-Gehabe. Allerdings sind Heldenfantasien bei kleineren Jungen – durchaus mit sympathischen Zügen belegt – als Form der Größenfantasie wichtig als Bewältigungsform (hier kommt es wohl darauf an, diese Größenidee integrieren zu können).

### **3.1.3 ABWERTUNG ALS FORM DER KONSTRUKTION VON MÄNNLICHKEIT UND MANNSEIN**

Entgegen vielen gängigen Theorien und auch entgegen unseren Erwartungen definieren die Jungen das Mannsein in aller Regel weder über die Abwertung von Mädchen und Frauen noch über die Abgrenzung von Homosexualität (siehe dazu unten den Abschnitt „Homosexualität“), auch nicht über die Abwertung von statusniedrigeren Formen der Männlichkeit. Abwertungen und Abgrenzungen tauchen in diesem Zusammenhang nur ganz vereinzelt auf, es sind seltene Ausnahmen. Einige Jungen wehren sich auch dezidiert gegen Mädchenabwertung (worüber die Schlüsselpersonen überhaupt nicht berichtet haben).

*Jungen definieren  
Mannsein nicht über  
Abwertung und  
Abgrenzung.*



Ein anderer betont ausdrücklich die Gleichheit von Mädchen und Jungen im Bereich von Körperlichkeit (Sport). Im Kontrast dazu gibt es auch wenige Jungen, die Mädchen in Bezug auf körperliche Fähigkeiten kategorisch abwerten. Das Abwerten von Mädchen steht dabei vermutlich in engem Zusammenhang mit der eigenen Marginalisierung (und Status-Abwertung). Die wenigen Ausnahmen, in denen Mädchen oder Frauen in unserer Untersuchung ganz eindeutig abgewertet werden, hängen bei den Interviewten mit geringerem Status (Hauptschüler, Migrantenjungen) und/oder mit geringeren Zugängen zu Ressourcen (vor allem Bildungsressourcen) zusammen:

*Fehlende Ressourcen  
und geringer Status  
bei Jungen führen  
zu Abwertungen.*

Als Ausnahmen finden sich Abwertungen in unterschiedlicher Form. Entweder ganz offen, als Generalisierungen („Mädchen lästern“) oder in der eher latenten Abwertung, wie etwa der weiblichen Berufsarbeit, die sich in dem Selbstverständnis findet, (alleine) eine Familie ernähren zu können (Abwertung von Frauen und Verantwortung für die Familie gehen dabei offenbar Hand in Hand). Nur von einem Jungen werden Mädchen und Homosexuelle gleichgesetzt und abgewertet, wiederum ein Junge, bei dem eigene Abwertungs- und Marginalisierungserfahrungen naheliegen (er lebt in einer Wohngruppe).

Ein Interviewpartner beschreibt Jungen zwar als „anders als Mädchen“. Er wertet dabei die Mädchen nicht ab, sondern erkennt sie an, weil er gerne auch mehr so wäre wie sie, nämlich rücksichtsvoller, allerdings auch nicht „schüchtern“, eine Eigenschaft, die er eher den Mädchen zuschreibt. Insgesamt kommt es eben aufs Balancehalten an: „Mal so, mal so“. Ein anderer Jugendlicher beschreibt sich und andere Jungen als „versaut“ (vor allem sprachlich) und grenzt damit Jungen und Männer von Mädchen und Frauen ab, die eben „nicht so versaut“ sind – mithin wieder eher eine Aufwertung, denn die „versaute“ Sprache bringt der Jugendliche eher in Zusammenhang mit demonstrativer reduzierter Männlichkeit, die verdecken soll, dass man „innerlich ganz anders ist“. Unter der Fragestellung, was ein Mann nicht tun sollte, bezog sich ein Jugendlicher auf einen Vergleich mit Mädchen, indem er ihnen die negative Eigenschaft „Lästern“ zuschreibt. Ein kleinerer Junge dagegen steht offenbar dazu, dass er Frauen „benützt“ und sie damit abwertet: „Ich brauch’ Frauen“ – Frage: Frauen brauchst du wozu? – „Zum die Ärgern“.

*Polarisierungen  
unterstützen das  
Streben nach Balance.*

Ein weiterer Befragter grenzt sich ganz eindeutig vom Mannsein-Verständnis seines Vaters ab, der sich eher im Bereich traditioneller Männlichkeit verortet. Der Interviewpartner möchte gerade nicht die Frau-  
enabwertung bzw. die Abgrenzung von Frauen als Form der Selbstdefinition als Vorbild für sein eigenes Mannsein sehen. Meh-



rere Befragte grenzen das erwachsene Mannsein gegenüber „Kindisch-“ bzw. „Kindlich-Sein“ ab: Man darf als Mann nicht „kindisch sein oder so, sich blöd anstellen“, soll „keine Baby-Sprüche bringen, nicht reden wie ein Kleinkind“, sondern sich als erwachsen präsentieren. Aus diesen Aussagen kann keine Abwertung des Kindlichen als Lebenswirklichkeit herausgelesen werden. Die entsprechenden Zitate sind wohl eher im Zusammenhang damit zu sehen, dass es als Mann darauf ankommt, den Statusübergang bewältigt zu haben und sich als „erwachsen“ zu präsentieren (siehe dazu oben den Abschnitt 3.1.2). Dies belegt auch eine Passage aus einem Interview mit einem jüngeren Jungen, der endlich Fragen „für Größere“ beantworten will. Dazu zählt er Fragen über „Fußballspiel und Handballspiel und Nähen“. Hier zeigt sich mit der Nennung von „Nähen“ eine Öffnung hin zu einer Entpolarisierung von Männlichkeitsbildern.

Zwei ressourcenarme Jugendliche (Migranten) benutzen Obdachlose gezielt als Abwertungsobjekte und als Zielscheibe für Gewalt. Ein Jugendlicher schließlich projiziert traditionelle Vorstellungen über Sexualität – als Form der Konstitution von Mannsein – auf türkische Jugendliche und wertet sie damit ab. Wohlgemerkt: Dabei handelt es sich um seltene Ausnahmen.

## MÄNNLICHKEIT UND SEXUALITÄT

Überraschend wenig wird Sexualität oder Sex-Haben in Zusammenhang mit Männlichkeitsvorstellungen gebracht – obwohl die Befragten aufgrund der vorherigen Fragedimensionen für dieses Thema bereits „angewärmt“ wurden. Eher wird häufig eine solche Einstellung der Koppelung von Mannsein und Sexualität kritisiert oder abgewertet und darauf hingewiesen, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun hat oder haben braucht. Kulturelle Konflikte werden in das Selbstverständnis von Männlichkeit und Sexualität mit einbezogen. Vor allem bei jugendlichen Migranten wurde mehrfach thematisiert, dass die Eltern nicht damit einverstanden wären, wenn die Jungen „zu viele“ Freundinnen hätten. Die traditionelle Moral wird also durchaus noch mitreflektiert und damit integriert, auch wenn das eigene Verhalten unabhängig davon gestaltet wird. Dagegen ist das „Reden über Sex“ für manche Jungen (gemeint sind oft die anderen) wichtig, um das eigene Heldsein und den Status zu dokumentieren, was von den anderen kritisch beurteilt wird. Auch „eine Freundin (zu) haben“ ist in den Aussagen der Jungen nicht etwa deshalb wichtig, um zu dokumentieren, dass man „Sex haben könnte“ und deshalb ein Mann ist. Vielmehr kommt es – bei den jüngeren

*In Männlichkeitsvorstellungen spielt Sexualität eine untergeordnete Rolle.*

*Eine Freundin ist  
ein Zeichen für  
Reife und bedeutet  
Statuszuwachs.*

Jungen – darauf an, eine Freundin zu haben, um mitreden und die eigene Reife präsentieren zu können. Zum Teil scheint es aber zumindest vom Anspruch her so zu sein, dass es nicht als statusabwertend gilt, wenn ein Junge (noch) keine Freundin hat.

Sexualität ist – so unser Eindruck – für die Selbstkonstruktion von Mannsein und Männlichkeit eher zweitrangig (geworden). Viele Jungen sehen Sexualität recht gelassen. „Gut im Bett zu sein“ im Sinne von Höchstleistungen ist nicht Hauptanspruch für Jungen oder Männer. „Sexuelle Kompetenz“ wird eher organisch als persönlicher Bereich betrachtet, der mit zunehmendem Alter und zunehmender Erfahrung wächst. Um bei Mädchen „anzukommen“, ist viel eher ein „guter Eindruck“ wichtig: Das „Gut-im-Bett-Sein“ ist eher etwas, das sich gemeinsam entwickelt. Aufgrund der Verlängerung der Jugendphase ist heute auch für sexuelle Beziehungen und Freiheiten ausreichend Zeit. Entgegen den landläufigen Zuschreibungen auf Jungen, männliche Jugendliche und Männer scheint es sich nach den (wenigen) Aussagen der Jungen eher nachteilig auf das Image auszuwirken, wenn ein Junge viele bzw. „zu viele“ sexuelle Beziehungen zu Mädchen hat.

*Nur für einen Teil  
der Jungen ist Zeugungsfähigkeit und  
„sexuelle Kompetenz“  
wichtig.*

Auf der anderen Seite scheinen bei einem Teil der Jungen die Zeugungsfähigkeit und die „sexuelle Kompetenz“ in der Hinsicht wichtig zu sein, eine Frau befriedigen zu können; auch wenn betont wird, sich diesbezüglichen Anforderungen entziehen zu wollen, sich „nicht zum Sklaven“ zu machen – Kompetenzansprüche und Leistungsdruck bleiben.

## **MÄNNLICHKEIT, MANNSEIN UND KÖRPER**

Körperliche Merkmale wurden insgesamt ebenfalls nur selten in Bezug zu Männlichkeit und Mannsein gesetzt. Mehrfach wurde auf ein ausbalanciertes Körperbild hingewiesen (muskulös, aber nicht zu sehr). Das (gute) Aussehen dient vor allem dem Kontakt mit dem anderen Geschlecht; als Mann sollte man „normal“ sein, nicht zu dick, „gut aussehen ist nicht ganz so wichtig, ein bisschen aber schon, wegen den Frauen“. Nur wenige Jungen – eher die jüngeren – brachten Männlichkeit oder ihr Mannsein mit eindeutigen Körpermerkmalen in Verbindung (Haare, Bartwuchs, eine starke Brust, Muskeln, Wachsen, Stimmbruch usw.).

Vermutlich liegt die seltene Nennung des Körpers in diesem Zusammenhang mit Mannsein und Männlichkeit auch an der in der letz-

ten Interviewpassage angesprochenen Selbstverständlichkeit des körperlichen Wachstums, in das ohnehin nur begrenzt eingegriffen werden kann: „Das wird sich dann zeigen, was man dann für Eigenschaften hat“. Andererseits bemerken einige der Befragten, dass Körperpflege (Körperpflegemittel sollten „for men“ sein) und das Sichkümmern um den eigenen Körper wichtig ist oder wichtiger wird. Die Spannung zwischen dem individualisierten „jeder kann mit seinem Körper machen, was er will“ und dem modernen „man darf seinen Körper nicht vernachlässigen“ wird in mehreren Interviewsequenzen erkennbar. Unter den (vor allem jüngeren) Befragten gehören Sport und körperliche Fitness zum Teil zur dominanten Orientierungslinie des Jungeseins. Immer gibt es aber auch solche, die gerade wegen der damit verbundenen Ausgrenzungsmechanismen dies nicht wünschen und auch nicht verstehen. Einige Male begegnete uns eine Art Körper-Geist-Äquivalenz nach dem Muster: wer körperlich nicht besonders gut aussieht oder unsportlich ist, sollte als Ausgleich intelligent sein oder andere, „innere“ Qualitäten aufweisen.

## BERUFSARBEIT UND FAMILIENFANTASIE

Viele der Befragten brachten spontan die Berufsarbeit direkt oder vermittelt mit Vorstellungen von Männlichkeit und Mannsein in Verbindung. Bei einem Teil der Interviewpartner (vor allem bei einem Teil der jüngeren) wurde auch gezielt nach späteren Berufsvorstellungen gefragt, um Vorstellungen eines späteren Mannseins zu mobilisieren. Für alle der Befragten, bei denen das Thema Beruf angesprochen wurde, ist es selbstverständlich, dass sie später berufstätig sein wollen – oder müssen, wegen ihrer Verantwortung gegenüber der Familie. Sicher spielen bei der Antwortdimension „Beruf“ die aktuelle wirtschaftliche Lage und die Krisen am Arbeitsmarkt mit eine entscheidende Rolle<sup>71</sup>.

*Familie und Beruf gehören zum Mannsein.*

Auf den Druck, später für eine Familie sorgen zu können, wird immer wieder hingewiesen. Für die jüngeren Jungen ist die Vorstellung des Berufs sicher wichtiger als die Fantasie, später (auch noch) eine Familie zu haben. Die Jungen erzählen dabei von ausdifferenzierten Berufswünschen, die eher im Spektrum traditioneller Jungenberufe liegen; die männliche „vermittelte Fürsorglichkeit“ im GILMOREschen Sinne (Fürsorglichkeit als Einsatz für die Gemeinschaft, z.B. Polizist, Not-

*Berufswünsche liegen meist im Spektrum traditioneller Männerberufe.*

<sup>71</sup> vgl. auch die Shell-Studie „Jugend ‘97“

arzt<sup>72</sup>) lässt sich aus mehreren Beispielen ableiten. Bei einem Teil der Befragten – das findet sich eher bei den Jugendlichen aus der Unterschicht – hält sich dabei die Vorstellung von typischen „harten“ Männerberufen noch länger. Interessant sind dabei die „modernen“ Begründungen für die Ablehnung bestimmter (körperlich weniger aktiver) Berufe: die Gefahr des „Dickwerdens“ stärkt – als Bezug auf abgewertete Körperlichkeit unter Jungen – den Wunsch, Berufe zu wählen, in denen auch der Körper gefordert ist.

Andere integrieren dies aber gerade und rücken das Bild einer „Verweiblichung“ in sozialen Berufen betonend zurecht. Einem Interviewpartner fällt nur ein Beruf ein, den nur ein Geschlecht ausüben kann: ausschließlich Frauen können in einem Frauenbuchladen arbeiten. Er legt Wert auf die Feststellung, dass Krankenpfleger – der Beruf seines Vaters – von den Anforderungen her durchaus ein „männlicher“ Beruf ist.

Eine eigene Familie ist eine von den Jungen eher seltene (oder nur auf Nachfrage) genannte „Eventualposition“. Häufig wird eine Familie dabei eher „mitgedacht“, eher selten als eigenständige Kategorie des erwachsenen Mannseins benannt. Nur ganz selten vertreten die Jungen dezidiert die Position, auf gar keinen Fall heiraten oder Kinder haben zu wollen. Andere Formen der partnerschaftlichen Zukunftsgestaltung, z.B. homosexuelle Lebensgemeinschaften, werden erwartungsgemäß wegen der Marginalisierungsdynamik überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Einige wenige Jungen hatten allerdings ganz genaue Vorstellungen darüber, wie sie es mit Kindern und Familie halten wollen.

### 3.1.4 ERWACHSENE MÄNNER UND MÄNNLICHKEIT/MANNSEIN

*Die Bedeutung erwachsener Männer ist für die Jungen verwischt.*

Die Bedeutung der Erwachsenen (vgl. den Abschnitt „Generationenthematik“ in Kapitel 3.3) für Gesundheit, Sexualaufklärung und -beratung muss in dieser immer wieder veränderten Situation neu geklärt und definiert werden. Sicher haben Erwachsene, vor allem die Väter, in der Kindheit eine wichtige Bedeutung für die Jungen und für ihr Mannsein. Aber wie ist das in der Jugendphase? Brauchen Jungen erwachsene, gar „weise“ Männer, die sie gezielt informieren

72 vgl. GILMORE (1991)

können? Die Fantasie, dass erwachsene Männer Jungen das Entscheidende über Mannsein und Männlichkeit in der Pubertät mitteilen können, geistert ja auch in Pädagogenkreisen herum (Stichwort: Initiation).

Die Aussagen der Jungen, die wir befragt haben, lassen eher den gegenteiligen Schluss zu: In der (post)modernen Jugendphase werden Generationskonflikte und die Generationsablösung der Jungen diffus. Der Vater oder erwachsene Männer (z.B. Lehrer) können sowohl Medium der Abgrenzung bis hin zur Abwertung sein, wenn das Generationenthema dominiert. Andererseits können auf sie genauso Wünsche und Erwartungen gerichtet sein, wenn die Jungen tatsächlich – und vielleicht nur situativ – ein erwachsenes männliches Gegenüber brauchen. Diese spannungsreiche Ambivalenz zeigt sich auch in Bezug auf den Vater. In den Interviews gab es deutlich mehr Zeichen für eine kritische Haltung dem eigenen Vater gegenüber, allerdings gab es im Hinblick auf das eigene Mannsein oder -werden der Jungen auch ganz eindeutige Erwartungen an ihn.

Das Bedürfnis, einen intensiveren Kontakt zu einem erwachsenen Mann zu haben, wird nur sehr wenig geäußert. Die meisten Jungen, denen diese Frage gestellt wurde, signalisieren: Kein Bedarf, etwas mit einem erwachsenen Mann zu bereden. Vielen Jungen fällt nichts ein, was sie einen erwachsenen Mann fragen könnten. Manche Jungen zeigen sich jedoch ambivalent, sie ziehen die Möglichkeit in Betracht, irgendwann einmal einen Mann etwas fragen zu wollen, falls es „nötig“ wäre. Einige wenige der Befragten sehen dagegen Vorteile darin, in Kontakt mit erwachsenen Männern zu sein oder sind dies bereits.

## ZUSAMMENFASSUNG

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass die Jugendphase mittlerweile freigesetzt und stabil definiert ist. Das Jungesein innerhalb der Jugendphase wirkt dagegen zwar freigesetzt, aber eher offen. Im Hinblick auf die sexualpädagogische Perspektive ist es vor allem wichtig festzuhalten, dass den Jungen und männlichen Jugendlichen ihr Status als Jugendlischer deutlich wichtiger ist als ihr geschlechtsbezogener Status als Junge bzw. als „Mann-Werdender“. Lernprozeß und Entwicklung der Jungen scheinen sich (später) vom Jugendlichenstatus hin zum geschlechtsbezogenen Status als Mann zu vollziehen. Wenn die „Jugendlichkeit“ den Jungen wichtiger ist, dann bedeutet dies, dass Sexuaufklärung oder -beratung (noch) nicht am geschlechts-

*Den Jungen ist  
ihre „Jugendlichkeit“  
wichtiger als ihr  
geschlechtsbezogener  
Status.*

bezogenen Status ansetzen kann, weil dieser Bereich der Persönlichkeit noch nicht stabil verortet ist. Die Jungen produzieren dann eher Männlichkeitsklischees, nicht sich selbst. Von solchen Klischees und (medialen) Männlichkeitsbildern distanzieren sich die Jungen aber, indem sie ihr individuell-authentisches Jungesein dagegensetzen.

*Es fehlt an Ideen  
für ein modernes  
Mannsein.*

Einige Jungen spüren deutlich die Modernisierungseffekte insofern, als alte Bilder und Vorstellungen, mithin auch Bilder von Männlichkeit, fürs Mannsein in der Moderne nicht mehr taugen. Umgekehrt fehlt ihnen jedoch häufig auch eine Idee, was Mannsein jenseits der nach wie vor gängigen reduzierten Bilder zwischen Held, Beschützer und Macho bedeuten könnte. Deshalb wird das Mannsein definiert über Körperentwicklung oder Lebensalter, über den Erwachsenenstatus oder die stabile Persönlichkeit, oder sie bleibt unreflektierbar bzw. selbstverständlich.

*Das Junge- oder  
Mannsein wird  
geprägt  
von Individualität,  
Authentizität und  
Persönlichkeit.*

Es zeichnet sich eine Tendenz ab, die wir an dieser Stelle noch überzeichnen, um deutlich zu machen, warum in Bezug auf Sexuaufklärung, Gesundheit und Beratung von Jungen die Perspektive auf Marginalisierungen so aufschlussreich wie wichtig ist: Individualität, Authentizität, Persönlichkeit werden von den Jungen hervorgehoben, wenn es um das Junge- oder Mannsein geht. Die Ausbildung der Persönlichkeit, des „Charakters“, des „Eigenen“ wird deshalb zunehmend als Ressource wichtiger. Der Entzug oder das Nicht-Zugestehen dieser Ressource ist ein Mittel, durch das Marginalisierung in Gang kommen oder beschleunigt werden kann. Verhaltensweisen, die demonstrativ eher an traditioneller Männlichkeit orientiert sind und weniger von der authentischen Person zeigen, werden auch als Marginalisierungsfläche verwendet: „Machoverhalten“ wird eher Unterschichts- oder Migrantenjungen zugeschrieben und ist bei diesen auch funktionaler: aufgrund ihrer Lebenslage, der biculturellen Situation oder eben wegen fehlender Ressourcen, ihre Persönlichkeit und Authentizität zu entwickeln.

*Jungen empfinden das  
erwachsene Mannsein  
als unattraktiv.*

Das erwachsene Mannsein wird von den Jungen als ziemlich unattraktiv dargestellt und in Verbindung mit Mühe, Plage, Routine gebracht. Die höhere Bedeutung des Jugendstatus liegt so gesehen selbstverständlich näher. Sie kann zwar auch als Bewältigung des (abgewerteten) Jugendstatus gesehen werden (die Trauben hängen zu hoch und schmecken deshalb sauer...). Dennoch ist das unattraktive Erwachsensein vielleicht auch ein Hinweis auf die verunsichernde Offenheit des Mannseins jenseits traditioneller Bilder: Das erwachsene Mannsein beinhaltet für die Jungen weder positive Ziel-

perspektiven noch besondere Lustaspekte. Im Gegenteil entstehen aufgrund der desolaten Arbeitsmarktsituation eher Druck und Zwang, erwachsen werden zu müssen.

Für die demonstrative (offene) Kompetenz und das demonstrative (aber dennoch offene) „Inordnungsein“ kann in dieser Situation ein vordringlicher Grund gesehen werden: Die Jungen stehen vor der Aufgabe, nach außen Stabilität und Kompetenz vermitteln zu müssen, um sich ihre Zukunft nicht zu verbauen. Gleichzeitig müssen sie sich vieles aneignen, um in der diffusen Geschlechterwelt überhaupt zurechtkommen zu können.

*Jungen müssen  
Balance halten.*

Was David GILMORE<sup>73</sup> in seiner ethnologischen Studie für viele eher traditionelle Gesellschaften nachgewiesen hat, dass nämlich „Umweltbedingungen“ die Vorstellungen über Männlichkeit definieren, bestätigt unsere Untersuchung. Männlichkeitsvorstellungen der Jungen hängen von den Bedingungen ab, in denen ihr Jungesein verortet ist, und mit den Perspektiven auf ihr Erwachsenensein (also mit ihrer Lebenslage). Traditionell-reduzierte Vorstellungen von Männlichkeit und Mannsein sind zwar an einigen Stellen durchaus noch zu entdecken, sie sind aber meistens verschwommen oder deutlich erkennbar als Ausnahmen. Stimmt das Bild, das die Jungen abgeben, dann verhält es sich mit den nach wie vor stabilen kulturellen und medialen Bildern von Männlichkeit (etwa in Filmen oder in der Werbung) und der Wirklichkeit des Mannseins vielleicht ähnlich wie mit Bildern von Deutschen und deren Realität: Lederhosen, Bierkrüge und Sauerkraut gibt es zwar in Deutschland und solche Bilder fallen vielen In- und Ausländern zu Deutschen und zum Deutschsein ein; sie stehen aber mit der deutschen Lebenswirklichkeit nur noch sehr peripher in Verbindung.

*Die Umgebung der  
Jungen hat Einfluss  
auf ihre Männlich-  
keitsvorstellungen.*

3

### 3.1.5 HOMOSEXUALITÄT

Der Bereich „Homosexualität“ tauchte zwar nicht explizit in unserem Leitfaden auf, die Interviewer waren jedoch angehalten, an entsprechenden Stellen auf dieses Thema einzugehen, nachzufragen und das Gespräch zu vertiefen. Wir versuchten damit einen Weg zu gehen, der Homosexualität weder ausspart (und damit marginalisiert) noch als ganz besonderes Problem herausstellt (und damit diskriminiert), sondern angemessen berücksichtigt und dort aufschei-

<sup>73</sup> GILMORE, D. (1991)



nen lässt, wo es für die Befragten relevant ist. Für die Diskriminierungs- und Marginalisierungsthese der Homosexualität spricht, dass sich – trotz hoher statistischer Wahrscheinlichkeit, dass wir auch homosexuelle Jungen befragt haben – keine Jungen als homosexuell oder bisexuell orientiert zu erkennen gaben.

Von sich aus sind die befragten Jungen nur sehr selten auf Homosexualität und Schwule zu sprechen gekommen. Wir werten dies einerseits als Beleg dafür, dass Homosexualität für die heterosexuellen Jungen im Durchschnitt nicht als besonders drängende, verunsichernde Problematik erlebt wird, weil sie sich sonst stärker negativ abgegrenzt hätten, auch wenn die Verunsicherung selbst nicht angesprochen würde. Andererseits kann die seltene Thematisierung von Homosexualität selbstverständlich auch als Beleg für die Marginalisierung von Homosexualität gelten. Einige der Aussagen der Jungen machen dabei aber auch deutlich, dass der Prozess der Integration von Homosexualität als Normalität fortschreitet, auch wenn den Jungen erst im zweiten Gedanken einfällt, dass sie nicht diskriminieren wollen bzw. sollen.

Insgesamt gibt es zum Thema Homosexualität also nur wenige Belegstellen. „Schwul“ dient zunächst als beleidigendes Schimpfwort unter den Jungen als auch gegenüber Erwachsenen. Dabei handelt es sich in den wenigsten Fällen um konkrete Vermutungen über Homosexualität. „Schwul“ symbolisiert dabei eher ein Abweichen von – erwarteter – Normalität, steht für Anderssein und für Konfliktkonstellationen. Beschrieben wird aber auch der Reiz, Schwule zu imitieren „einfach aus Spaß halt, dass jeder denkt, dass er schwul wär oder so. Aber eine Freundin, die hat er schon“. Diese Normalitätserwartung einer heterosexuellen Orientierung wird von den Jungen immer wieder reproduziert und gegenseitig bestätigt, wie etwa im folgenden Interview der „Jungen-fragen-Jungen“-Serie<sup>74</sup>:

B: Erfahrungen mit Sex hatte ich auch schon vor der Beziehung, mit Mädchen. Natürlich mit Mädchen.

I: Das hoffen wir doch alle sehr.

Auf der anderen Seite wird mit dem „anderen“ offensichtlich auch gerechnet, denn sonst müsste ja niemand für sich „Normalität“ beanspruchen; keiner müsste sich vor den anderen Jungen in diesem Sinn erklären. Als Resultat der Normalitätserwartung entsteht zumindest

<sup>74</sup> Anm. d. R.: Für die im Weiteren wiedergegebenen Interviewpassagen steht der Buchstabe „I“ jeweils für Interviewer und der Buchstabe „B“ für befragter Junge.



eine besondere Vorsicht: „Vielleicht wenn ich schwul wäre, dann würde ich so was (lacht) nicht mit Freunden besprechen oder so.“ „Schwul“ steht auch für ein von den Jungen so empfundenes Zuviel an Nähe und Intimität und für eine mögliche bzw. imaginierte Grenzverletzung. Dabei überdeckt die Form der Verbalisierung das eigentliche Phänomen, z.B. die Unsicherheit bezüglich eigener Grenzen oder auch Zumutungen im Kontakt mit Erwachsenen, so etwa:

- wenn Sexualaufklärung zu intim, zu peinlich wird und Schamgrenzen übertreten werden: „Die machen alle so schwule Sachen und so. Und das hasse ich.“
- nach einer intimen medizinischen Untersuchung wird vermutet, dass der Arzt homosexuell ist, weshalb zukünftig eine Ärztin vorgezogen wird;
- beim persönlichen Gespräch zwischen Männern, dem das mit einer Frau vorgezogen wird: „Ja, es kann ja sein, dass ich jetzt gerade einen erwische, der gerade ein bisschen anders rum ist, der jetzt halt, sagen wir, schwul ist und so. Und das will ich halt nicht. Und das will ich auch nie werden.“ (Anscheinend sind für manche Jungen intime Situationen mit Frauen weit weniger ungewöhnlich und damit auch nicht so bedrohlich.)

*„Schwul“ kann ein Zuviel an Nähe bedeuten oder eine Grenzverletzung sein.*

Über Ursachen für Homosexualität wird nicht gesprochen, ebenso wenig sind wir auf irgendwelche Krankheitshypothesen gestoßen. Das Vorhandensein von Homosexualität wird von den Jungen wohl mehr als gegebene oder schicksalshafte Tatsache genommen, wobei es als besseres Los gilt, nicht schwul zu sein. Einige Jungen betonen auf diese Weise deutlich ihre persönliche „normale“ sexuelle Orientierung. Eine direkte und allgemeine Verknüpfung mit dem Fragebereich „Mannsein“ (etwa als Umkehrschluss im Sinn des vermuteten Stereotyps „Wie muss ein Mann sein? – Alles, nur nicht schwul!“) entsteht jedoch so gut wie gar nicht. Das ist schon allein deshalb erstaunlich, weil nach gängigen Theorien traditionelle Männlichkeit zu nicht geringen Teilen in der Abwehr von Homosexualität hergestellt wird. Zwar findet sich je einmal die Gleichsetzung „mädchenhaft = tuntenhaft = unmännlich“ und die Aussage „Ich hasse Schwule“. Beide Male liegt jedoch ein Zusammenhang mit eigenen Marginalisierungserfahrungen auf der Hand (Wohngruppe; Migrantenjungen). Wichtiger erscheint uns deshalb festzuhalten, dass beim einzelnen Jungen Abwehr und Unsicherheit meistens nicht polarisiert, sondern weitaus häufiger – verbunden oder unverbunden – mit Reflexion und Akzeptanz vorkommen.

*Die Quadratur des Kreises: Einerseits fehlt Jungen der Kontakt zu Schwulen, andererseits grenzen sie sich ab.*

Eine Ursache für solche Unsicherheiten und Widersprüche scheint nicht zuletzt die Tatsache zu sein, dass die allerwenigsten Jungen Homosexuelle kennen oder gar in realen Bezügen zu Schwulen stehen. Ihre Abwehr, Unsicherheit oder Akzeptanz ist so in der Regel eine vorgestellte, die nicht in eigenen Erfahrungen gründet. Einige Jungen können sich „das“ gar nicht vorstellen, haben deshalb auch keine eigentliche Meinung zu Homosexualität und reproduzieren höchstens die vom Interviewer vorgeschlagenen Kategorien. Andere finden diese Vorstellung „eklig“ oder berichten unstimmgige Stories, in denen sie angeblich von Schwulen angemacht wurden oder Schwule abgezockt haben. Akzeptanz von Homosexualität und Reflexion der eigenen Haltung ist demgegenüber nicht weniger hypothetisch, nicht zuletzt deshalb, weil das Coming-out tendenziell im frühen Erwachsenenalter vollzogen wird und der Kontakt zu gleichaltrigen Schwulen so als Möglichkeit bzw. Anlass zur Auseinandersetzung geschieht.

Bei der Mehrzahl der Jungen, die sich zu Homosexualität äußern, wird vor diesem Hintergrund ein ziemliches Moral- und Gefühlsge-  
misch deutlich. Fast unvermittelt steht eine gewisse Toleranz oder Akzeptanz gegenüber Schwulen direkt neben Abwehr und Ekel bzw. Verständnis für diejenigen, die so ablehnend empfinden: „Also ich mein, es ist sein Leben. Er ist ja nicht dran schuld, wenn er schwul ist. Er kann halt dann mal später keine Kinder haben. Und er kann auch nicht mit einer Frau alt werden, also wenn er keine Frauen mag. Also okay, ich kann es verstehen, wenn es andere hassen, aber der kann halt froh sein, dass der, wo das hasst, nicht so ist.“ Manche Jungen, die indirekt Homosexualität abwerten, betonen direkt nachgefragt eine relative Gleichgültigkeit.

Ein Junge, der kurz zuvor meint, dass Homosexualität „eigentlich verboten“ ist und der seinen Lehrer als schwul bezeichnet, sagt auf die Frage, wie er Schwule denn selbst findet: „Das ist doch nicht schlimm, also es gibt viele Leute, wo – Schwule sind schon verheiratet in Hamburg, Karlsruhe, in der ganzen Welt. Ist halt jetzt (...), also, ein neues Gesetz gemacht, Schwule dürfen heiraten. Haben die selbst in ARD und ZDF gesagt.“ Er geht also davon aus, dass Homosexualität gesellschaftlich zunehmend akzeptiert ist, was über ARD und ZDF fast schon amtlich dokumentiert wird. Gleichzeitig findet er Homosexualität selbst fast schon irgendwie normal – und gleichzeitig „verboten“.

Ein anderer wehrt zunächst ab und betont den eigenen normalen Status: „Ich fühl mich nicht zu Jungen hingezogen!“, schiebt dann

aber eine gleichsam moderne Einstellung nach: „Es ist jedem seine Sache, zu wem er sich hingezogen fühlt, jeder kann sich entscheiden, wie er will. Es ist jedem selbst gegeben, ob schwul, bi oder lesbisch,“ und reflektiert darauf noch seine eigene zwiespältige Haltung: „Im ersten Moment denkt man, der ist schwul, der ist ein Arsch, dann lacht man den aus oder hänselt ihn ein bisschen, aber dann überlegt man sich’s, denkt richtig drüber nach, dass das nichts Schlimmes ist, das haben wir in der Schule ja auch schon gelernt.“ Die Schule hat hier also offenbar eine wichtige Funktion des „Zurechtrückens“ von gängigen Abwertungsstrategien. Wie der öffentlich-rechtliche Rundfunk gilt die Schule hier als amtliche Instanz der korrekten Moral. Dies unterstreicht die Wichtigkeit schulischer Information und Aufklärung im Bereich Sexualaufklärung. Abgesehen von diesem positiven Lernergebnis wird das Thema Homosexualität im Rahmen schulischer Sexualaufklärung im Allgemeinen offenbar nur sehr zurückhaltend thematisiert und darin von Schwulen selbst als eher ausgrenzend wahrgenommen. Es erscheint hier nicht in einem „normalen“ Zusammenhang – z.B. als Blick auf verschiedene Lebensformen –, sondern eher isoliert unter der Überschrift „Randgruppen und Außenseiter“, für die um mehr Toleranz und Verständnis geworben werden soll. Ein Junge berichtet von einem ziemlich missglückten Versuch seiner Lehrerin, die ihre Klasse Einstellungen zur Homosexualität äußern und sammeln ließ, und – offensichtlich überfordert von der Häufung der Negativzuschreibung und Abwehrhaltung – kurzerhand auf das Thema Traummann/Traumfrau auswich, ohne einen Ansatz für eine normalisierende Aufarbeitung gefunden zu haben.

*Das Thema Homosexualität wird im Rahmen schulischer Aufklärung zurückhaltend thematisiert.*

Wie in anderen Bereichen auch (z.B. Verhütungsverhalten, Verbalisieren), kollidiert hier ein allgemeines Normalitätspostulat bezüglich Homosexualität mit der eigenen unmittelbaren Erfahrung bzw. – mangels konkreter Erfahrungen – mit der eigenen Vorstellung der Jungen, die eine durchaus wahrnehmbare Differenz zwischen dem „Normalen“ und dem „Anderen“ vermutet und beinhaltet. Homosexualität ist damit kein leichtes Thema: „Wenn ich diese Normalität schaffen will, dann muss ich diese Normalität erst konstruieren. Das ist zwiespältig. Auf der einen Seite Normalität fordern und sich wünschen und verlangen, auf der anderen Seite aber ist es keine Realität, die Normalität.“ (Interview mit Schwulen) Auch in diesem Zwiespalt liegt wohl eine Schwierigkeit, mit und unter Jungen angemessen mit Homosexualität umzugehen: Jungen verlieren ihre Vorbehalte gegenüber Schwulen nicht, indem sie mit der Moral einer „konstruierten Normalität“ konfrontiert werden, sondern indem sie ihre eigene Verunsicherung bewältigen, ihre Vorstellungen zu korrigieren lernen. Allerdings wird von den befragten Schwulen durch

*Normalitätspostulat kontra Realität*

*Homosexuelle nehmen einen „normalisierten“ Umgang mit Homosexualität in Medien und Öffentlichkeit wahr.*

3

aus eine gewisse Normalisierung in der Öffentlichkeit, in den Medien festgestellt und begrüßt, gleichzeitig jedoch auch als Verlust des Besonderen bedauert (gewisse Auflösung der Szene, der Schwulen-Bewegung). Sie stellen fest: „Es ist eine Sondergruppe, die Tatsache bleibt. Aber es ist nicht sensibler, mit jungen Schwulen über Sexualität zu reden, als mit jungen Heteros.“

*Neue Wege sind nötig, um Homosexualität ohne Grenzverletzungen zu thematisieren.*

Homosexualität im Rahmen von Sexuaufklärung und von Bildung anzusprechen, kann nach wie vor als sehr wichtig betrachtet werden. Insbesondere der Kontakt zu „real existierenden Schwulen“ scheint ein gravierendes Defizit darzustellen und gleichzeitig mit ein Garant dafür zu sein, dass es bei der Thematisierung von Homosexualität nicht zu Grenzverletzungen kommt. Denn dieses Thema ist besonders heikel: Es ist schwierig, Homosexualität zu thematisieren, ohne zu stigmatisieren; es ist schwierig, stets zu berücksichtigen, dass sich in Gruppen gegebenenfalls homosexuell orientierte oder indifferente Jungen befinden, weil diese sich möglicherweise „entlarvt“ fühlen; es ist schwierig, Homosexualität zu thematisieren, weil für einige „ihre“ Heterosexualität eine wichtige Sicherheit in sexuellen oder geschlechtlichen Dingen, einen Anker bedeutet, den sie verteidigen müssen, vielleicht auch mit Abwertung. Das Thema „Jungen und Homosexualität“ ist mit diesen Streiflichtern selbstverständlich keineswegs ausgereizt, sondern bedarf einer eigenen Studie mit dem Fokus auf die hier nur kurz angerissenen Themenbereiche.

## 3.2 EMOTIONALE FACETTEN: SELBSTBEZUG, ANGST, SCHAM

### 3.2.1 SELBSTBEZUG

*Selbstbezüge sind wichtig für die Positionierung der Jungen.*

Die Kategorie des „Selbstbezugs“ wurde bereits als Ergebnis der Literaturstudie entwickelt und in den Leitfaden der ersten Interviewwelle aufgenommen. Auch nach der Auswertung der Schlüsselpersoneninterviews hatten wir den Eindruck, dass die Frage nach den Selbstbezügen der Jungen für die zweite Welle bedeutsam sein wird. Die Frage nach gewissermaßen „autonomen“ Selbstbezügen lag auch deshalb nahe, weil ohne solche Bezüge eine Kommunikation des „Eigenen“ bei den Jungen unmöglich scheint. Gerade dieser Bereich des Eigenen kann als ein wichtiger Verständnis- und Anschlussbereich zwischen den Erwachsenen und den Jungen gelten. Darüber hinaus

erhielt der Anspruch an „Authentizität“ in verschiedenen Dimensionen der Jungenbefragung eine starke Bedeutung. So gehört es nach Einschätzung vieler Jungen z.B. beim Thema Annäherung an Mädchen zu den größten Fehlern, wenn die Jungen nicht authentisch sind, sondern etwas vorspielen, was sie nicht sind. Oder es betonen viele Jungen, es sei für das Junge- und Mannsein vor allem wichtig, „selbstbewusst“ zu sein. Im Prozess der Jungenbefragung kam darüber hinaus bereits in der ersten Zwischenreflexion mit den Interviewern das starke Bedürfnis der Jungen nach Anerkennung durch die Interviewer zum Ausdruck. Die Interviewer spürten die Sehnsucht der Jungen danach, wahrgenommen, ernst genommen zu werden und eine Resonanz auf ihr Jungesein zu erhalten. Neben der Möglichkeit zur Selbstthematisierung begriffen viele Jungen das Interview als Form der Selbstreflexion und situativen „Selbstfixierung“.

Als Einstieg bei den Straßeninterviews ließen wir die Befragten ihr Selbstwertgefühl auf einer Skala zwischen plus fünf und minus fünf einordnen. Alle Antworten lagen im positiven Bereich, der Schnitt bei 3,1. Obwohl viele Befragte absolute Zufriedenheit mit sich signalisierten, fiel die Zuordnung doch etwas vorsichtiger aus: „Eigentlich total, sag ich mal so – plus zwei.“ Diese optimistische Einschätzung deckt sich mit den Aussagen in den ausführlichen Interviews. Hier betonten die Jungen durchgängig das „Eigene“ und deshalb auch die autonomen Werte wie Individualität, Eigenständigkeit, Eigenverantwortung usw. Das gilt etwa für ihre Vorstellungen über Sexualaufklärung – Lernen insbesondere durch eigene Erfahrung –, für die Nutzung von Beratungsangeboten – selbst mit Problemen fertig werden –, für die Frage nach Vorbildern – Betonung der eigenen Leistung – und ganz generell für alle Aneignungsprozesse. Trotz aller Einflüsse oder Einschränkungen, denen sie sich ausgesetzt sehen, entfalten die Jungen damit dennoch das Bild eines sich letztlich selbst nach seinem Entwurf gestaltenden Individuums.

Das Bild der „Eigenregie“ fand jedoch eine eher geringe Entsprechung bei sozusagen klassischen Indikatoren für Selbstbezug wie „für sich sein, für sich etwas machen“, „über sich selbst nachdenken“, „sich’s gut gehen lassen“, „sich wohl in seiner Haut fühlen“ und ähnlichen Themen aus dem Leitfaden. Auffällig war dagegen die Betonung des „Eigenen“ im sozialen Kontext, also gegenüber Eltern und anderen Erwachsenen, im Umgang mit gleichaltrigen Freunden und Freundinnen. Dabei wird deutlich, dass Selbstbezug bei Jungen auf keinen Fall isoliert in der „introvertierten Person“ angesiedelt oder als rein introspektive Selbsterfahrung gedacht werden darf. Als Indi-

*Die Jungen haben  
ein gefestigtes  
Selbstwertgefühl.*

3

*Sozialer und  
autonomer  
Selbstbezug*

kator für Selbstbezug müssen deshalb neben den „autonomen Tätigkeiten“ und der „autonomen Kommunikation“ auch die vielfältigen sozial-kommunikativ vermittelten Selbsterfahrungen gelten. Selbstbezug entsteht für Jungen wesentlich auch beim Sport, in der Begegnung, mit der Freundin usw. und nicht erst dann, wenn sie allein und ausschließlich mit sich selbst beschäftigt sind. Gerade in der Pubertät ist die Außenperspektive für Jugendliche besonders wichtig, weil sie sich in und nach ihren Veränderungen quasi „öffentlich“ zeigen müssen, mit ihrer Präsentation konfrontiert werden und sich damit auch als Person der Kritik oder Bestätigung aussetzen. Umgekehrt hat während der Pubertät die Selbststilisierung, das Sich-selbst-Gestalten und immer wieder Neu-Herstellen ebenfalls eine hohe Bedeutung. Im Sinn unseres Balance-Modells handelt es sich beim sozialen und beim autonomen Selbstbezug um zwei Pole mit der Perspektive einer individuell zu gestaltenden Integration. Im Folgenden wird es mehr um den autonomen Selbstbezug gehen, da soziale Selbstbezüge an entsprechender Stelle abgehandelt werden (z.B. Körperzufriedenheit als Selbstbezugsthema oder im Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“).

## PROBLEME MIT DEM AUTONOMEN SELBSTBEZUG?

Insbesondere das Thema „Nachdenken über mich“ erscheint gekoppelt und negativ identifiziert mit „Probleme haben“, mit Ärger und Konflikten. Immer wieder ist auch die Diskrepanz zwischen Selbstbild und Fremdwahrnehmung Gegenstand des Nachdenkens. Differenzierte Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung werden herausgefordert durch die Erfahrung „Ich werd’ den anderen zum Problem“. Interessanterweise haben die meisten Jungen – direkt gefragt – jedoch nicht das Empfinden, dass etwa in der Klasse oder Clique ein entsprechender Druck auf ihnen lastet, im Gegenteil: „Jeder kann so sein, wie er ist.“ Zum Thema „Nachdenken über mich selbst“ befragt, berichten sie dagegen über ein nicht unerhebliches Konfliktpotential, das das harmonische Bild teilweise auflöst. Reflexion und Analyse des Selbst setzt – wiederum sozial vermittelt – häufig erst dann ein, wenn man sich „an den Rand gestellt“ fühlt, bei Kritik an der eigenen Person und bei Beziehungskonflikten. Nachdenken über sich selbst ist aufgrund dieser Anlässe überwiegend keine angenehme Betätigung. Wenn Jungen über sich selbst nachdenken müssen, dann geht es ihnen schlecht.

*Über sich selbst  
„nachdenken müssen“  
als Indikator für  
schlechtes Befinden.*

Eine Ausnahme stellen gesundheitliche Probleme dar, wenn sie zur Auseinandersetzung mit sich selbst und zu einem bewussteren

Umgang nicht nur mit dem eigenen Körper führen. Nachdenken über sich selbst wird in Verbindung gebracht mit eigenen Fehlern, mit Fehlverhalten gegenüber anderen und mit sozialer Kontrolle. In Auseinandersetzungen entstehen Kränkungen und Unterlegenheitsgefühle, die zum Ausgangspunkt reflexiver Verarbeitung werden. Angesichts solcher Herausforderungen für die eigene Persönlichkeit tauchen manche Jungen gleichsam in ihr Selbst ab, verbunden mit einer eher passiven, fatalistischen Einstellung auf sich selbst hin. Sie begreifen Anforderungen von außen nicht als Anlass zur Auseinandersetzung, sondern schützen sich durch den Rückzug auf Selbstbehauptung und Ich-Zentrierung. Dadurch entfalten sie ein ausgesprochen statisches Persönlichkeitsmodell.

Mehrere Jungen schildern eine Tendenz, sich beim Nachdenken zu verhaken oder „festzudenken“, was für sie ein Grund ist, Probleme lieber mit anderen zu besprechen. Das ist ein gewisser Widerspruch zu der teilweise geäußerten Haltung bzw. Forderung, nach Möglichkeit selbst mit Problemen fertig zu werden. Als andere Strategien werden Rückzug und Ablenkung genannt. „Wenn es mir mal so schlecht geht, dann zieh ich mich eher zurück, geh nach Hause, spiel Computer oder seh fern, oder ich geh weg und komm auf andere Gedanken.“ Ablenkung ist neben der Überbrückung von Problemzonen auch ein Mittel, um Persönlichkeitsanteile zu aktivieren, die im Alltag zu kurz kommen. Dabei wird gute Befindlichkeit immer wieder gekoppelt an „Geld haben und ausgeben“, worin sich Zugangsmöglichkeit zum sozialen Leben, der eigene Status und nicht zuletzt materielle Sicherheit andeuten.

*In der kommunikativen Auseinandersetzung entsteht eine für Jungen wesentliche Form des Selbstbezugs.*

3

### 3.2.2 ZUKUNFT ALS PROBLEM – GEGENWART, „SICH’S GUT GEHEN LASSEN“

Als Problem zeigt sich in diesem Zusammenhang die Perspektive auf Erwerbstätigkeit. Die Jungen fassen dies unter dem Stichwort „Zukunft“ zusammen. Beim Nachdenken über sich wird die persönliche Zukunft aufgrund unklarer Optionen und Chancen schnell zum Problem, auch wenn dies anscheinend souverän, optimistisch, planend und vorausschauend bewältigt wird. Jungen halten offensichtlich den Anteil, der Erwerbsarbeit für ihre Person ausmacht, für sehr bedeutsam. Viele Jungen sind hier jedenfalls weit mehr beschäftigt als beim Thema Freundin/Partnerin, wo sie deutlicher Gelassenheit signalisieren: „Das wird schon kommen.“ Bei älteren Jugendlichen, die bereits in einer relativ festen Partnerschaft sind, verbindet

*Die schlechte Lage auf dem Arbeitsmarkt belastet die Zukunftsperspektiven der Jungen.*



sich die Frage nach der Zukunft auch mit der nach der Tragfähigkeit und Perspektive dieser Beziehung. Interessanterweise halten sich manche Jungen beim Thema Zukunft sehr bedeckt, was noch einmal auf die tiefe innere Bedeutung der Lebensperspektiven verweist.

*Jungen brauchen und genießen das Alleinesein, um „sich's gut gehen zu lassen“.*

Die Umbrüche der Pubertät dagegen erscheinen den meisten Jungen retrospektiv nicht gerade als große Herausforderung für das oder gar als Bedrohung des Selbst, sie beschreiben ihre körperliche und sonstige Entwicklung in der Pubertät eher als eine Kontinuität, die ganz normal und ohne Aufregung verläuft. Nur wenige erinnern sich an „echte Probleme“. Bei der Frage, ob sie gelegentlich bewusst etwas für sich alleine machen, überraschen die Jungen durch eine breite Palette von Möglichkeiten. Selbst diejenigen, die eher sozial und kommunikativ orientiert sind, verweisen oft darauf, dass sie auch den Rückzug brauchen oder sogar genießen und dass das Alleinsein nicht nur Mangel an Gelegenheit ist. Die Betätigungen reichen von „Joggen zum Nachdenken“ über Computerspiele bis „einfach im Bett liegen“. Andere Möglichkeiten sind beispielsweise Entspannen, Naturerlebnisse, Musik hören, Malen, aus dem Fenster schauen, Gedichte schreiben, Fernsehen, Ausschlafen, Ausruhen. Auch bei der Frage nach dem, was sie tun, um sich's mal richtig gut gehen zu lassen, benennen die Jungen viele Einzelaktivitäten, die alle damit verbunden sind, sich aus sozialen Bezügen auszuklinken.

Dazu gehört auch das häufig erwähnte, über hygienische Verrichtungen hinausreichende Sichpflegen oder das Sich-schick-Machen vor dem Ausgehen, das teilweise einer Art Selbstbezugsritual gleichkommt. Andere Jungen bevorzugen von vornherein „soziale“ Aktivitäten. Sich's gut gehen lassen – das bedeutet auch Musik hören, Rummhängen, zur Freundin gehen, Sport, Tanzen usw.: also alles, was nicht unbedingt einen Zweck verfolgt, wo man nicht Stress hat.

*Nur wenn ein Junge Probleme hat und diese thematisiert, wird er ernst genommen als einer, der sich mit sich selbst beschäftigt: als einer mit Selbstbezug.*

Häufig bekamen wir den Eindruck, dass sich Jungen nur spüren (dürfen), wenn sie „ein Problem haben“. Hier scheint sich die Außenperspektive zu spiegeln, die sich aus der (professionellen) Sicht der Erwachsenen wertend mitteilt: Das Jungesein ist problematisch, Resonanz bekommen die Jungen vor allem auf Auffälligkeiten und Probleme; auch moralisch beeinflusste Ansprüche der Erwachsenen finden sich wieder. Das andere, Selbstverständliche, vielleicht auch Lebendigere, ihre Bewältigungs- oder Aneignungskompetenzen scheinen für Erwachsene weniger interessant zu sein – jedenfalls so wenig, dass es nicht zur wahrnehmbaren Resonanz für Jungen führt.



Zugespitzt entsteht durch diese Moral eine Falle in Form eines doppelten Vorwurfs an die Jungen: Einerseits wird ihnen vorgeworfen, sie hätten keinen „autonomen“ Selbstbezug, andererseits lautet ein Vorwurf, dass sie ihre Probleme nicht mitteilen, sondern vor allem (offenbar im Selbstbezug) mit sich selbst ausmachen. Dahinter verbergen sich Übermann-Ansprüche und Fantasien, die von einem durchschnittlichen Jugendlichen sicher nicht erfüllt werden können: nämlich völlig gut mit sich selbst auszukommen und introvertiert zu sein, gleichzeitig aber so mitteilsam und sozial orientiert zu sein, um über alles sprechen zu können (und natürlich besonders mit Erwachsenen auf deren Anspruchsniveau). Angesichts dieser indirekten Leistungsnorm der Erwachsenen für das Junge- bzw. Mannsein ist die Abgrenzung der Jungen gegenüber den Erwachsenen nur verständlich. Für die Jungen scheint der autonome Selbstbezug kein direktes Problem zu sein. Die sozialen Aufgaben und Sorgen sind für sie akuter.

### 3.2.3 **ANGST**

Erstaunlich viele Jungen haben sich über aktuelle oder über vergangene, bewältigte Ängste geäußert – wenn auch vermittelt oder eher versteckt – oft ohne, dass wir gezielt danach gefragt hätten. So trat „Angst“ als eigenständige Kategorie erst im Verlauf der Auswertung hervor. Dies erscheint uns als deutlicher Gegentrend zu der Ansicht, die meisten Jungen wären für diesen Gefühlsbereich recht unzugänglich. Hier wird eher ein „Präsentationsproblem“ von Angst in der Öffentlichkeit erkennbar: anscheinend ist Jungen das Zeigen von Ängsten eher weniger gestattet. Einige Jungen gestehen im Interview ein, dass sie vor dem Gespräch selbst eine gewisse Angst gespürt hatten, weil sie nicht genau wussten, was da auf sie zukommen wird. Diese Angst führt bei ihnen zunächst zu größerer Vorsicht oder Zurückhaltung in ihren Äußerungen. Diejenigen, die ihre Befürchtungen ansprechen konnten, haben sich im Verlauf des Interviews dann aber doch noch weiter öffnen können. Andere Jungen schützen sich, indem sie sich nur zu einem Gruppeninterview bereit erklären.

*Angst zeigen  
Jungen ungern in  
der Öffentlichkeit.*

Von einigen Jungen werden differenzierte, ganz persönliche Ängste angesprochen: von der Angst vor Hunden über Höhenangst, Prüfungsangst und die Angst vorm Arzt oder Zahnarzt bis hin zu einer unbestimmten Zukunftsangst. Es gibt auch sozusagen soziale Ängste, etwa bei jüngeren, etwas unsicheren Jungen die Angst, von älte-

ren oder von irgendjemandem „angemacht“ und zu etwas gezwungen zu werden (z.B. zu rauchen) oder die Angst, vor der Klasse bzw. in einer Gruppe etwas Falsches zu sagen und einen schlechten Eindruck hervorzurufen. Diese ganz verschiedenen Ängste erwiesen sich als relativ leicht zugänglich und – wenn man die Interviewsituation berücksichtigt – im Ansatz auch besprechbar. Die Grenzen dieser Zugangsweise wurden bei einem Jungen deutlich, der – wohl aufgrund übermäßigen Horrorvideokonsums – vermutlich von bedrängenden Angstzuständen und Wahnvorstellungen betroffen ist.

## ANGST IM ZUSAMMENHANG MIT DEM KÖRPER

### *Angst vor Sportverletzungen*

Am häufigsten taucht das Stichwort Angst im Zusammenhang mit der Gefahr von Sportverletzungen auf. Obwohl die Jungen bei der Frage nach ihrer Gesundheitsvorstellung sehr oft körperliche Unversehrtheit anführen, betonen hier die meisten, dass sie keine Angst vor Verletzungen haben, selbst wenn sie schon einmal oder mehrmals davon betroffen waren. Zum einen erklären sie sich mit Überlegungen zum Mut, der von ihnen verlangt wird bzw. den sie von sich selbst verlangen, und zum Reiz, den es hat, ein gewisses Risiko einzugehen, dieses aber kalkulieren und handhaben zu können. Zum anderen mag das daran liegen, dass die befragten Jungen in der Regel keine extrem riskanten Sportarten ausüben. Für Viele gehört es auch ganz selbstverständlich dazu, sich zu schützen (z.B. durch Helme, Handschuhe, Ellbogen-, Knie- oder Schienbeinschützer usw.) oder die für die jeweilige Sportart vorgesehene Sicherungstechnik zu beherrschen. Wenige Jungen berichten über noch vorhandene Ängste, z.B. vor dem Pferd beim Reiten, als Torwart beim Elfmeter oder „wenn der Gegner zu nah‘ rankommt“, was sie jedoch nicht daran hindert, die jeweilige Sportart weiter auszuüben – der Reiz, darüber wegzukommen, ist wohl größer. „Hab am Anfang beim Gocartfahren Angst gehabt, dann hab ich sie ganz weggekriegt.“

### *Angst vor körperlicher Gewalt*

Verbreitet ist dagegen die Angst vor körperlicher Gewalt, die auch häufig als Grund für Kampfsporttraining angeführt wird. Dies ist besonders ein Motiv von Migranten- und Unterschichtsjungen. Im Unterschied zu Rationalisierungen einer (imaginierten) Bedrohungssituation, die auch als Legitimation für permanente Verteidigungsbereitschaft und Gegengewalt angegeben wird, werden in diesem Fall tatsächlich biografische Unterlegenheitserfahrungen berichtet, die eine Veränderung der eigenen Einstellung zu Aggression und körperlicher Gewalt bewirkt haben. Manche Jungen neigen hier zur Überkompensation, indem sie selbst Angst und Schrecken verbreiten wol-

len. So befürchtet ein Junge, in Konfliktsituationen auszuflippen und „ganz brutal“ außer Kontrolle zu geraten, wenn seine Freunde nicht dabei sind und ihn bremsen. Andere Jungen weisen darauf hin, dass die Mädchen ihrer Clique oder Freundinnen Angst vor einer Bedrohung durch andere Jungen und Männer haben. Dadurch legitimieren sie ihre Beschützerrolle und fühlen sich indirekt auch selbst bedroht.

Auch Ängste in Bezug auf die genitale Gesundheit werden kaum geäußert, was zum Teil an der Sexuaufklärung liegen mag. Vielleicht wäre hier eine Analogie zum Thema Rauchen und Krebs zu erwarten. So berichtet einer der wenigen Befragten, die sich als informiert über das Hodenkrebsrisiko gerade bei jungen Männern gezeigt haben, davon, dass dieses Wissen bei ihm selbst Ängste ausgelöst hat, die in diesem Fall aber zum Aufsuchen eines Arztes und zur Entwarnung geführt haben. Die Angst vor einer HIV-Infektion wird erstaunlicherweise kaum benannt, vermutlich deshalb, weil die Jungen das Gefühl haben, sich aktiv schützen zu können. Abgesehen von der Angst vor Krebs durch Rauchen werden Ängste im gesundheitlichen Bereich insgesamt eher selten angegeben. Anders bei denjenigen, die eine chronische Krankheit haben. Sie würden das zwar gern vergessen, werden aber immer wieder auch im Alltag damit konfrontiert und haben Mühe, ihre Ängste zu bewältigen. Diesen Jungen fehlt teils eine adäquate Gesprächsmöglichkeit – vor allem im direkten Umfeld –, teils sind sie hier auch ärztlich versorgt.

*Ängste im  
gesundheitlichen  
Bereich werden  
selten geäußert.*

3

## **ANGST IM KONTEXT VON BEZIEHUNGEN UND SEXUALITÄT**

In Freundschaftsbeziehungen besteht für die Jungen durchweg ein großes Bedürfnis nach Schutz der Intimität. Umgekehrt entsteht die Befürchtung, „zu viel preiszugeben“, verbunden mit einer großen Angst vor mangelnder Vertraulichkeit. Vertrauen gilt geradezu als Aufweis einer guten Freundschaft oder Clique. Mehrfach wird deutlich, dass dieser Schutz auch durch Eltern nicht unbedingt gegeben ist. „Wenn es meine Mutter weiß, weiß es gleich die ganze Stadt.“ Aus diesem Grund, aber auch wegen der Generationenabgrenzung bzw. -ablösung halten sich viele Jungen gegenüber ihren Eltern grundsätzlich eher bedeckt.

*Angst davor,  
„zu viel preiszugeben“*

Als schutzbedürftig gilt insbesondere alles, was der Intimsphäre zugeordnet wird – vor allem Freundschaften und Sexualität. Die sexuelle Annäherung scheint dabei für manche Jungen besonders belas-

*Jungen haben in  
Bezug auf Mädchen  
Angst zu versagen.*

tend zu sein. Sie berichten von „Hemmungen, die Mädchen anzusprechen. Weil man vielleicht eher Angst hat, dass etwas schiefgeht und dass man was falsch macht“, von der „Angst, dass sie jetzt meinen ganzen Makel erkennt“ und davon, dass die Möglichkeit, abgelehnt zu werden, unangenehm bis angstbesetzt ist. Das gilt auch für die jeweils nächste Stufe in der Beziehung. Ein Junge beschreibt etwa, dass er es nach fünf Monaten Freundschaft „nicht einmal fertiggebracht hat, ihr einen Kuss zu geben (lacht)“. Ein anderer beschreibt die sexuelle Beziehung als etwas sehr Fragiles und äußert seine Bereitschaft, sogar ganz auf Sex zu verzichten, um seine Freundin nicht zu verlieren. „Und dann hast du einfach dann die Furcht, denk’ ich, wenn du da jetzt zu schnell was machst, wenn du jetzt was falsch machst oder so, dass dann alles zerbricht.“ Hier scheint eine hohe moralische Aufladung zu massiven Versagensängsten zu führen. Ihrer eigenen Angst vor Sex können manche Jungen fast nur in der Projektion auf die Mädchen Raum geben. Zu der „Kuschelsex-Vorstellung“, die dabei oft übrigbleibt, haben jedoch viele Jungen ein gespaltenes Verhältnis – einerseits glauben sie, dass es das ist, was die Mädchen wollen und wovor sie Angst haben müssen in dem Sinn, hier immer in der Gefahr zu stehen, deren Grenzen zu übertreten. Andererseits geben sie zu erkennen, dass sie diese Vorstellung selbst nur bedingt teilen. „Manche Männer sind schon so verunsichert im Sex, dass sie schon wieder Angst haben, mein Gott, ich darf nicht so grob sein, so halt, ich muss sanft sein wie ein Lamm.“

Retrospektiv erinnern sich manche Jungen daran, wie sie mit ihrer Angst klarzukommen gelernt haben. „Am Anfang, ja, ein bisschen, und dann – dann hab ich sie ganz weggekriegt, dann hat sie – dann war es halt nur noch Freude daran.“ Diese Sicherheit entsteht vor allem durch eigene Erfahrung: „Wir haben doch oft das Gefühl gehabt oder so ’ne leise Angst, dass ich vielleicht gewissen Anforderungen nicht gewachsen bin, sei es jetzt Potenz, dass ich da vielleicht mal versagen könnte. Aber so die Bestätigung, die hab’ ich jetzt schon gefunden im letzten Jahr.“ Eine andere Form des Umgangs ist es, sich den Habitus des Draufgängers zuzulegen: „Wenn du mal Lust hast ein bisschen – du musst halt Mut haben, um das auch durchzuziehen. (...) Wenn du dran bist, musst du auch zu Ende machen. (...) Versuch es jetzt einfach.“

*Einige Jungen lernen  
aus der Situation  
„Angst haben“, andere  
Jungen empfinden  
Angst bedrohlich.*

Bei vielen Jungen werden ihre Ängste gar nicht direkt sichtbar, sondern gewissermaßen die „Oberfläche“ der Bewältigung von Angst (z.B. besondere Aufmerksamkeit und Vorsicht oder aggressive Abwehr als eigentliches Schutzbedürfnis). Wenn Angst sichtbar wird, dann weist das auf Bedrohungssituationen hin, die mit dem jeweiligen

Themenbereich zusammenhängen. Die meisten Jungen nehmen zwar diese Signale wahr und schützen sich gut. Andere scheinen jedoch auch darauf angewiesen zu sein, den Schutz von außen gewährt oder wenigstens das Schutzbedürfnis bestätigt zu bekommen. Dementsprechend war „Angst“ nur für einen Teil der Jungen ein guter Aufhänger und ein ergiebiges Thema; für manche wirkte bereits die Beschäftigung mit ihrer Angst zu bedrohlich.

### 3.2.4 SCHAM UND PEINLICHKEIT

In der Befragung der Jungen war Scham doppelt vorhanden: einmal als Thema des Interviews in den Aussagen der Jungen und – teilweise kontrastierend dazu – in der Wahrnehmung der Befragten durch die Interviewer. Diese Beobachtungen standen uns in Form von Postskripts zur Verfügung und wurden in den Auswertungssitzungen diskutiert. Dabei wurde deutlich, dass Scham ein ubiquitäres Phänomen ist. Viele Jungen äußern sich dahin gehend, dass sie sich überhaupt nicht schämen, obwohl sie sich offensichtlich doch geschämt haben. An einigen Stellen wird deutlich, dass sie als Moral übernommen haben, dass man sich seines Körpers, seines Geschlechts nicht zu schämen hat – es sei schließlich etwas ganz Natürliches. Dieses Insistieren macht stutzig, wir vermuten hier ein „Betonungssyndrom“: Etwas, das so sein soll, ein Ideal wird betont, gewissermaßen um fast magisch zu beschwören, dass es Wirklichkeit ist. Manche Äußerungen dazu tragen den Charakter von Verlautbarungen: „Man muss sich nicht schämen.“ – „Ich brauch mich nicht schämen.“ Der Umgang mit Scham ist deutlich vermeidend. „Also wir haben schon am Anfang in der Clique ausgemacht, dass man sich nicht schämen muss.“ Insbesondere sexuelle Scham erscheint desavouiert.

*Man hat sich seines  
Körpers, seines  
Geschlechts nicht zu  
schämen.*

Eine recht große Zahl von Jungen präsentierte sich entsprechend in dem Sinn, dass es Scham und Peinlichkeit für sie nicht gibt bzw. dass das von ihnen sehr leicht überwunden werden kann. Wir fragten z.B. nach erinnerten peinlichen Situationen in Bezug auf den eigenen Körper und erhielten häufig zur Antwort: „Es gab eigentlich keine.“ Auch ein Junge, der an anderer Stelle von Schwierigkeiten mit seiner Körperzufriedenheit berichtet hatte, fühlt sich bei exponiertem, sichtbarem Körper nur „etwas peinlich – aber ich überwinde das eigentlich relativ schnell“. Dieser negierende oder reduzierende Umgang mit Scham findet sich auch bei den anderen, nicht körperbezogenen Fragebereichen. Gibt es peinliche Situationen in der Clique? „Nee, eigentlich nicht.“ Und wenn, dann lässt sich das eliminieren. Das gilt

*Die Jungen haben  
Scham und  
Peinlichkeit im Griff.*

3

auch für Sexualität mit der Freundin: „Peinlich ist es uns eigentlich gar nicht mehr.“ Trotz der Eindringlichkeit, mit der diese Gruppe von Befragten Scham und Peinlichkeit für sich negiert, wird als sprachliches Mittel häufig eine Form der Relativierung gewählt: „eigentlich nicht“, „nicht richtig“, „nur etwas“ usw. Das lässt darauf schließen, dass die Befragten vor allem zum Ausdruck bringen wollen, dass sie Scham und Peinlichkeit „im Griff“ haben“ und bewältigen können („Scham vor der Scham“; „Scham-Mechanismus“, siehe dazu unten). Viele andere Jungen, die in Bezug auf eigene peinliche Erfahrungen kommunikativer sind, kommen allerdings auch ohne diesen „Kunstgriff“ aus und präsentieren sich nicht minder bewältigungsorientiert.

## **SOZIALE SCHAM UND WIDERSPRÜCHE ZUM SELBSTKONZEPT**

*Peinlich ist,  
dem favorisierten  
Selbstkonzept  
entgegenzustehen.*

Eine mäßige Ursache für Beschämung sind sozusagen äußere Phänomene. So kann es peinlich sein, wenn man sich etwa – besonders beim Sport oder im Freibad – zu dick oder zu dünn fühlt, wenn man beispielsweise glaubt, zu große Füße zu besitzen oder wenn man Probleme mit seinem Gesicht(sausdruck) hat. Dergleichen ist um so peiniger, je identitätsnäher das jeweilige Phänomen ist, je mehr es im Widerspruch zum favorisierten Selbstkonzept steht und damit zum inneren Problem wird. Weil niemand die – auch idealisierenden – Vorstellungen über sich aus sich selbst schöpfen kann, sondern immer gewissen Vorstellungen von Bezugsgruppen verpflichtet ist, sind diese eher äußeren Phänomene natürlich immer auch sozial rückgebunden. So kann es für Jungen sehr peinlich sein, wenn sie nicht gut im Sport sind oder gar durch ein Eigentor für die Niederlage der eigenen Mannschaft verantwortlich sind. Noch deutlicher wird das an den Stellen, wo sich die Normalitätserwartungen von anderen in Form von Moden oder habituellen Vorschriften, „wie man sich zu geben hat“, niederschlagen und bei Nichteinhaltung zu Beschämung führen. Für diese Art der Zugehörigkeit sind Optik und Outfit wichtig. Peinlich ist dann, wenn der Haarschnitt nicht richtig steht; ohne „In-Klamotten“ wird man als „Aldi-Man“ verspottet. Blamabel sind aber nicht nur bestimmte äußere Teile des Selbstkonzepts – die ganze eigene Erscheinung ist möglicherweise unerfreulich, wenn sie von einer erst noch zu konstruierenden Identität abweicht. Aber auch eine hohe Körperzufriedenheit schützt nicht, im Gegenteil: es ist peinlich, sich selbst ausgesprochen hübsch oder schön zu finden, weil das zu wenig „coole“ Distanz zum eigenen Körper bedeutet. Obwohl uncool gleichsam ein Synonym für peinlich ist, gilt es, Coolness dosiert und im richtigen Kontext einzusetzen. Wenn etwa ein

*Peinlich ist, den  
Normalitäts-  
erwartungen  
nicht zu  
entsprechen.*

Außenseiter versucht, besonders cool zu kommen, blamiert er sich nur.

Coolness zeigt sich zunächst sehr körperbezogen. Zu große Unachtsamkeit wiederum dem eigenen Körper gegenüber gilt aber nicht nur als peinlich, sondern zugleich als sozial schädlich, weil sich andere Jungen oder Mädchen distanzieren. Über das Thema Peinlichkeit wird auf diese Weise ein hygienischer Mindeststandard eingezo-gen; die stehende Wendung „drei Tage nicht geduscht“ lässt auf die ungeschriebene Regel schließen, spätestens jeden dritten Tag zu duschen. Das gilt auch für Körperreaktionen, die darauf hindeuten, dass man sich nicht im Griff hat, z.B. als Mann in Tränen auszubrechen. „Das wär’ mir furchtbar unangenehm, das würd’ ich bestimmt irgendwie zurückhalten.“ Eine Bloßstellung bedeutet auch die Veröffentlichung von intimen körperlichen Vorgängen – wie Verdauungsproblemen – oder Körperzuständen – ein Befragter wurde im Schlaf gefilmt und per Video in der Familie „vorgeführt“. Eine nochmalige Steigerung bedeutet es, wenn der Genitalbereich ins Spiel kommt. Ein Befragter hatte einen Wasserbruch am Hoden – seine Klasse darf das auf keinen Fall erfahren. Einem anderen wurde im Schullandheim beim Duschen das Handtuch geklaut, worauf er mangels Hilfe vor allen anderen nackt durchs Haus laufen musste, was er als außerordentlich peinliche Situation in Erinnerung hat. Damit sind wir bei der Schnittstelle zwischen sozialer Scham und Körperscham angelangt.

*Peinlich sind  
Ungeschicklichkeiten  
oder Verstöße gegen  
Konventionen  
insbesondere dann,  
wenn sie eine  
körperliche  
Komponente  
beinhalten.*

## KÖRPERSCHAM

Der Begriff Körperscham ist insofern irreführend, als er mit der Betonung des Körperlichen auf eine angeblich naturwüchsige Einrichtung verweist. Dabei beinhalten körperbezogene Schamphänomene immer auch eine soziale Komponente, z.B. die Gefahr der Abwertung, wenn es nicht gelingt, unwillkürliche Körperreaktionen zu verbergen. Entsprechend lässt sich Körperscham am ehesten dort überwinden, wo ein hohes Maß an sozialer Sicherheit gegeben ist. Bei jüngeren Jungen etwa „darf nur die Mama Popo und Pimmel sehen“. Der familiäre Umgang mit Nacktheit war dagegen für die Älteren weniger wichtig, bei ihnen war die Situation des Umkleidens beim Sport oder Schwimmen ergiebiger. Das bedeutet wohl, dass sie in der Familie einen Umgang entwickelt haben, der ihnen als normal und unproblematisch erscheint, z.B. in der Form, dass ihnen Nacktheit voreinander im Bad egal ist, während sie Wert darauf legen, das Klo abzuschließen. Dieser Umgang ist vermutlich auch deshalb unpro-

*Körperscham lässt sich  
am ehesten in der  
Familie überwinden.*

3



blematischer für die Jungen, weil er sich langsam verändern kann, wenn er nicht mehr passt, weil Schamgrenzen sich verschieben.

*Körperscham  
empfinden die Jungen  
unter Gleichaltrigen.*

Ausgesetzter fühlen sich die Jungen unter Gleichaltrigen. Die Umkleesituation ist in der Regel nichts Gewachsenes, sondern verändert sich eher sprunghaft, wenn etwa Schwimmunterricht ansteht. Das bedeutet, dass sich (noch) keine Routine entwickelt hat – womit die Gleichaltrigen unberechenbarer sind. Viele Jungen machen auf diese Anfangs- oder Umstellungsschwierigkeiten aufmerksam dadurch, wie sie von ihrer Bewältigung reden: „Dann hab ich mich erst nicht getraut und – dann hab ich mich halt umgezogen; ich hab mich stark geschämt; danach, wo ich dann überlegt hab, ich hab mich überhaupt nicht geschämt, mir war das dann egal dann.“ Peinlich war es früher oder „die ersten Male“, es ist eher peinlich, wenn ältere Jungen dabei sind, oder wenn man sie nicht kennt. Die Peinlichkeit legt sich aber durch Überlegung vor dem Hintergrund der übernommenen Moral oder einfach durch Erfahrung und Wiederholung. Eine Steigerung zum gemeinsamen Umziehen ist das gemeinsame Duschen. „Das erste Mal halt, da schämst du dich ein bisschen, aber danach ist es eigentlich egal.“ Immer wieder gibt es Hinweise auf einen etwas rigiden Umgang der beteiligten Erwachsenen<sup>75</sup>. So berichtet ein Junge, dass in seinem Sportverein „beschlossen [wurde], dass man duschen muss“. Für die meisten Jungen scheinen solche Maßnahmen überflüssig, da sie mit der Zeit eine eigene Routine entwickeln. Zumindest wird deutlich, dass die Vermeidung gemeinsamen Duschens mehr als ein hygienisches Problem ist.

## **ZWANG ZUR EIGENEN NACKTHEIT UND INTERESSE AN DER NACKTHEIT ANDERER**

*Peinlich empfinden  
manche Jungen die  
direkte körperliche  
Vergleichsmöglichkeit,  
bei der sie vermuten,  
schlecht abzu-  
schneiden.*

Wir fragten auch nach Begründungen, warum die Nacktheit vor anderen peinlich für die Jungen ist oder war. Die Jüngeren finden nackt oft einfach „dumm“ oder „komisch“ oder geben als Begründung ein „weil halt“ oder die Ansicht, dass Peinlichkeit einfach gegeben ist. Die etwas Älteren meinen, dass es für sie selbst eigentlich kein Problem ist und beziehen sich auf „die anderen“: „Den anderen wär’s ja auch unangenehm, wenn man sie jetzt einfach so nackt sieht, das ist dann irgendwie –“ Einige machen Witze, andere spotten, wieder andere „glotzen“. Selbst hätte man dagegen keine Schwierigkeiten. „Das finden die witzig, wenn man nackt ist, aber was ist dabei.“ Einige

<sup>75</sup> Auch in den Interviews mit den Erwachsenen gab es einige Antworten dahin gehend, dass Scham und Peinlichkeit bei den Jungen gar nicht zugelassen, sondern einfach übergangen werden.



Jungen geben sich weniger empfindlich und suchen nach harmloseren Gründen. „Die meisten machen es (Duschen) eher mit Badehose. (...) Ich bin einfach zu faul, sie auszuziehen.“ Mehrere Befragte bringen eine besondere Peinlichkeit damit in Verbindung, dass sie mit Älteren zusammen sind.

In diesem Zusammenhang entsteht vielleicht auch der Wunsch, Nacktheit zu betrachten, ohne selbst gesehen zu werden. So findet es ein jüngerer Junge interessant, wenn andere nackt sind. – „Aber meinen (Genitalbereich) darf man nicht sehen.“ Eine Gruppe älterer Jungen fantasiert über Spannen und FKK – gesteht aber ein, dass es ihnen selbst peinlich wäre, nackt gesehen zu werden. Umgekehrt müssen Jungen damit umgehen, dass sie nicht nur beteiligt am Betrachten sind, sondern selbst zum Objekt der Neugier werden. „Manchmal wird’s schon kritisch. (...) Man schaut halt immer so.“ Als eine Lösung erscheint es, „gar nicht drauf (zu) achten, darauf, ob die (...) jetzt überall mich die ganze Zeit anlotzen oder so“.

Der Sportunterricht hat gegenüber dem Schwimmen gewisse Vorteile – man muss sich nicht ganz ausziehen und trotzdem verstecken sich einige in den Ecken der Umkleieräume. Andere versuchen, möglichst früh da zu sein, wenn jemand kommt, sind sie schon fertig und können schnell weg. Diese Peinlichkeit ist für manche Jungen nicht nachvollziehbar, denn „die Unterhose muss man ja immerhin nicht ausziehen“. Einige Jungen geben an, dass sie mit „ganz Umziehen“ oder mit gemeinsamem Duschen noch keine Erfahrungen gemacht haben oder bewusst gar nicht duschen, obwohl sie die Möglichkeit dazu hätten oder dazu aufgefordert werden. Viele müssen sich aber umziehen oder wollen duschen und behelfen sich deshalb auf andere Weise. „Ich geh immer, wenn es etwas gibt, wo ich mich hinstellen kann und wo mich niemand sieht, dann geh ich natürlich da hin. (...) Wenn das nicht geht, zieh ich einfach hier die Badehose als Unterhose an.“ Ohne solche Möglichkeiten bedarf es komplizierter Verrenkungen. „Mir macht’s eben schon ein bisschen was aus, weil dann blamiert man sich immer so (...) und dann mach ich mein T-Shirt, lass ich drüber und zieh dann so die Unterhose aus, die Badehose an oder umgekehrt. (...) Die machen das irgendwie, lassen die Unterhose an, ziehen drüber die Badehose und ziehen die Unterhose dann hier so drüber und gehen hier durch ein Bein und dann ziehen sie es eben hier rum.“ Manche genießen den Vorteil einer Einzelkabine. „Im Schwimmen, da gibt’s ja einzelne Kabinen.“ Peinlich sind auch unwillkürliche Erektionen, vor deren Entdeckung man sich durch eine besonders weite und lange Badehose zu schützen versucht.

*Jungen entwickeln geschickte Methoden, um sich nicht nackt zeigen zu müssen.*

3

Für manche Jungen hat Peinlichkeit vor allem mit dem anderen Geschlecht zu tun. Das Umziehen ist ihnen nicht peinlich, weil es geschlechtsgetrennt läuft – „wenn es alles Buben sind, die haben das genauso“. Peinlich wird es dann, wenn der Schutz der Geschlechtsgemeinschaft aufgehoben wird, etwa indem andere Jungen ihre Kenntnisse an Mädchen weitergeben.

## **SCHAM UND SEXUALAUFLÄRUNG – VIRTUELLE KÖRPERSCHAM?**

*Sexualaufklärung in der Schule wird für die Jungen peinlich, wenn ihr Wissensstand im Unterricht Defizite aufweist.*

Auch Sexualaufklärung in der Schule wird von einigen Jungen im Zusammenhang mit Beschämung erwähnt. Dabei ist Scham oft nicht die vorherrschende Empfindung, sondern existiert eingebettet in ein Gemisch aus Interesse, Neugier und Abwehr; man will gerne zuhören, ohne etwas preisgeben zu müssen, die Situation ist angespannt, es wird viel gelacht, man findet den Aufklärungsunterricht trotzdem und im Vergleich zu anderen Themen lustig und Spaßig. Dabei handelt es sich um ein unsicheres Terrain, weil es darauf ankommt, den eigenen Wissensstand möglichst unauffällig sowohl mit dem der anderen als auch mit den offiziellen Inhalten abzugleichen. Besonders schwierig wird es, wenn Jungen die eigene Aufklärung als bislang unzureichend empfinden. Für einen Befragten war der Unterricht „peinlich, weil mich hat noch nie jemand aufgeklärt“. Viele Jungen pendeln zwischen der Haltung, dass sie schon alles wissen und Aufklärung in der Schule eigentlich überflüssig ist, und der Bemerkung, dass es doch auch irgendwie peinlich ist. Umgekehrt meldet man sich weniger als gewöhnlich und versucht zu vermeiden, aufgerufen und direkt angesprochen zu werden. Die gleichzeitige Präsenz von Interesse am Zuhören und Abwehr eigener Beteiligung wiederholt dabei die oben genannte Diskrepanz zwischen dem Interesse an der Nacktheit anderer und der Tendenz, sich selbst möglichst bedeckt zu halten.

*Die eigene Unsicherheit wird gern bei anderen lokalisiert.*

Angeblich blocken im Unterricht nur die Jüngeren, Unerfahreneren schneller ab. Noch häufiger findet sich der Topos der pruden Lehrerin oder des verklemmten Lehrers. So wird berichtet, dass Sexualaufklärung keinem einzigen Jungen, sondern nur der Lehrerin peinlich war. Von einem Lehrer wird erzählt, wie dumm er sich angestellt hat, sein hochroter Kopf war für alle ein Mordsspaß. Auch die Mädchen werden belangt – wenn es um das männliche Glied ging, dann haben immer die Mädchen sehr stark gekichert. Dass es auch eigene Anteile an der Peinlichkeit gibt, wird seltener deutlich, wenn etwa für geschlechtsbezogenen Unterricht und eine zeitweise Trennung von Jungen und Mädchen plädiert wird. Dabei soll das integrative Moment jedoch nicht zu kurz kommen. Im gemischten Unter-

richt jedenfalls wird „viel stärker registriert, dass man nichts preisgeben will. (...) Ich find's leichter zum drüber reden, wenn's getrennt wäre, aber ich find's genauso wichtig, dass man alles mitkriegt.“

## SEXUALITÄT UND SCHAM IM SOZIALEN KONTEXT

Die Clique wird – auch wenn es um Sexualität geht – von den meisten Befragten nicht als Ort von Beschämung genannt. Beziehungssicherheit schützt weitgehend, aber nicht immer vor Peinlichkeit. Die spärlichen Hinweise verdichten sich in zwei Richtungen. Zum einen findet ein Gespräch über Sexualität auf einer ernsthaften Ebene eher selten statt; die Thematik wird oft witz- und spruchförmig gehandhabt (vgl. den Abschnitt „Über Probleme und Sexualität reden“ in Kapitel 3.7). Schuld daran sind wieder mal die anderen: „Wir reden (über Sex) nicht so oft, weil die schämen sich so.“ Zum anderen unterscheidet sich, wenn es um das Problem der Abgleichung des eigenen Wissensstands geht, das Klima in den Cliques nicht grundlegend von dem in den Schulklassen. Jungen tun so, als wüssten sie Bescheid und trauen sich nicht, eigene Wissenslücken in Bezug auf Sexualität zu offenbaren. Dieser Gruppenzwang verhindert gleichzeitig, dass man sich vor seinen Freunden blamiert.

Für einige Jungen ist die Annäherungssituation blamabel und mit Komplikationen belastet. Das um so mehr, wenn sie sich im Dilemma zwischen sozialer Erwartung und sozialer Kontrolle gefangen fühlen: Es kann beschämend sein, keine Freundin zu haben – „jeder hat ein Mädchen, ich keins“. Wenn dann mal ein Mädchen ein gewisses Interesse zeigt, kann bereits der Gedanke, letztlich einen Korb zu kriegen und sich dabei vor den anderen lächerlich zu machen, blockierend wirken. Mehrere Jungen berichten, dass ihnen nicht nur der erste Schritt der Annäherung an ein Mädchen peinlich war oder ist, sondern dass sie sich mit ihren ersten Freundinnen vor allem auch in der Öffentlichkeit geschämt haben. Vor den anderen können oder wollen sie noch nicht zu ihrer Freundin stehen, es soll geheim bleiben. Dafür machen sie nicht zuletzt die Beobachtung durch die anderen Jungen, die Clique oder Klasse verantwortlich und befürchten, „dass das alles rumerzählt wird“. Das Problem ist dabei für den Jungen angeblich kleiner als für die Freundin: Wenn geredet wird, schämt sich die Freundin und macht Schluss.

Sexualität in einer Beziehung wird selbst vergleichsweise wenig als Ursache von Beschämung angegeben. Entsprechende Äußerungen beziehen sich fast ausschließlich auf die aufgeladene Situation des

*Auch in den  
Cliques tut man so,  
als wüsste man  
Bescheid.*

*Peinlichkeit entsteht  
oft im Konflikt  
zwischen sozialer  
Erwartung und  
sozialer Kontrolle.*

3

*„Beim ersten Mal  
schämt man sich.“*

„ersten Mals“ (vgl. auch den Abschnitt „Jetzt wird’s ernst“ in Kapitel 3.5.2), alles andere spielt sich in der Regel verborgen und intim ab, so dass eine Ursache von Beschämung wegfällt. „Beim ersten Mal schämt man sich mal – vor den Mädchen. (...) Und das Mädchen schämt sich vor dem Jungen. Es schämen sich alle beide.“ Zur Begründung wird hier die noch nicht abgeschlossene körperliche Entwicklung angegeben, man möchte schon weiter sein, als man ist. Ein anderer Begründungsstrang bezieht sich auf die mit Nacktheit assoziierte völlige Schutzlosigkeit vor dem erkennenden, durchschauenden Blick der Partnerin. Er führt dazu, „nicht so was wie erotische Anziehung (zu) empfinden, sondern Unsicherheit, weil ich jetzt auch völlig entblößt bin und ich hab Angst, dass sie jetzt meine ganzen Makel erkennt, so in der Art“. Peinlich ist für manche Jungen auch die Situation, dass ihre Freundin schon erfahrener ist und sie das Gefühl haben, statusmäßig hinterherzuhängen.

*Peinlicher als  
Sexualität ist  
die Verletzung  
der Intimität.*

Peinlicher als Sexualität in der Beziehung ist es, wenn deren Intimität über irgendwelche Kanäle ausgesetzt und preisgegeben wird. Für manche Jungen sind schon die Erzählungen anderer über ihre sexuellen Erlebnisse peinlich. Häufiger jedoch wird Peinlichkeit benannt oder befürchtet, „wenn Intimsachen rauskommen (...) und nachher hat das dann jeder gewusst“. Intimitäten sind z.B. spezielle Praktiken und Liebesorte, auch sexuelle Hindernisse oder (vermeintliche) Störungen. Auf diesem Hintergrund beanspruchen die Jungen Schutz in der und für die Beziehung. Als eine Hauptquelle solcher Irritationen gelten Gespräche unter Freundinnen etwa darüber, ob ihre Partner gute oder schlechte Liebhaber sind, und (alkoholisierte) Stammtischgespräche unter Männern. Auf diese Weise macht man sich unmöglich bzw. wird man unmöglich gemacht, man ist entblößt. „Ich glaube, da würde ich mich total nackt fühlen.“ Für Jungen, die sich mit geilen Erfahrungen brüsten, wäre es umgekehrt peinlich, wenn die Mädchen anfangen würden zu erzählen: „Boah, der hat mich da und da gefickt; ich hab den da und da gefickt.“

## **SCHAM ALS GENERATIONENTHEMA**

Auch wenn das eigene Sexualleben vor den Eltern offensichtlich wird, kommt es zu peinlichen Situationen, z.B. wenn versteckte Kondome gefunden werden oder wenn eine Pilzerkrankung kuriert werden muss. Viele Jungen versuchen, Hinweise auf praktizierte Sexualität zu verdecken, selbst dann, wenn sie ihre Eltern als aufgeschlossen schildern. „Das wär halt was anderes, wenn ich jetzt nach Hause komm’ mit einem Mädchen und so, – zu Hause in meinem Zimmer, was weiß

ich, mit ihr rummache und meine Mutter hört das. Das will ich selber halt nicht.“ Peinlich berührt fühlen sich diese Jungen aber nicht nur in „kompromittierenden“ Situationen, sondern oft schon allein durch eine eher allgemein gehaltene Thematisierung. „Wenn meine Mutter da mit mir drüber reden will, dann find ich’s schon ziemlich komisch – also das wär mir vielleicht sogar ein bisschen peinlich.“ Interessant ist, dass in diesem Kontext vor allem die Mütter benannt werden, seltener unspezifisch die Eltern und so gut wie nie der Vater. Ganz allgemein über Sexualaufklärung mit den Eltern zu reden, ist bereits für einige Jungen peinlich, sie wollen nicht von den Eltern erklärt bekommen, wie Sex geht. Die Peinlichkeit vergrößert sich, wenn Eltern herausfinden wollen, was die Kinder schon alles wissen und was nicht. „Ich konnte es ihnen nicht beantworten. (...) Ich hab mich geschämt.“ Das Phänomen der Übertragung von Scham findet sich natürlich auch gegenüber den Eltern – aus der eigenen Verlegenheit wird die Befangenheit der Eltern. „Ich denk mal, ich täte mich schämen. (...) Ja, den Eltern wär das peinlich gewesen.“

*Mit den Eltern über  
Sex reden, ist für  
Jungen peinlich.*

Scham und Peinlichkeit sind in diesem Kontext als wichtiger Schutz zu verstehen. Vor dem Hintergrund eines angenommenen Erfahrungsvorsprungs und der Überlegenheit von Erwachsenen auf dem Gebiet der Sexualität entsteht die (imaginierte) Gefahr, abgewertet oder nicht ernst genommen zu werden. Das bezieht sich vor allem auf Eltern und Lehrer, in der Tendenz aber schon auch auf nur unwesentlich Ältere, bei denen ein Erfahrungsvorsprung angenommen wird. Auf diese Weise wurde die Gleichaltrigensolidarität in den Jungen-fragen-Jungen-Interviews zur Folie der Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen. Ähnliche Phänomene halten sich auch im pädagogischen Bereich, obwohl dort eher informelle Alltagskontakte bestehen. Über Sexualität zu reden, bleibt peinlich. „Es ist mir unangenehm vor dem (Name des Jugendhausmitarbeiters) halt, vor meinen Freunden schäme ich mich nicht, blamiere ich mich nicht, so was halt.“ Schambesetzt ist manchmal schon die Andeutung von Sexualität, z.B. beim Kondomkauf – wieder verbunden mit einer Übertragung der Scham. „Das ist peinlich in der Apotheke. Auch für den Apotheker. Wenn Leute da sind.“ Peinlich ist auch der Gang zu einer Beratungsstelle, weil dort fremde Erwachsene angetroffen werden. Dazu kommt noch die Statusdifferenz Laie – Experte. Die Präferenz liegt demgegenüber bei den Gleichaltrigen. „Ja, das ist uns peinlich, andere, fremde Leute zu fragen, von denen was erklärt zu bekommen. Das ist – da frag ich lieber meine Freunde.“

*Scham und Peinlichkeit  
bieten Schutz vor der  
Überlegenheit der  
Erwachsenen auf dem  
Gebiet der Sexualität.*

Entsprechendes lässt sich auch für den Arztbesuch vermuten, auch wenn dort – nicht zuletzt einfacher benennbare – Körperscham über-

3

lagert. „Ja – ausziehen tu ich mich halt nicht so gerne. (...) Ich hab mich aber schon geniert, wo ich klein war.“ Dabei zeigen sich selten fast schon groteske, in gewissem Sinn auch gefährliche Einstellungen. „Wenn ich an intimen Stellen irgendwas hätte, würde ich wahrscheinlich nicht zum Arzt gehen. (...) Ich würde es dann lieber behalten, die Krankheit.“ Ein spezieller „Männerarzt“ hätte auch nicht unbedingt Erleichterung von Peinlichkeit zur Folge. „Da würde ich mich auch noch schwer tun.“ Einige Befragte assoziieren hier ihre unangenehmen Erfahrungen bei der Musterungsuntersuchung, ein bleibendes Erlebnis. Als peinlich bleiben auch vergleichsweise „normale“ Untersuchungen in Erinnerung. „Ja, das erste Mal beim Arzt, wo er geschaut hat nach Leistenbruch, hat da in der Leistengegend alles abgetastet, das war unangenehm, aber es war das erste Mal, ich mein, beim zweiten Mal hat’s mir nichts mehr ausgemacht. Ist schon ein wenig komisch, wenn man sich da hinlegt und der tatscht an einem rum, aber – kann man sich gewöhnen.“ Über Rationalisierungen lässt sich die peinliche Situation zwar entschärfen. „Ich hab gewusst, für ihn ist das ganz normal und er denkt sich da überhaupt nichts dabei.“ Trotzdem steht für die meisten Jungen mit der Erfahrung einer „intimen“ Untersuchung das Kritische solcher Situationen fest.

### 3.2.5 UMGANG MIT SCHAM IN DEN INTERVIEWS

Am Ende der Interviews stellten wir die Frage, ob denn während des Interviews etwas unangenehm oder peinlich war. Viele der Befragten verneinten das. Bei einigen von ihnen stand diese Äußerung im Gegensatz zur Wahrnehmung des jeweiligen Interviewers. Manche Jungen zeigten ein bestimmtes sprachliches Vermeidungsverhalten, wenn ihnen eine Frage zu weit ging, z.B. „weiß nicht“, „fällt mir nix ein“, „ist doch egal“. Scham ließ sich aber auch hinter der Verbalisierung lokalisieren, z.B. als körperliche Unruhe und Nervosität. Mehrere Jungen liefen rot an, wenn über Sex und Aufklärung geredet wurde; trotzdem antworteten sie relativ offen. Diese Widersprüche zwischen innerer Verfassung und äußerem Habitus lassen sich nach zwei Richtungen erklären – als moralischer Druck, möglichst offen reden zu können, und aus der unmittelbaren Erfahrung heraus, dass es tatsächlich guttut zu reden und sich auszusprechen, wie einige Jungen auch hinterher bestätigten.

*Manche Jungen  
empfinden  
moralischen Druck,  
es kann aber auch  
hilfreich sein, offen  
über Sex zu reden.*

Jungen, die zu erkennen gaben, dass für sie peinliche Momente im Interview enthalten waren, bemühten sich teilweise, den Eindruck

zu relativieren, dass es für sie besonders oder durchgehend beschämend war. Während die Älteren bei dieser Abschlussfrage nochmals ihre Souveränität demonstrierten, war mit dem Interview und seiner Thematik vor allem für jüngere Jungen die Peinlichkeitsgrenze erreicht. Für sie war es teilweise schwierig, die entsprechenden Begriffe zu verwenden („Das, das mit dem Sexualdings da.“). Für ältere Jungen wurde es dann peinlich, wenn bei Andeutungen nachgefragt wurde, wenn sie sich mit irgendwelchen Besonderheiten zu erkennen gaben – z.B. zu Beratungszwecken bei der Telefonauskunft anrufen – oder wenn sie sich (unfreiwillig) geoutet hatten, z.B. in Bezug auf Pornokonsum. Auch das Gespräch über persönliche Beschwerden im Geschlechtsbereich wurde als peinlich empfunden.

*Für jüngere Jungen war mit dem Interview die Peinlichkeitsgrenze erreicht.*

Auch bei den Straßeninterviews wurde abschließend nach unangenehm oder peinlichen Empfindungen gefragt. Hier gaben zunächst alle Befragten an, dass es für sie grundsätzlich okay war, die Fragen zu beantworten, und dass es nicht unangenehm war. Aber auch hier gibt es wieder einige Aussagen, die diese „Selbstverständlichkeit“ relativieren. Die eher kognitive Orientierung etwa war noch verträglich, Fragen nach der eigenen Betroffenheit dagegen wären eine Grenzverletzung. Mehrere Befragte sagen zwar einerseits, dass es für sie kein Problem war, geben aber doch zu erkennen, dass es für sie eine sehr ungewöhnliche Situation war. Dabei braucht es wieder einmal die Abgrenzung von anderen, um die eigene Bewältigungsleistung herauszustellen. Normalität als Norm zeigt sich insbesondere in der Erwartung, als Junge, der man ist, die eigene Peinlichkeit zu bewältigen. „(Pause) Nein eigentlich nicht (Pause) eigentlich schon, aber eigentlich nicht, also für’n Jungen nicht, (Pause) für’n Jungen nicht, sag ich so.“

*Die Befragten der Straßeninterviews empfanden keine peinlichen Situationen.*

3

## GRENZEN UND SCHAMMECHANISMUS

Insgesamt kommt in den Interviews die Körperscham gut zum Vorschein, während die soziale Scham eher verborgen bleibt bzw. vermittelt angesprochen wird (ein Freund ist jemand, der sich nicht über mich lustig macht = einer, der mich nicht beschämt). Vermutlich lag dieser Akzent sowohl in der Anlage der Untersuchung als auch am untersuchten Themenbereich, bei dem sich vieles eben auch um Körper und Körperlichkeit drehte.

*Körperscham wird sichtbar, während die soziale Scham eher verborgen bleibt.*

Beim Thema Scham ist auffällig, dass die Jungen implizit eine Moral der vergangenen 30 Jahre reproduzieren, die vorschreibt, dass man sich nicht schämen braucht oder soll. Es „ist doch nichts dabei“, wenn



man sich z.B. beim Umziehen voreinander nackt zeigen muss. Verdeckt wird von diesem moralischen Anspruch aber die Wichtigkeit für Scham und Peinlichkeit als Grenzthema der Jungen. Besonders bei den Straßeninterviews wurde deutlich, dass eine Befragung zu Phimose, Verhütung, Erektion an den Peinlichkeitsbereich kommt, dass nicht auf Anhieb locker darüber geredet werden kann. Dennoch betonten viele der Befragten: nein, es war okay, kein Problem. Auch in Hinblick auf die anderen Interviews fällt hier eine Art „Spagat im Kopf“ auf: eigentlich weiß doch jeder (kognitiv), dass man heute – als aufgeklärter Mensch – über „alles“ reden kann; und nun ist es aber aktuell und erfahrbar in der Befragungssituation selbst dann eben doch peinlich. Scham hat hier eine soziale Funktion der Vermittlung nach innen und außen: Scham signalisiert eine Grenze.

*Nach innen verfügen die Jungen über einen „Schammechanismus“. Nach außen wird die Grenze körpersprachlich und sprachlich markiert.*

Diese Grenze verläuft individuell und sozial unterschiedlich (vor allem altersspezifisch, aber auch in Bezug auf Schicht, Nation, Ethnien oder Religionen). Sie wirkt gleichermaßen nach „innen“ und nach „außen“. Nach innen wurde ein „Schammechanismus“ erkennbar: Sobald die Jungen „Anflüge“ von Scham wahrnehmen, nehmen sie eine Grenzsetzung vor oder verlassen das heikle Gebiet, um sich nicht (also nicht „richtig“ oder „nicht noch mehr“) schämen zu müssen. Nach außen wird die Grenze vor allem körpersprachlich (wegsehen, erröten), aber auch sprachlich markiert. In den Interviews haben die Interviewer oft Scham bei den Jungen wahrgenommen und fast reflexhaft darauf reagiert. Sie wollten an diesen Stellen nicht „weiterbohren“ oder „zu tief“ in die Thematik einsteigen. Der „Schammechanismus“ wirkt also auch interaktiv. Dies trägt zur Bewältigung der Scham bei, indem sich die Jungen schützen und die Scham gleichzeitig negieren oder zumindest relativieren. Damit funktioniert der Schammechanismus, und die Aussage der Jungen, dass nichts peinlich war und sie sich nicht geschämt haben, hat für sie ihre Richtigkeit. Die Interviewer haben ihrerseits nicht insistiert und Themenwechsel vorgenommen, sobald sie gespürt haben, dass die Jungen an bestimmten Stellen nicht tiefer gehen wollten (was bei den Interviewern bisweilen auch ein schlechtes Gewissen ihren Auftraggebern gegenüber verursacht hat). Alle Interviewer berichteten in den Auswertungen von solchen Erfahrungen während der Interviews: dass die Peinlichkeit gewissermaßen auf sie übertragen, von ihnen wahrgenommen wurde, ohne dass sie sie ansprachen; darin sehen wir in erster Linie die Rolle der Erwachsenen beschrieben. Die Haltung der Interviewer zu den Jungen veränderte sich dann durch die Thematisierung der Scham: stand zuerst das „Entlarven“ der Jungen im Vordergrund – sie sagen, sie schämen sich nicht, schämen sich aber doch ganz offensichtlich –, veränderte sich die Wahrnehmung hin zu einer



eher selbstverständlichen Tatsache, dass es diese Grenzen eben gibt und dass sie zu respektieren sind.

Dieses Herausarbeiten der Bedeutung von Scham kann also nicht als Auftrag an die Jungen verstanden werden, sie müssten sich „noch besser schämen“. Die Jungen brauchen es nicht benennen oder „zugeben“, wenn und dass sie sich schämen (dies kann im Gegenteil bereits eine Beschämung darstellen). Scham wird nicht dadurch qualifiziert, dass Jungen sie zugeben können, sondern dadurch, dass die soziale Funktion der Scham zum Tragen kommt, dass also der beschriebene Schammechanismus interaktiv funktioniert. Für ihren Umgang mit sich und mit anderen könnte es für die Jungen hilfreich sein, die Schutzfunktion von Scham und die Schammechanismen zu verstehen. Dies zu vermitteln, kann nicht affirmativ im Sinn einer „natürlichen“ Scham gemeint sein, sondern personenbezogen und individuell differenziert.

*Die soziale Funktion von Scham zeigt sich in ihrer Interaktivität.*

Die Bedeutung der Scham beinhaltet in ihrer sexualpädagogischen Relevanz den Auftrag, Erwachsene für Scham und Peinlichkeit bei den Jungen zu sensibilisieren und einen Auftrag an die Erwachsenen, Scham zu respektieren. Gerade die Elterngenerationen der jetzt Zehn- bis Zwanzigjährigen laufen Gefahr, ihrer eigenen Moral aufzusitzen: Für viele von ihnen darf es für die Jungen doch kein Problem sein, alles Intime schamlos zu kommunizieren; sie überfordern die Jungen mit diesem Anspruch, sind nicht selten unzufrieden mit der beschränkten Intimität zwischen ihnen und den Jungen und werten sie vielleicht auch deshalb ab (etwa, indem sie die Jungen als „cool“ oder „distanziert“ bezeichnen).

*Die Elterngenerationen der jetzt Zehn- bis Zwanzigjährigen laufen Gefahr, ihrer eigenen Moral aufzusitzen.*

## **3.3 VORBILDER, VÄTER, GENERATIONENVERHÄLTNISSE**

### **3.3.1 VORBILDER**

Aus der Auswertung der Schlüsselpersoneninterviews wurde abgeleitet, dass die Frage nach den „Vorbildern“ der Jungen Aufschlüsse über Orientierungsfiguren und Generationenbeziehungen geben könnten. Bereits bei den Interviews selbst, dann auch bei der Auswertung des Antwortbereichs „Vorbilder“ waren wir überrascht, wie wenig die Antworten unseren Erwartungen im Hinblick auf Vorbil-

3

*Vorbildcharakter  
haben meist nur Teil-  
aspekte von Personen.*

der entsprachen. Insgesamt zeigt sich dabei: Die Jungen haben zwar ihre Stars und Idole (vor allem die jüngeren), sie wirken insgesamt aber arm an Vorbildern. Die Jungen sprechen oft nicht von „Vorbildern“, sondern eher von „Lieblings-...“ (Stars, Fußballer). Die Vorbilder erscheinen deutlich funktional segmentiert. Die Personen als Ganzes werden nicht zum Vorbild, sondern einzelne Eigenschaften: „Vorbild – ich denke halt bei manchen Leuten irgendwie, die Eigenschaften will ich haben.“ Aber das sind dann meistens mehr Einheiten. Diese werden dann wieder in Aspekte-Bilder zusammengesetzt: „Das (verschiedene Aspekte verschiedener Leute) würfelt sich zusammen.“ Für diese Segmentierung gibt es mehrere Gründe:

*Ein Vorbild zu  
haben, bedeutet  
Statusabwertung.*

- Zum einen dürfte mit der Akzeptanz eines Vorbilds eine Statusabwertung verbunden sein (das Vorbild ist besser als ich). In den Antworten finden sich mehrfach Bemerkungen wie „Ich habe kein Vorbild“, „Ich brauche kein Vorbild“, „Ich schöpfe aus mir selbst“ bis hin zu der Einstellung (die allerdings im Ausnahmehereich liegt): „Ich selbst habe kein Vorbild, aber wenn ich jemandem als Vorbild dienen kann, stehe ich gerne zur Verfügung.“ Für die Annahme der Statusabwertung spricht auch, dass die Aussage „Kein Vorbild“ auffallend oft in den „Jungen-fragen-Jungen“-Interviews genannt wird. Im Interviewkontext werten wir diese Aussagen als Betonung des Eigenen im Sinne einer Generationenabgrenzung, des Selbst und der Selbstdarstellung als „kompetent“. Kritisch betrachtet kann angenommen werden, dass sich mit der Demontage der Vorbildfunktion Erwachsener möglicherweise partiell auch eine „generative Selbstüberschätzung“ der Jungen mit der Negation von Generationenbeziehung verbindet (wir sind auf die ältere Generation überhaupt nicht angewiesen, haben mit ihr quasi nichts zu tun).

*Jungen brauchen  
die Vielfalt von  
Vorbildsegmenten.*

- Zum zweiten scheinen sich Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen sehr markant niederzuschlagen. Eine einzelne Vorbildfigur kann die geforderte und gelebte soziale Vielfalt mit den damit verbundenen erforderlichen Eigenschaften gar nicht mehr repräsentieren; deshalb braucht die Lebenslage der Jungen auch eine Vielfalt von Vorbildsegmenten.

*Mehrdimensionalität  
schafft Sehnsucht nach  
Eindimensionalität.*

- Und gleichzeitig zeigt sich hier zum dritten pointiert das Phänomen der „vaterlosen Gesellschaft“ (Mitscherlich). Denn vermutlich haben ja auch Erwachsene immer weniger „ihre“, „die eine“ Identifikationsfigur, wie z.B. in der Politik. Dabei wird aber ein Effekt erkennbar, der durchaus positiv zu bewerten ist: Vorbilder wurden demokratisiert, indem sie segmentiert und demontiert

wurden. Für einen Teil der Jungen ist damit jedoch eine schwierige Bewältigungsaufgabe verbunden: Durch die Mehrdimensionalität wächst vermutlich die Sehnsucht nach dem Eindimensionalen auch in Bezug auf konkrete Personen (Führersehnsucht bei den Jungen, eigene Führerfantasien bei den Erwachsenen).

Aber schon der Begriff „Vorbild“ erwies sich oft als in der heutigen Zeit nicht mehr besonders tragfähig. Viele Jungen konnten mit der Frage nach „Vorbildern“ nichts oder nur wenig anfangen. Im Hinblick auf Körperlichkeit, Gesundheit oder Sexualaufklärung war diese Fragedimension deshalb wenig ertragreich, auch weil die Vorbilder nur wenig kommunizierbar sind und letztlich nur eine dünne Interpretationsfläche abgeben. Die Orientierungsfunktionen scheinen jedenfalls heute nicht (mehr) bzw. immer weniger reduzierbar auf eine Person oder „Figur“. Kaum ein Junge wirkt so, als ob er während des Interviews sein Größenselbst in Zusammenhang mit einer vorbildlichen Person brächte. Allerdings lassen sich Projektionen mit dieser Untersuchungsmethode und dem eher pädagogisch orientierten Forschungsansatz kaum fassen. Die wirkliche Bedeutung von Vorbildern oder auch der Vorbildsegmente für einige Jungen liegt womöglich stärker im vorsprachlichen Bereich: Es geht dabei um etwas Emotionales, Diffuses, vielleicht sogar Mythisches, was üblicherweise nicht reflektiert werden braucht; für eine Erschließung dieser Ebene müsste sehr stark gedeutet werden, was die Aussagekraft schmälern würde. Eine Untersuchung dieser (möglicherweise gar nicht so stark wirksamen) vorbildbezogenen Tiefendimensionen muss deshalb einer späteren Studie vorbehalten bleiben. Der Ertrag unserer Untersuchung lag dagegen eher im bewusst zugänglichen Bereich.

*Viele Jungen  
können mit der Frage  
nach „Vorbildern“  
nichts oder nur  
wenig anfangen.*

## **VORBILDSEGMENTE UND -FACETTEN**

Den Jungen selbst geht es im Zusammenhang mit Vorbildern viel mehr um einzelne und unterschiedliche Segmente oder Facetten. Hier erhalten mediale Vorbilder ihre Bedeutung. Die einzelnen Facetten können sie oft weder reflektieren noch benennen: Bei einem Sportler finden die Jungen gut, dass er Erfolg hat; bei ihrem Lieblingsfußballer, dass er leistungsfähig ist; bei den Musikern den Musikstil oder die Darstellung (z.B. „die Lieder und wie er tanzt“); ein Schauspieler gefällt ihnen, weil er gut aussieht oder einen schönen Körper hat usw. Die Person selbst ist unbekannt, oft auch uninteressant – die Jungen finden sie gut, weil sie etwas bringt, etwas gemacht hat. Richtig interessant wird die Person nur manchmal und erst dann,

*Vorbilder müssen  
mehrere Positiv-  
zuschreibungen  
erfüllen.*

wenn sie mehrere Positivzuschreibungen erfüllt: Nicht nur Fußballer, sondern auch noch im „richtigen Verein“, nicht nur Schauspieler, sondern auch noch das passende Genre oder den entsprechenden Körper. Einzelne Idole sind lediglich Vorbild für eine begrenzte Funktion (gut Fußball spielen können), nicht aber „als Ganzes“. In dieser Funktion, Darstellung oder Rolle müssen die Vorbilder stringent authentisch dargestellt sein und den Authentizitäts-Erwartungen der Jungen am besten vollkommen entsprechen. Denn Abweichungen davon führen zu Irritationen.

Vereinzelt wird deutlich, dass „erfolgreich sein“ im Sinne von „berühmt sein“ wichtig ist, um als Vorbild zu taugen. Das allein reicht aber noch nicht aus. Neben der Zuschreibung, ein guter Fußballer, Schauspieler, Sportler oder Musiker zu sein (Frauen werden als Vorbilder nicht genannt!), spielen menschliche Qualitäten ebenfalls eine Rolle. Jürgen Klinsmann kann für den einen kein Vorbild sein, weil er „zu egoistisch“ sei, während er gerade für den anderen auch deshalb zum Idol aufsteigt, weil er nicht nur als Sportler erfolgreich ist, sondern „auch ein vernünftiger Mann ist“ sowie sich im Interview als „witzig“ zu erkennen gibt, im Sinne von locker und cool. Ansonsten liegen die erwähnten Merkmale innerhalb einer spartenüblichen Erfolgsstreuung. Eine Ausnahme, die dabei sehr aus diesem Rahmen fällt, ist ein Junge, der angibt, keine Vorbilder zu haben, dann auf genaueres Nachfragen nach bestimmten Teil-Vorbildern erwähnt: „Nö – nur wenn welche sich einsetzen im sozialen Bereich.“ Interessant ist im Zusammenhang mit solchen Charaktermerkmalen, dass „witzig“ zu sein einige Male auch als spezifisch männliche Eigenschaft bezeichnet wird.

*Am häufigsten  
werden im  
Durchschnitt  
Sportler als  
Vorbild genannt.*

Wenn die Befragten die Namen von Personen, die sie „gut finden“, angeben, erwähnen sie auf Nachfrage, warum gerade diese Person gewählt wurde, häufig bestimmte Zuschreibungen, eben Fragmente, die erklären sollen, was sie an der genannten Person interessiert. Vereinzelt wird von den Jungen benannt, dass die Vorbilder oder das Vorbild schon etwas können muss bzw. kann, was man selber gerne können würde oder wie man selber gerne wäre. Am häufigsten werden im Durchschnitt Sportler als Vorbild(segment) benannt. Deshalb handelt es sich sehr häufig um sportliche Leistungen, die die Jungen gerne selber erringen würden oder um bestimmte Einstellungen oder Charaktereigenschaften.

Erstaunlich selten werden als Vorbild der Vater oder gar die Eltern genannt. Der Vater wird nur einmal – eine klare Ausnahme – als Vorbild bezeichnet, allerdings nicht „als Mann“, sondern vielmehr als

Charakter. Eindeutig abgelehnt als Vorbild wird der Vater ebenso nur ein einziges Mal. Auch hier ist es in erster Linie nicht sein Auftreten als Mann, das in abwertet, sondern sein Verhalten Frauen gegenüber. Ein Bruder oder ein Cousin wird ebenfalls als Vorbild erwähnt, allerdings genauso selten.

*Die Eltern sind als Vorbild nicht geeignet.*

Die überwiegende Zahl der von den Jungen benannten Vorbilder sind „mediale“ Vorbilder, die sie nicht aus persönlichen Zusammenhängen kennen. Dieses Untersuchungsergebnis verweist – wie auf der anderen Seite auch das Phänomen der Sehnsucht nach Anerkennung durch Erwachsene – auf einen deutlichen Generationenbruch bzw. auf einen starken Gleichaltrigenbezug. Hier scheint analog zum persönlichen auch ein gruppenbezogenes Authentizitätsgebot wirksam zu sein. Starke oder bedeutsame intergenerative Beziehungen wurden lediglich in ihrer Funktionalität erkennbar (Versorgungsfunktion, Projektionsfläche zur Abgrenzung).

*„Mediale“ Vorbilder werden bevorzugt.*

Weil die Vorbilder der Jungen ganz überwiegend mediale Vorbilder sind, erhalten sie einen spezifischen Charakter. Dieser ist bestimmt durch eine hohe Flüchtigkeit und – damit zusammenhängend – eine geringe(re) Identifikations- und Bindungsintensität an diese Vorbilder. Durch den beschleunigten Wandel und den Innovationsdruck der Medien werden die Stars sehr flüchtig. Während z.B. vor wenigen Jahren im Bereich Fußball noch Diego Maradonna hoch angesehen war, spricht (außer über seine Skandale) heute kaum noch jemand von ihm. Ähnlich geht es aktuellen Größen. Deshalb wird es auch nicht besonders sinnvoll sein, sich „mit Leib und Seele“ auf eine populäre Figur zu konzentrieren, weil bereits absehbar ist, dass diese nach kurzer Zeit wieder überholt sein wird. Der Charakter medialer Vorbilder wird darüber hinaus durch einen „Verfremdungseffekt“ durch Medien festgelegt: Das, was von den Personen wahrgenommen wird, ist ja nur das, was bereits durch Medien gefiltert und reduziert dargestellt wird. Die Jungen wissen oder spüren, dass dies zwar ausgesprochen „authentisch“ ist, aber ansonsten nicht „wirklich“. Deshalb ist es gar nicht möglich, einer Person nachzueifern, weil es diese nicht gibt. Manche Jungen wollen irgendwann so sein, wie das Segment, das die Person repräsentiert und mit der sie sich partiell identifizieren. Gerade die oft einseitige Leistungsfähigkeit wird aber bisweilen auch gezielt abgewertet, indem etwa die Kategorie „schöner Körper, viele Muskeln“ mit geringer Intelligenz in Zusammenhang gebracht wird und die eigene kognitive Stärke herangezogen wird, um eigene körperliche Mängel auszubalancieren.

3

## ALTERSUNTERSCHIEDE

*Jüngere Jungen nehmen Vorbilder in Ausübung ihrer Funktion an.*

Bei der Frage nach Vorbildern zeigen sich ganz deutliche Altersunterschiede. Für einen Teil der jüngeren Jungen haben Stars und Idole durchaus eine Bedeutung, vermutlich werden sie funktionsbezogen ausgewählt (in ihren Segment-Eigenschaften) und dienen lediglich darin auch als Ansporn, vor allem im Sport. Allgemein nehmen die jüngeren Jungen ihre Vorbilder (Idole) nicht „als Mann“ und nicht „als Person“ wahr, sondern in Ausübung ihrer Funktion, „als Fußballer“, „Popmusiker“, „Rapper“, „Star“ usw. Sie können nicht beschreiben, was ihn „als Mann“ ausmacht, ihm zugeschriebene Fähigkeiten oder Eigenschaften oft nur ganz beschränkt benennen (ihren Vater z.B. können sie dagegen bisweilen besser auch als Person charakterisieren). In der Tendenz haben eher die jüngeren Jungen Fußballstars als Vorbilder angegeben: Alle Befragten, die als Vorbilder und Idole Fußballstars oder -vereine nennen, sind zwischen acht und dreizehn Jahre alt. Dabei blieb oftmals im Unklaren, was das Vorbild ausmacht. Genannt werden pauschale Gründe wie „der kann gut Fußball spielen und der spielt halt in meiner Lieblingsmannschaft“.

*Ältere Jungen lehnen Vorbilder ab.*

Ältere Jungen müssen oft lange überlegen und antworten dann: „Ich habe kein Vorbild“, andere reagieren sehr schnell und fast schon aggressiv auf die Frage, oft verbunden mit Aussagen wie „das habe ich nicht nötig“. Diejenigen, die für sich behaupten, keine Vorbilder zu haben, oder sogar selber eher als Vorbild zu fungieren, sind im mittleren oder oberen Alterssegment angesiedelt (zwischen 14 und 19 Jahren). Sie nennen dann eher abstraktere Werte, „dass man eine gute Gang ist“, aber keine Person. Erst wenn dann nachgefragt wird – Sport oder Musik –, kommt zu einzelnen Personen: „Ja, den finde ich ganz gut“. Aber dieses Gut-Finden ist nicht dominant. Die Kategorie „Vorbild“ verschwindet mit zunehmender Ausdifferenzierung der Persönlichkeit: Bei Älteren (vor allem) ist das Vorbildliche noch weniger auf eine oder wenige Personen projizierbar. Sie finden schon den einen oder anderen toll, aber: der Schauspieler X. sieht gut aus, der Fußballer Y. schießt viele Tore, der Unternehmer Z. hat eine tolle Karriere gemacht, der Musiker P. macht gute Musik usw. Bei Jüngeren ist die Personifizierung noch greifbarer. Nur in einem Fall wird eine regelrechte Annäherung und Aneignung eines Vorbildes beschrieben, durch die Auseinandersetzung mit Texten einer Musikgruppe und mit dem Effekt einer eindeutigen Identifizierung, die weit über die Musik hinausgeht.

## KÖRPER UND VORBILD

Bei Schauspielern ist es oft „der Körper“, das Aussehen oder aber das Genre, in dem sie auftreten, wie z.B. Actionfilme, Komödien. Action oder Gewaltfilme werden nur bezogen auf das Medium „Film“ überdurchschnittlich oft genannt. Es ist aber durchaus nicht so, dass alle befragten Jugendlichen solche Filme bevorzugen. Im Gegenteil lässt sich deutlich erkennen, dass es sich bei den Konsumenten dieser Filme eher um unterprivilegierte Jungen handelt (Hauptschulabschluss, arbeitslos, überdurchschnittlich viele Jugendliche aus Migrantenfamilien). Die „segmentierte Identifikation“ mit körper, aggressions- oder überlegenheitsbetonten Medienfiguren weist – so unsere Interpretation – demnach auf eigene reale Abwertungserfahrungen hin. Sie ist besonders eine Bewältigungsform von Jungen mit solchen Erfahrungen und korreliert mit einer auch aggressiven Form von Körperlichkeit (Schutzbedürfnis, Schlägereien; vgl. den Abschnitt „Schlägerei und Körperkampf“ in Kapitel 3.4).

Nur einmal identifiziert sich ein Junge mit seinem Vorbild aufgrund körperlicher Parallelen. Hier dient das Vorbild (Thomas Hässler) zur eigenen Beruhigung: trotz des „Handicaps“, klein zu sein, kann man ganz nach oben kommen. Ansonsten wird bei den Vorbildern der ganze „Körper“, das Segment „Kraft“, das Aussehen, Haare und Gesicht oder auch die Körperbeherrschung als vorbildwürdig erachtet.

Wir können die Vorbildproblematik verdichten und zusammenfassen: Das Authentizitätsgebot verlangt von den Jungen zwar Orientierungsbereiche, wo sie sich bedienen und ihre Identität anreichern können. Das Annehmen von Vorbildern, vor allem von „wirklichen“ Vorbildern aus dem persönlichen Umfeld, würde die Jungen selbst latent abwerten. In der Clique würde der Gleichheitsgrundsatz (die Betonung: „alle sind gleich“) durch das Hervorheben eines Vorbilds durchbrochen; außerdem lassen Konkurrenzen die Aufwertung Einzelner als Vorbilder nicht zu. Generationenabgrenzung und fehlende intergenerative Bezüge bei den Jungen führen wie die intergenerative Abwertung von der Erwachsenenseite dazu, dass es kaum noch „lebendige“ erwachsene Vorbilder geben kann. Deshalb kann es paradoxerweise authentische Vorbilder nur in den Medien geben, die dort aber – wegen der Reduktion in den Medien – nur noch als authentische Vorbildfragmente vermittelt werden können. Dabei gibt es wichtige Hinweise darauf, dass diese Segmente wie auch die ganze Vorbildproblematik vor allem mit dem Mannsein und mit dem Mannwerden zusammenhängen: Die benannten Vorbilder waren aus-

*Der Körper spielt  
als Segment im  
Vorbildbereich eine  
durchschnittliche  
Rolle.*

*Infolge des  
Gleichheitsgrundsatzes  
gibt es keine  
Vorbilder in den  
Cliquen.*

3



schließlich Männer. Und dort, wo traditionelle Männlichkeitsvorstellungen am stärksten präsent sind und gleichermaßen stark bedroht (unterprivilegierte, abgewertete Jungen), zeigt sich ein deutlicher Rückgriff auf mediale Männlichkeitsbilder mit deutlich traditionellem Charakter (Körper, Härte, Aggression, Gewalt) und daraus ableitbar einem hohen (Selbst-)Schutzbedürfnis bei den Jungen.

### 3.3.2 VATER UND VATERBEZIEHUNG

*Die Vater-Sohn-Beziehung zeigt sich vielfach gebrochen diffus.*

Der hohe Stellenwert der Vater-Sohn-Beziehung lässt sich in unserer Untersuchung weniger darin belegen, dass die Jungen über spekulative Abgrenzungskonflikte berichten. Vielmehr zeichnet sich ein vielfach gebrochenes und damit eher diffuses Bild ab, das aber durch die Menge der Aussagen der Jungen über ihre Väter bzw. ihre Vater-Sohn-Beziehung besonders gewichtet wird. Auf der durch die Untersuchungsmethoden zugänglichen Ebene wirkt die Beziehung der Jungen zur Mutter viel geklärt, das Schlüsselwort „eigentlich“ wird in Bezug auf die Mutter nur ganz selten verwendet. Sehr oft wird die Beziehung zur Mutter nur mit „gut“ oder „sehr gut“ bezeichnet, ohne dies im Folgenden einzuschränken oder zu relativieren.

Die Aussagen der Jungen über ihre Väter und ihre Einschätzung der Beziehung zu ihrem Vater sind ausgesprochen heterogen. Sie liegen innerhalb einer großen Bandbreite, angefangen von durchweg positiven Aussagen über den Vater bis zu Berichten über gewalttätige, alkoholabhängige oder die Jungen ablehnende Väter. So können wir weder die These von den generell „abwesenden“ Vätern belegen, noch lassen sich Bilder entwerfen, die Väter oder Vaterbeziehungen durchgängig positiv oder negativ darstellen. Bei den Vätern gibt es gewissermaßen alles Mögliche, es waren keine eindeutigen Polarisierungen erkennbar. An einigen Einzelbeispielen wurde aber deutlich, dass eine gute Vaterbeziehung in der Kindheit auch gute Voraussetzungen für eine gelungene Ablösung in der Jugendphase verspricht, daß also die Beziehung zum Vater eine Ressource (allerdings von mehreren möglichen) darstellt. Ebenso fanden sich Einzelbeispiele, die belegen, dass gewalttätige, verletzende oder alkoholabhängige Väter das Leben der Jungen stark negativ beeinträchtigen können.

Auch bei der Frage nach der Qualität der Beziehung zum Vater zeigte sich, dass hier die Jungen unterschiedliche Strebungen vermitteln müssen und dies – wie auch an anderen Stellen unserer Untersuchung – auch über die Bewältigungsform des „Balancehaltens“ versuchen.



Die häufige Verwendung des Worts „eigentlich“ ist dafür ein wichtiger Indikator (es zeigte sich, dass das Wort „eigentlich“ in diesem Bereich unserer Untersuchung am häufigsten verwendet wurde). Es ist anzunehmen, dass die Jungen in Bezug auf ihren Vater sehr viel zu vermitteln, zu balancieren haben. Viele Jungen äußern zwar über ihren Vater, dass sie mit ihm „eigentlich ganz zufrieden“ sind. Dies bezieht sich auf den Ablösungsprozess in der Pubertät. Hinter dem balancierenden „eigentlich“ steckt für die Jungen oft aber auch das ganz feinsinnige Vermitteln zwischen der Realität oder dem Rationalen und andererseits dem Möglichen, aber auch dem Emotionalen, der Trauer darüber, dass das Mögliche nicht oder zu wenig eintritt oder – wegen der Ablösung von der Herkunftsfamilie – auch nicht mehr eintritt, vielleicht ist im Gefühl einiger Jungen etwas „unwiderruflich zu Ende“.

Mit dem Vater „gut auskommen“ heißt bei einem Teil der Jungen, eine recht hohe Distanz zu wahren und keine Gemeinsamkeiten zu haben – aber dafür auch keinen Streit und keine Konflikte. Über diese berichten die Jungen zwar gelegentlich, auch dass Konflikte mit dem Vater „aus heiterem Himmel“ auftreten oder dass es öfter Streit mit ihm gibt. Offenbar zermürbende Dauerstreitigkeiten werden von einem Jungen zunächst als „ein bisschen Ärger mit Stiefvater“ heruntergespielt, obwohl dieses „bisschen Ärger“ dann dazu geführt hat, dass er in ein Internat kam, erst später im Interview kommt der Junge auf den Punkt, indem er sagt: „Wir haben uns gehasst“. Insgesamt aber scheinen diese Konflikte und Streitigkeiten nur in eher seltenen Ausnahmen eskalierend zu sein.

Ein Teil der Jungen bezeichnet die Beziehung zu den jeweiligen Vätern durchweg als „gut“. Der Vater sei „in Ordnung“; „Ich könnte mir keinen besseren Vater vorstellen“; der Vater sei ein „charakterliches Vorbild“ für den Jungen. Dies sind vor allem diejenigen Jungen, denen spontan Aktivitäten einfallen, die sie mit ihrem Vater unternehmen oder früher, d.h. vor der Pubertät, regelmäßig unternommen haben. Die positive Qualität der Beziehung vermittelt sich in der Art, wie diese Jungen von ihren Vätern berichten und auch über die Inhalte. So kommen viele Jungen zu dem Fazit, dass die Beziehung „einfach gut“ ist oder bezeichnen ihren Vater als „lieb, gut, einfach nett“, als „kameradschaftlich“ oder auch „väterlich“, im Idealfall spüren sie die Unterstützung ihres Vaters oder wissen, dass ihr Vater stolz auf sie ist. Bisweilen spielen eher funktionale Kriterien eine Rolle, vor allem finanzieller Art, dass der Vater ihnen Geld gibt: „Mit Geldproblemen geh’ ich zu meinem Vater“ oder in Bezug auf das Gestatten von Freiheiten (Wegbleiben). Als häufigstes Merkmal für

*Die Jungen haben  
in Bezug auf ihre  
Väter sehr viel  
zu balancieren.*

*Generationskonflikte  
mit dem Vater  
präsentieren sich  
als weitgehend  
entschärft.*

3

*Eine gute Vater-Sohn-Beziehung zeichnet sich durch gemeinsame Aktivitäten aus.*

eine gute Beziehung zählen für die Jungen insbesondere gemeinsame Aktivitäten. Hier werden vor allem Sport oder sportähnliche Aktivitäten genannt, die in der Menge der Aufzählungen insgesamt ein starkes Übergewicht bekommen und einen einseitigen Eindruck des Aktivitätsspektrums zwischen Vätern und Söhnen allgemein hinterlassen. Es finden sich aber auch zahlreiche Hinweise auf Beziehungsqualitäten, wie etwa „keine Geheimnisse vor ihm zu haben“, dass er den Jungen unterstützt oder ihm hilft, oder sich „nicht vor ihm zu schämen“. Einige betonen ausdrücklich seine Qualitäten jenseits von väterlicher Autorität („dass er gar nicht streng ist“). Sehr oft wird bei diesen Jungen mit einer guten Vaterbeziehung von Aktivitäten berichtet, bei denen sie mit dem Vater alleine waren bzw. sind oder wo sie ihren Vater ganz für sich haben oder über Aktivitäten, bei denen der Vater seinen Respekt gegenüber dem Jungen zum Ausdruck gebracht hat, indem er ihn z.B. etwas alleine machen ließ und nur beratend zur Seite stand. Am intensivsten wirkt oft in den Interviews die Beziehung zum Vater da, wo den Jungen mehrere positiv erlebte Seiten ihres Vaters präsent sind.

Nur in Ausnahmen führen Jungen positiv oder neutral bewertend Eigenschaften an, die auf väterliche Autorität (im engeren Sinne) hindeuten: „Mein Vater ist eine Respektsperson für mich.“ Mehrere Jungen stellen dagegen offen oder implizit fest, ihr Vater weiche von den gängigen autoritären Väterlichkeitsideologien ab, ihr Vater sei „nicht so wie andere Väter“ und betonen seine sozialen und fürsorglichen Anteile.

*Viele Jungen haben ein ambivalentes Verhältnis zu ihren Vätern.*

Mehrere Jungen sind in Bezug auf ihren Vater deutlich ambivalent: „Mit meinem Vater komm ich gut aus (...) Mit meinem Vater speziell, gut, es gibt manchmal Streiterei und so, aber so komm ich ganz gut mit ihm aus.“ Ambivalenzen hängen damit zusammen, dass die Jungen unterschiedlich bewertete Anteile bei ihrem Vater wahrnehmen. Ein Junge betont etwa bei den positiven Eigenschaften, der Vater sei „gerecht“, auf der anderen Seite vermittelt der Vater dem Jungen auch, „dass er nie recht habe“.

*Probleme mit dem Vater sind gekennzeichnet durch Gewalt und Alkohol.*

Bei einem – eher kleineren – Teil der Jungen ist die Beziehung zum Vater tendenziell oder ganz eindeutig als schlecht zu bezeichnen. Dies sind vor allem diejenigen Jungen, bei denen der Vater aufgrund massiver Konflikte (meistens in Zusammenhang mit körperlicher Gewalt und Alkohol) nicht mehr in der Familie lebt. Über sehr negative Vaterbeziehungen berichten aber auch (v.a. deutsche Unterschichts-)Jungen, bei denen der Vater in der Familie lebt und gewalttätig ist oder starke Suchtprobleme erkennbar sind: „Mit meinem

Vater komm ich schlecht aus, weil der betrunken ist.“ Hier stellt sich die Lebenslage der Jungen in einigen Fällen als hochproblematisch und bedrückend dar in einer Weise, wie sie uns in anderen Bereichen der Untersuchung nicht begegnet ist:

- B: Der (Vater) sagt immer, Mama, ich und mein Bruder, wir sind geisteskrank. (...)
- I: Sagst du es überhaupt jemand, dass du dich dann schlecht fühlst, wenn das dein Papa sagt?
- B: Nö. Nur dir.
- I: Gibt's was, wo du sagst, das war mein schönstes Erlebnis mit meinem Vater oder mit meiner Mutter.
- B: Ja.
- I: Erzähl mal.
- B: Von bis – von 5 bis 8 hatte ich also die schlimmsten Jahre.
- I: Wieso?
- B: Mein Vater war halt stockbesoffen und so weiter. Da hat er mit Bierflaschen rumgeworfen und so weiter. Ja. Und das andere will ich nicht erzählen.
- I: Und wie war das dann für dich, wenn er besoffen war? Hast du da Angst vor ihm gehabt?
- B: Ja. Da bin ich meistens gleich wieder raus.
- I: Wo bist du dann hingegangen?
- B: Auf den Spielplatz mit meinen Freunden.
- I: Und das ist jetzt anders? Ist das jetzt anders?
- B: Ja, wir sind umgezogen, sind umgezogen.
- I: Und kommt das jetzt auch nicht mehr so oft vor?
- B: Wir sehen ihn ja nimmer.

Aber auch andere Jungen, die mit dem Vater zusammenleben, können feststellen: „Ich versteh' mich mit meinem Vater so gut wie gar nicht.“ Einige Jungen berichten über eine räumliche Distanz zu ihrem Vater. Sie entsteht natürlich vor allem da, wo der Vater nicht in der Familie lebt oder wo er pendelt, weil sein Arbeitsplatz an einem weit entfernten Ort liegt. Distanz erleben die Jungen aber auch dort, wo die väterliche Abwesenheit selbstverständlich ist: „Mein Vater war eh' nie da.“ Manche der befragten Jungen sehen ihren Vater gar nicht (mehr), andere nur sehr selten. Diejenigen, bei denen noch Kontakt zum Vater besteht, bedauern dabei sehr oft, ihn nicht so häufig zu sehen oder leiden darunter, dass er so weit weg ist. Einige wenige Jungen beschreiben die Distanz zu ihrem Vater nicht räumlich, sondern emotional. Dies scheint für die Jungen deutlich problematischer zu sein, weil sie sich dabei eher persönlich abgelehnt fühlen: „Ich seh

*Negative Erfahrungen  
mit dem Vater*

3

das schon an seinem Gesicht (...), das will er nicht. Er mag das nicht.“ Die Abwesenheit der Väter wird von den meisten Jungen mehr oder weniger „hingenommen“, das möglicherweise Kränkende oder die Sehnsucht nach dem Vater wird kaum verbalisiert. Dennoch bleibt die Sehnsucht nach ihrem Vater bei einigen Jungen trotz ganz schlimmer Erlebnisse mit ihm – etwa im Zusammenhang mit Gewalt – bestehen.

Ein Rest des traditionellen Respekts oder der Ehrerbietung gegenüber dem Vater lässt sich dabei (ganz selten) noch aufspüren: Auf den Vater lässt man gewissermaßen nichts kommen: „Man muss einfach auch gegenüber Vater und Mutter ehrlich sein, oder was weiß ich, man muss sie mit Respekt behandeln.“ Viele Jungen versuchen auch, (sich) die Situation zu erklären: Der Vater ist eben weggezogen; er arbeitet woanders; er ist eben ein Workaholic oder er muss über die Berufsarbeit hinaus noch im Garten arbeiten.

Ein ähnlich heterogenes Bild zeichnet sich ab, wenn wir die Jungen nach den Schwächen ihrer Väter oder nach Problemen mit ihnen fragen. Die Bandbreite reicht hier von einigermaßen irrelevanten Eigenschaften, wie z.B. seine „Unsportlichkeit“, über partiell virulente Merkmale, z.B. den „Dickkopf“ des Vaters, der sich in Konflikten zeigt, bis hin zu seiner Gewalttätigkeit, der „Brutalität“ des Vaters. Jungen berichten von eher klassischen Konflikten mit Seiten der Väter im Generationenzusammenhang, etwa der Begrenzung jugendlicher Freiheit durch ihren Vater, dass er ihnen kein oder zu wenig Geld gibt oder über Einschränkung in der Berufswahl, der Vater sei streng oder schimpft zu viel. Oder sie erzählen von Beziehungsbeschränkungen, etwa aus Scham vor dem Vater. Ein anderer Junge beschreibt das Leben seines Vaters als sehr unattraktiv und „langweilig“, wieder ein anderer kritisiert seine frauenabwertende Haltung. Damit verschiebt sich die traditionelle Position zwischen Vater und Sohn genauso wie bei einem Jungen, der das schlechte Gesundheitsverhalten seines Vaters kommentiert und heftig kritisiert. Die Schwächen und ungeliebten Seiten ihrer Väter erscheinen sehr heterogen, fast beliebig.

## **VATER-BALANCE**

Insgesamt bekamen wir angesichts der großen Bandbreiten von positiven und negativen Beschreibungen den Eindruck, dass das Benannte bei einzelnen Jungen jeweils lediglich einen Ausschnitt darstellt. Vieles des Positiven wie Negativen schien in den Interviews fast zufällig, ist aber vermutlich bei jedem Jungen vorhanden und auf dieser

oder jener Seite breiter angelegt. Um dies näher zu erfassen, wäre eine gesonderte Vater-Sohn-Studie notwendig, die mehr Raum und mehr Stimulation in Richtung auf die Vaterbeziehung oder auf Eigenschaften des Vaters gibt.

Aber gerade der in den Interviews feststellbare Effekt der Uneindeutigkeit, die sich in den Interviews mit den Jungen in Bezug auf ihre Väter zeigt, spiegelt die mehrfach zwiespältige Situation wider, in der sich viele Jungen befinden. Diese Situation ist in einer wesentlichen Dimension in der Generationenablösung angelegt (traditioneller Vater-Sohn-Konflikt). Hier geht es für den Jungen darum, sich aus der früheren (relativen) Sicherheit in der Vaterbeziehung zu lösen und eigene Standpunkte einzunehmen; dieser Prozess hat etwas Befreiendes, bringt aber auch Verunsicherung und Trennungsgefühle mit sich. Durch Modernisierungseffekte erhält die Generationenablösung vom Vater eine neue Qualität: Indem die kulturelle Bindung an den Vater nicht mehr so stark ist, muss auch die Ablösung nicht mehr so heftig erfolgen. Die Väter sind in Bezug auf ihr Vatersein weitgehend freigesetzt, kulturell gleichförmige Muster des Vaterseins gibt es nicht: in unserer Studie zeigt sich dies in der Bandbreite von unbekannten Vätern bis hin zu stark emotional und räumlich präsenten, für die Jungen verfügbaren Vätern. Gleichzeitig ist es aufgrund der individualisierten Zersplitterung von Lebenslagen – die sich auch in unserer Untersuchung zeigt – kaum noch möglich, sich in der Generation der Gleichaltrigen zu vergewissern. Die Väter, die Beziehungen zu ihnen, ihre Nähe oder Ferne ist für eine Resonanz in der Gleichaltrigenkultur viel zu unterschiedlich. In dieser mehrfach zwiespältigen Situation wird es erklärbar, dass die Jungen sehr viel zu vermitteln haben. Weder für die Vermittlungspolaritäten noch für den Prozess des Vermittelns gibt es allerdings klare Begrifflichkeiten. Hinter der sehr häufigen Verwendung des Begriffs „eigentlich“ liegt deshalb vieles der unklaren modernisierten Vater-Sohn-Beziehung verborgen.

Nur ganz selten kann vor diesem Hintergrund erkennbar werden, wie ein gelungenes oder gelingendes Vater-Sohn-Verhältnis aussehen könnte, wie etwa in der folgenden Passage, in der sich der Ablösungsprozess positiv andeutet, weil die Vater-Sohn-Beziehung in der Kindheit „gesättigt“ war:

- I:     Habt ihr denn irgendwas Eigenes, was euch verbindet. Deinen Vater und dich, also irgendwelche Aktivitäten, einmal im Jahr in die Alpen oder was weiß ich was ...?
- B:     Nee, das war früher, früher war das noch so, wo ich noch ein

*Das Sichlösen  
aus der Vaterbeziehung  
hat etwas Befreiendes,  
bringt aber auch  
Verunsicherung und  
Trennungsgefühle  
mit sich.*

*Beispiel für  
„gelungenen“  
Ablösungsprozess*

3

bisschen kleiner war oder so, also er hat recht oft geangelt und dann bin ich immer mit oder so. Dann haben wir uns da oft unterhalten, als wir zusammen am Neckar saßen oder so. Oder wir sind auch ein-, zweimal im Jahr campen gegangen oder so, mit irgendwelchen Bekannten. Das war eigentlich recht lustig. Aber (...).

I: Wann hat das denn aufgehört?

B: Ha (...) ist eigentlich so, so fast vor einem Jahr oder so, vor einem Jahr.

I: Würdest du das mal wünschen, wieder was mit deinem Vater so zu machen?

B: Och (...) unbedingt brauchen tu' ich's eigentlich nicht, also ich hab' gerade kein besonderes Bedürfnis da danach. Und ich hab' vielleicht auch nicht gerade so die Zeit dazu, das irgendwie zu machen, als er. Ich vermiss es nicht unbedingt, so weil früher fand ich's eigentlich echt gut eigentlich. Es war schon (...) gut für mich so. Aber jetzt (...).

I: Du hast jetzt dann auch wieder eine eigene Entwicklung...?

B: Ja glaub' ich auch, ja. Weil früher fand ich's eigentlich gut, wenn man sich über alles Mögliche halt unterhalten hat und dort so saß. Und das war eigentlich gut. Aber jetzt bin ich eigentlich weniger darauf angewiesen, dass ich da jetzt einen Meinungsaustausch mit meinem Vater jetzt bei solchen, bei bestimmten Sachen eigentlich brauch'. Da mach' ich das für mich oder so.

## **UNTERSCHIEDE IN DER VATERBEZIEHUNG JUGENDLICHER MIGRANTEN UND DEUTSCHER JUNGEN**

*Deutsche  
Unterschichtsjungen  
beschreiben  
und bewerten ihre  
Väter negativ.*

In Bezug auf die Beziehung zum Vater zeigte sich in unserer Untersuchung ein deutlich erkennbarer Kontrast zwischen jugendlichen Migranten und deutschen (Unterschichtsjungen): Bei den deutschen Unterschichtsjugendlichen kommen teilweise ganz heftige negative Bewertungen und Beschreibungen ihrer Väter. Ein Teil der befragten Jungen wurde oder wird von ihren Vätern geschlagen, andere werden massiv abgewertet (als „verhaltensgestört“ oder „geisteskrank“ bezeichnet). Die Heftigkeit solcher Aussagen war auffällig. Bei jugendlichen Migranten scheinen die väterlichen Rollen(bilder) dagegen sehr strikt und eindeutig zugeteilt. Der kulturelle Rahmen, in dem dies stattfindet, wird von den Migrantenjungen nicht reflektiert, er ist sehr selbstverständlich: „Du mußt ihn akzeptieren. Er ist dein Vater!“; „Mein Vater, mein Leben“; „Was wir an meinem Vater mögen

– alles. Der hat mich zur Welt gebracht“. Dieser kulturelle Rahmen beinhaltet (wahrscheinlich) auch einen engeren Verhaltenskodex Frauen oder Kindern gegenüber. Die Frau darf nicht geschlagen werden. Die Kinder haben einen hohen Stellenwert. Es entstand der Eindruck, dass diese rigiden Zuschreibungen – sofern sie funktionieren – auch eine Form von Schutz für die Kinder und ihre Mütter bieten.

Die Jungen türkischer oder italienischer Herkunft erweisen ihren Eltern, vor allem dem Vater „Ehre“, sie wahren den „kulturellen Respekt“. Das bedeutet: Zumindest zu Hause werden diese Regelungen auch weitgehend eingehalten, das traditionelle System funktioniert – wenn sie auch überwiegend nur die formelle bzw. statusbezogene Ebene beinhalten. Zum Beispiel wird der Vater „geehrt“, die Jungen halten sich streng an die Norm (oder das Tabu), über ihren Vater nichts Negatives zu erzählen (oder wenn, dann nur Belanglosigkeiten oder periphere Alltagskonflikte). Aller Wahrscheinlichkeit nach sind gewaltförmige Übergriffe oder Alkoholexzesse von Migrantenvätern viel tabuisierter als bei Vätern deutscher Herkunft aus derselben sozialen Schicht. Gleichzeitig ist es den Migrantenjungen kaum möglich, eine Beziehungsqualität zu entwerfen oder darzustellen. Über intensivere Erlebnisse und Erfahrungen mit ihrem Vater berichten Migrantenjungen meistens nicht. Jenseits der formellen und statusbezogenen Beziehung bleiben die Schilderungen der jugendlichen Migranten farblos und inhaltsleer. Gleichzeitig wirken die Vater-Sohn-Beziehungen bei den Migrantenjungen ja noch kulturell eingebetteter und damit auch gleichförmiger. Darin kann mit ein Grund für den höheren „Cliquesbedarf“ bei den jugendlichen Migranten gesehen werden: Als Übergang aus dem traditionellen, festgefügtten familiären Rahmen heraus in öffentliche Räume, die weit weniger reglementiert und offener strukturiert sind und gleichzeitig als eine Möglichkeit, sich des eigenen Status innerhalb der Gleichaltrigenkultur zu vergewissern, die eigene Ablösung indirekt auch zu thematisieren.

*Migrantenjungen  
respektieren und  
ehren ihren Vater.*

Familien deutscher Kultur wirken dagegen viel öfter sozial „demonstrierend“, sei es durch Trennung und Scheidung, Alkohol, Gewalt oder Vergewaltigung, sei es durch Ressourcenreichtum und „Wohlstandsbefreiung“ (jedem Familienmitglied sein eigenes Zimmer, jede/r macht, was er/sie will), Demokratisierung und Machtumverteilung in Mittelschichtsfamilien. Beides führt zur Entschärfung von Generationenkonflikten, weil das unbedingte Aufeinanderangewiesen-Sein und auch die Beziehungsnähe vor allem zwischen Vätern und Söhnen extrem nachlässt. Waren Generationenkonflikte zwischen Vater und Sohn noch vor 20, 30 Jahren häufiger davon geprägt, dass

*In den Mittelschichtsfamilien ist der  
Vater-Sohn-Konflikt  
entschärft, weil  
das Aufeinander-  
angewiesen-Sein  
nachlässt.*

3



sich Vater und Sohn „ineinander verbissen“ haben, so wirkt dies heute viel nivellierter, aber in gewisser Weise auch ärmer an Beziehung.

### 3.3.3 GENERATIONENVERHÄLTNISSE

Dass das Generationenthema in Verbindung mit Sexualaufklärung, Gesundheitsförderung oder Beratung von Jungen ein wichtiger Bereich ist, wurde in den Schlüsselpersoneninterviews deutlich. In diesen Gesprächen mit Erwachsenen tauchten offene Aggressionen und verdeckt Neid, Ängste oder auch Enttäuschungen über nicht in Anspruch genommene Hilfsangebote auf, die das Generationenverhältnis als – vonseiten der Erwachsenen – problematisch erscheinen lassen. Darüber hinaus gibt es in der Pädagogik an vielen Stellen Forderungen, dass Jungen insbesondere erwachsene Männer bräuchten oder Feststellungen, dass gerade dieses Verhältnis besonders wichtig sei. Die Ansichten der Jungen über die älteren Generationen waren für uns in der zweiten Interviewwelle deshalb besonders wegen der Kontrastierung interessant.

*Die Jungen suchen Anerkennung bei Erwachsenen und keine Belehrungen.*

Bereits in den Auswertungsgesprächen mit den Interviewern wurde sehr häufig bemerkt, dass die Interviewer bei vielen Jungen deutliche Sehnsüchte nach Anerkennung von Erwachsenen wahrgenommen hatten: Viele Jungen wünschten sich oder freuten sich darüber, dass sich jemand Erwachsenes für sie interessiert, ihnen Anerkennung im Sinne einer Resonanz auf ihre Lebenslage gibt. Das Interview wurde von vielen Jugendlichen als Anlass gesehen und genutzt, mit Erwachsenen in Kontakt zu sein oder zu kommen, natürlich mit „besonderen“ Erwachsenen, die aber zum Teil sicher auch aus der Elterngeneration der Jungen stammen. Der „Anlass Interview“ gab den Jungen die Möglichkeit, sich selbst zu vergewissern und sich darzustellen, was sie bisweilen im Nachgespräch auch lobten. Oft signalisierten die Jungen die Bereitschaft, jederzeit wieder für ein Interview zur Verfügung zu stehen oder fragten den Interviewer: Wann kommst du wieder mal? Die besondere Qualität des Interviews für die Befragten lag nach Einschätzung der Interviewer darin, dass es einen besonderen „Anlass“ – nämlich das Interview, die Forschungsaufgabe – gab, Sexualität, Körperlichkeit, Sexualaufklärung oder auch die Einstellungen der Jungen zu erheben. Darüber hinaus spielte sicher eine Rolle, dass die Interviewer sich interessierten, ohne den Jungen etwas vermitteln zu wollen, und nicht kamen, um zu kontrollieren, zu disziplinieren oder zu moralisieren. In dieser Perspektive wird ein Wunsch

*Die Interviewsituation als Möglichkeit, die Lebenslage Jungesein zu überprüfen*



der Jungen erkennbar, mit Erwachsenen in Kontakt zu sein oder zu kommen und von Erwachsenen Anerkennung zu bekommen.

Dieses Phänomen der Anerkennung (im oben skizzierten Sinne) der Jungen in den untersuchten Lebensbereichen wurde als spürbares Defizit wahrgenommen. Im Allgemeinen scheinen Jungen zu wenig Anerkennung zu bekommen. Die Eltern kommen wegen der Ablösungsthematik für viele Jungen nicht mehr als „Resonanzkörper“ in Frage; einige Jungen betonen, dass sie sich von den Eltern nicht ausreichend „respektiert“ fühlen, oder es ist ihnen wichtig, dass sie Konflikte selbst bewältigen können und dazu ihren Vater nicht brauchen, der Vater wird von einem Jungen als „Gesetzhüter“ bezeichnet, ein anderer fühlt sich vom Vater „unterdrückt“ usw. Wegen ihres spezifischen Bildungsauftrags ist die Schule nicht unbedingt als anerkennungsgebende Instanz geeignet. Es wurde in den Interviews auch bemerkt, dass der intergenerative Kontakt abbrach oder gar nicht zustande kam, wenn die Jungen unter einen schulbezogenen Leistungsdruck kamen und das Interview als „Abfragen“ verstanden. Unter der Anerkennungsthematik wirkt sich unter der intergenerativen Perspektive der Totalausfall der Jugendarbeit im Bereich Sexualaufklärung besonders dramatisch aus (kein Junge erwähnte im Zusammenhang mit Sexualaufklärung oder -beratung Institutionen der Jugendarbeit). Gerade wegen des starken Authentizitäts-Gebots bei den Jugendlichen kommt der Anerkennung aber eine besondere Bedeutung zu. Im Milieu der Jugendarbeit wäre Anerkennung im Zusammenhang mit sexualaufklärungsrelevanten Bereichen gut zu platzieren.

*Jungen bekommen zu wenig Anerkennung.*

In den „Jungen-fragen-Jungen“-Interviews wurden Jungen um eine Einschätzung darüber gebeten, ob sie mit Erwachsenen auch so offen über diese Themenbereiche hätten sprechen können oder wollen wie in der Interviewsituation mit Gleichaltrigen. Durchgängig betonten die Jungen unterschiedlich begründet, mit Erwachsenen nicht oder sogar auf gar keinen Fall in dieser Weise reden zu können. Allerdings wiesen die von erwachsenen Interviewern durchgeführten Interviews bezüglich der Offenheit keinen erkennbaren qualitativen Unterschied gegenüber den von Jugendlichen geführten Interviews auf. Sie sind im Gegenteil wegen der geübteren Fragetechnik oft wesentlich „intimer“ oder vielfältiger. Dies werten wir als einen sehr wichtigen Hinweis darauf, dass Anlass, Intention, Selbstdarstellung der Erwachsenen und die Gestaltung der Situation entscheidend sind für einen gelingenden „intergenerativen Kontakt“ zwischen den Jungen und Erwachsenen.

*Anlass, Intention und Selbstdarstellung der Erwachsenen ist bedeutsam für einen gelingenden „integrativen Kontakt“ zwischen Jungen und Erwachsenen.*

3

Die Zuschreibungen der Jungen auf die Erwachsenen fielen (im Vergleich zu den Aussagen der Erwachsenen über die Jungen) deutlich gemäßigter aus, was angesichts des eher den Jugendlichen zugeschriebenen Generationen- bzw. Ablösungskonflikts überrascht. Bei vielen Jungen wirkte das Generationenthema kaum prekär. Das Thema wurde eher beiläufig behandelt, es schien nur bei wenigen emotional stark aufgeladen zu sein. Das Verhältnis und der Kontakt zu Erwachsenen werden als „normal“ bezeichnet, manche Jungen fühlen sich von ihren Eltern „nicht eingeschränkt“, gelegentlich nehmen Erwachsene sogar „Rücksicht“, die Spannungen liegen im Bereich des Gewohnten und Selbstverständlichen. Auch die Thematisierung von Sexualität oder Beziehungen – dies wurde allerdings nur von wenigen Jungen erwähnt – sei möglich und in Ordnung, solange Intimitätsgrenzen gewahrt bleiben.

*Eltern verstehen  
Jungen nicht,  
sind verklemmt  
und reden nicht  
offen über Sexualität.*

Negative Zuschreibungen auf Erwachsene sind oft als Thematisierung von Generationenkonflikten identifizierbar: Erwachsene bzw. Eltern hätten „keine Ahnung“, wie es Jugendlichen heute geht; sie „verstehen die Jungen nicht“. Gerade der Bereich von Sexualität oder Sexuaufklärung spitzt diese Zuschreibungen zu: Die Eltern bzw. Erwachsenen werten die Ansichten der Jungen ab, sie „stehen ziemlich scheiße dazu“, sie seien „verklemmt“ oder mit Tabus aufgewachsen, sie hätten noch nie offen („ungeniert“) über Sexualität geredet: „Es könnte vielleicht sein, dass die (Lehrer) noch nie darüber geredet haben (...) Und wenn dann halt plötzlich Leute darüber reden und das auch noch ganz ungeniert, ist das vielleicht schon ein bisschen komisch.“ Über die Lebenslage der Jungen hätten sie „keine Ahnung“ und seien auch „nicht bereit, sich zu ändern“, sie erzählten „immer das Gleiche“, etwa „von ihrer Kindheit“ usw. Was ihnen Erwachsene bislang im Bereich Sexuaufklärung „geboten“ haben, hilft und nützt ihnen – das betonen einige Jugendliche – nur wenig (vgl. dazu den Abschnitt „Sexuaufklärung“). Bisweilen schleicht sich die Ahnung ein, die Jungen verwenden ihr Bild von Erwachsenen als Projektionsfläche für eigene Schwierigkeiten. Aber insgesamt scheinen ihre Ansichten auch das Ergebnis von Erfahrungen mit älteren Generationen zu sein.

*„Alte“ Lehrer bzw.  
Lehrerinnen  
repräsentieren  
in den Augen  
der Jungen sexuelle  
Tabuisierung.*

Dies wird vor allem im Hinblick auf die Schule sichtbar. Mehrfach wird von den Jungen die Überalterung des Lehrkörpers angesprochen. Trotz ihres recht häufigen Kontakts mit „alten Männern“ in der Schule nahm kein Jugendlicher ältere Männer als Gegenüber aufgrund deren Weisheit oder Lebenserfahrung wahr. Die Frage – bei einem Teil der Interviews gestellt –, ob sie sich einen erwachsenen oder älteren Mann als Gesprächspartner wünschen, schien den meis-

ten Jungen eher absurd. Diese Vorstellung wurde durchweg abgelehnt, sie wüßten nicht, was „so jemand“ ihnen weitergeben könnte. Auch hier wird eine Lücke für Jugendarbeit sichtbar, in der diese sich aber nicht (oder nicht richtig) präsentiert: als Ort, an dem Jungen mit Erwachsenen in intergenerativen Kontakt kommen können, die noch nicht im Zuschreibungsfeld „jenseits von Gut und Böse“ bzw. „überaltert und verklemmt“ liegen.

Die Abgrenzung gegenüber den älteren Generationen auch über die erwähnten Zuschreibungen hat für die Jungen selbst neben der Erfahrungsverarbeitung noch weitere Funktionen: Die Distanz zu älteren Generationen führt zu einer Vermeidung eines Risikos, nämlich durch die ältere Generation (das kann auch schon eine ältere „Jugendgeneration“ sein) wegen deren Überlegenheit, Erfahrungsvorsprung oder durch ein Nicht-ernst-Nehmen abgewertet zu werden. Über die intergenerative Abwertung geschieht zudem bei den Jungen selbst eine – wenn auch diffuse – Generationsvergewisserung. Indem die älteren Generationen als Projektionsfläche herangezogen werden, bildet sich eine soziale Selbstverortung, etwa im Hinblick auf Sexualität (wir können „ungeniert“ über Sexualität reden) oder auf den sozialen Status (Jugendstatus). Ihr gleicher Erfahrungshintergrund, in der jetzigen Situation aufzuwachsen, kann ihnen gewissermaßen nicht genommen werden, auch wenn das Gleiche dieses Hintergrunds wohl sehr undeutlich bleibt.

*Abgrenzung  
der Jungen  
gegenüber  
älteren Generationen  
als Schutz gegen  
Abwertung*

Ausnahmen von diesen Trends gibt es nur wenige. Ein Junge betonte, es sei egal, ob das Interview von einem Jugendlichen oder einem Erwachsenen geführt würde, das Ergebnis oder seine Offenheit seien gleich. Ein anderer Junge erwähnt, dass das Gespräch mit einem Erwachsenen besser sei, weil hierbei kein Konkurrenzdruck herrsche: „Das steht ja praktisch ja außer Konkurrenz dann halt irgendwie. Deswegen ist es fast ein bisschen einfacher zum Teil.“ Ein Junge antwortete auf die Frage nach seiner Sehnsucht nach einem „erwachsenen Mann als Gesprächspartner“, das habe er nicht nötig, weil er sich mit Gleichaltrigen und seinem Vater gut versorgt fühle. Und ein Junge betont ganz klar, dass er das Gespräch mit Erwachsenen über Sexualaufklärung nicht wünscht: „Also wenn ein Erwachsener kommt und mich aufklären will? Nee, da hab ich echt keine Lust dazu. Weil ich will nicht mit Erwachsenen drüber reden. Also unter vier Augen.“

Auf der einen Seite gibt es Wünsche und Sehnsüchte der Jungen auf Erwachsene hin, die als Wunsch nach Selbstdarstellung vor Erwachsenen erkennbar werden oder eher danach, etwas zu bekommen, das wir mit dem Begriff „Anerkennung“ umschreiben. Weil die Genera-

3

*Die Generationen-  
thematik zeigt sich aus  
dem Blickwinkel der  
Jungen ambivalent.*

tionenfrage normalisiert wurde oder zumindest so wirkt und weil die Ablösungskonflikte nicht (mehr) so massiv auftreten, sondern sich (durch die Verlängerung der Jugendphase) entspannt haben, fehlt den Jungen – so unsere Interpretation – eine andere, modernisierte Art, ein moderner Stil des intergenerativen Kontakts: eben in Form von persönlicher Anerkennung. Andererseits ist es notwendig, sich der eigenen Generation zu versichern und vergewissern, und dies geschieht durch Abgrenzung gegenüber Erwachsenen und durch Zuschreibungen auf sie. Schließlich gibt es auch eine Reihe von intergenerativen Erfahrungen, die teils ganz positiv, teils aber auch negativ waren. Vor diesem Hintergrund wird es zunächst notwendig sein, die Generationsgrenzen als gegeben zu akzeptieren und sie zu respektieren. Gleichzeitig kommt es darauf an, Kontakt anzubieten und zu suchen und Anlässe zu schaffen, und sei es nur, um Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich abzugrenzen. Für einen positiven intergenerativen Kontakt finden sich in der Moderne kaum Vorstellungen. Die fast schon initiatorische Aufklärungssituation für Jungen taugt allenfalls als Karikatur („Mein Sohn, du wirst jetzt ein Mann und dazu will ich dir Folgendes mitteilen“). Die Frage, ob die Jungen Situationen und Anlässe im intergenerativen Sinne überhaupt brauchen (oder nicht viel mehr die Erwachsenen) und wenn ja, wie diese beschaffen sein müssen, ist nicht nur in Bezug auf sexualaufklärungsrelevante Themen offen.

*Der Bedarf,  
Generationenkonflikte  
auszutragen, liegt  
eher bei den  
Erwachsenen.*

Die unterschiedliche Intensität und Vehemenz, mit der die Jugendlichen und die Erwachsenen die Generationenverhältnisse thematisieren, deutet darauf hin, dass die Generationenfrage derzeit eher bei den Erwachsenen auf Thematisierung oder Beantwortung wartet. Der Generationenkonflikt scheint zum Teil über das Thema Junge- und Mannsein bzw. Männlichkeit ausgetragen zu werden – allerdings nicht offen, sondern höchst diffus. Die Generationenfrage verlagerte sich ohne neue Verortung aus der Familie heraus. Bisherige Themen, über die symbolisch Generationenkonflikte verhandelt wurden, wirken deutlich entschärft. Dies gilt vor allem für den Körper und die Sexualität. Ein neuer symbolischer Austragungsbereich für Generationenkonflikte findet sich nun offenbar in den Jungen- und Männerthemen bzw. -konflikten.

## 3.4 KÖRPER UND GESUNDHEIT

In den Gesprächen mit den Jungen wurden wir nicht selten von ihren Ansichten und Einsichten über die eigene Körperlichkeit überrascht. Sicher: Es gibt Jungen, die mit Fragen nach Gesundheit und Kranksein kaum was anfangen konnten, denen es sichtlich schwer fiel, die eigene Körperlichkeit wahrzunehmen oder positive wie negative Körperempfindungen in Bezug auf Gesundheit und Krankheit in Worte zu fassen. Insgesamt aber ergibt sich ein differenziertes und vom Ergebnis oft erstaunlich ausgewogenes Bild.

### 3.4.1 GESUNDHEIT UND KRANKHEIT

Gesundheit und Gesundsein gelten weitgehend als „normal“ (der Begriff „normal“ taucht in den Interviewpassagen zu diesem Themenbereich auffällig häufig auf). Darin liegt vielleicht auch ein Grund dafür, weshalb ihre Thematisierung bisweilen etwas unbeholfen wirkt (was den Gehalt nicht schmälert). Auffällig ist aber auch, dass anscheinend eine recht hohe Erwartung und ein starker Druck bestehen, sich als gesund zu präsentieren. Gesund und „fit“ zu sein – oder sich so darzustellen – ist selbstverständlich: „Fit? Ja klar!“ Dies gilt allerdings auch dann, wenn ein Junge im Moment akut erkrankt ist. Die Jungen müssen – als Bewältigungsaufgabe – eine Balance finden zwischen den eigenen gesundheitlichen Einschränkungen und der allgemeinen Erwartung, gesund sein zu müssen.

Fragen wir Jungen, männliche Jugendliche und junge Männer selbst nach ihrer „eigenen“ Gesundheit, dann präsentieren sie einerseits eher „Erwartungsgemäßes“. Das sind Aussagen, die zu traditionellen oder reduzierten Männlichkeitsbildern passen: Aktivitäts- und Handlungsbezüge („ich bin gesund, wenn ich alles machen kann“), Abgrenzung zu Krankheit („ich bin gesund, wenn ich nicht krank bin“; „ich bin gesund, wenn ich keine Schmerzen habe“) oder vielfältige Mischformen: „dass man einfach unversehrt ist, dass man alles machen kann, was man sich vorstellt“. Sehr oft wird von den Jungen auf der anderen Seite aber auch Unerwartetes gezeigt – sehr vielfältig, differenziert, nuanciert. Dies schließt Aussagen ein, die „eigentlich“ offen von dem abweichen, was von Jungen erwartet wird. Jungen verstehen unter Gesundsein auch die Bezugnahme auf das körperli-

*Gesund und „fit“ sein ist selbstverständlich.*

*„Ich bin gesund, wenn ich nicht krank bin.“*

*Die meisten  
Jungen haben ein  
ausbalanciertes  
Gesundheits-  
verständnis.*

che, seelische oder soziale Wohlgefühl („ich bin gesund, wenn ich mich wohl fühle“; oder „wenn ich eine gute Lebensstimmung habe, wenn ich zum Beispiel mit Leuten zusammen was mache“); auf Gefühle der Präsenz („wenn ich voll da bin, also körperlich und geistig“); oder gute Stimmungen auf schöne, typische oder bezeichnende Situationen: „Wenn ich gerade geduscht habe, fühl ich mich gut“; „Wenn ich mit Leuten was unternehme, wo sitze oder ins Theater gehe“; „Wasser, Sonne (...) Eine Zigarette und ein Bier, einfach so auch die Ruhe haben und irgendwo hin liegen (...) oder mit einem Mädchen zusammen sein“. Bei diesem letzten Beispiel fällt auf, dass das Gesundheitsverständnis der Jungen zwar nicht unbedingt der gängigen Gesundheitsmoral entspricht, aber insgesamt doch den Gesamteindruck von Gesundheit vermitteln kann (eben so, wie es bei Erwachsenen auch ist). Viele Jungen haben jedenfalls ein gutes Gefühl und ein breites Bewusstsein für „eigentlich“ Ungesundes. Oft ist das Gesundheitsverständnis differenziert und mehrdimensional angelegt, also auf körperliche, psychische und soziale Gesundheit der Jungen.

*Gesund ist, „wenn es  
mir gut geht“.*

Der Bezug auf ein positives Selbstgefühl im Zusammenhang mit Gesundheit wird von vielen Jungen genannt. Gesund ist, „wenn es mir gut geht“ oder das Wohlgefühl („dass ich mich wohl fühle“). Manche Jugendliche sprechen in diesem Zusammenhang die allgemeine Normalität von Gesundheit an, wegen der das Gefühl des Gesundseins besonders im Kontrast zum Kranksein wahrnehmbar wird.

Vereinzelte werden auch die körperliche Fitness und die Möglichkeit, viel unternehmen zu können, mit dem Gesundheitsverständnis in Zusammenhang gebracht. Eher weniger Jungen definieren Gesundheit oder Gesundsein über die Abwesenheit von Krankheit oder über die Beschränkung möglicher Aktivitäten durch Krankheit. Bei den Straßeninterviews kam diese Antwortkategorie jedoch etwas häufiger vor, vermutlich deshalb, weil die Interviewsituation eher kurze und zugespitzte Antworten provozierte.

Nur sehr wenige Jungen thematisieren ihr Gesundsein über die Abgrenzungen von behinderten Menschen als Form, das eigene Gesundheitsverständnis zu definieren. Bei diesen Jungen wird das latent Bedrohliche spürbar, das sie mit einer erheblichen Behinderung verbinden. Damit wird auch die Wichtigkeit für diese Jungen erkennbar, tatsächlich körperlich unversehrt zu sein.

## 3.4.2 SORGEN UM DIE GESUNDHEIT UND ETWAS FÜR DIE GESUNDHEIT TUN

Es sind nur wenige Jungen, die auf die Frage, ob sie sich auch Sorgen um ihre Gesundheit machen, uneingeschränkt mit „Nein“ antworten. Bei diesen Jungen findet sich auch keine auffällige Gruppenzugehörigkeit (es sind also nicht, wie angenommen werden könnte, die eher jüngeren, die von ihrer „sorgenfreien Kindheit“ zehren). Viele antworten zwar inhaltlich ablehnend, aber mit relativierenden Begriffen auf die Frage, ob sie sich um ihre Gesundheit sorgen: „Zur Zeit wenig, eigentlich.“ Und von denjenigen, die auf die Sorgenfrage spontan mit „Nein“ antworten, gibt es viele, die diese Aussage gleich im Anschluss relativieren: „Och nö. Hab’ ich eigentlich keine Sorgen.“ Relativiert wird aber auch, wenn sich Jungen Sorgen über ihre Gesundheit machen: „Manchmal halt. Nicht so oft“; „Nicht so arg (...); ein bisschen, aber nicht so arg“. Andere – wieder eher wenige – Jungen beantworten die Frage, ob sie sich über ihre Gesundheit Sorgen machen, ganz klar bejahend und bewerten die Sorge um die Gesundheit positiv; auch diese Einstellung kann „normal“ sein.

Viele Jungen sorgen sich also um ihre Gesundheit, auch wenn sie dieses Besorgtsein nicht demonstrativ nach außen tragen. In den Interviews hatten wir häufig eher den Eindruck, als dürften „zu viele“ Sorgen nicht sein. Hier vermuten wir einen Verdoppelungseffekt, der durch Männlichkeitsvorstellungen (sich nicht zu viel mit sich beschäftigen, sich nicht zu stark von den anderen unterscheiden) und durch Modernisierung bzw. Individualisierung (persönliche Verantwortlichkeit, auch für Gesundheitsschäden) zustande kommt. Vielen Jungen kommt es darauf an, ihre Sorgen um sich in einen Rahmen allgemeiner Bewältigungskompetenz zu stellen und sie zu nivellieren (dies gilt auch für diejenigen, die aufgrund einer schweren Krankheit Anlass zu größerer Sorge hätten). Viele Jungen müssen divergierende Normen balancieren: dass man sich als gesund präsentieren muss, gleichzeitig sollen sie sich permanent um den Körper sorgen und kümmern (wofür es dann ja keinen Grund gäbe). Aus dieser Spannung heraus können und brauchen die Sorgen erst dann konkret werden, wenn tatsächlich etwas Gravierendes vorliegt.

Für die Beschäftigung mit dem eigenen Gesundsein braucht es – und gibt es – für die Jungen spezifische Anlässe. Dies können äußere Begebenheiten sein, wie etwa die Thematisierung von Krankheit, Verletzung oder Tod durch andere Personen oder auch Krankheiten, Unfälle und Todesfälle, die im Umfeld der Jungen vorgekommen sind. Als

*Viele Jungen machen sich Sorgen um ihre Gesundheit.*

*Die Beschäftigung mit der eigenen Gesundheit braucht spezifische Anlässe.*

3



Anlässe für das Sorgen um die Gesundheit können aber auch – berechnete, z.B. aufgrund erblicher Belastung oder eher diffuse – Ängste gewertet werden, die uns vor allem im Zusammenhang mit Krebs begegnet sind.

*Rauchen gilt bei Jugendlichen als „ungesund“.*

Anlass zur Sorge über die eigene Gesundheit bei vielen Jungen gibt ihnen aber auch ihr eigenes Verhalten. Oft wird in diesem Zusammenhang das Rauchen genannt. Rauchen gilt unter den Jugendlichen wohl als eine sehr verbreitete, fast stereotypisierte Vorstellung für „ungesundes Verhalten“. Denn es wird auch festgestellt, dass man sich keine Sorgen um die Gesundheit zu machen brauche, wenn man weder raucht noch Drogen nimmt. Bei vielen Jungen, die rauchen, wird auch eine sehr gängige Bewältigungsform der Sorge deutlich; die Sorgen werden durch „gesunde“ Aktivitäten abgepuffert oder auszugleichen versucht. Andere Jungen bewältigen ihre Sorgen mit Gelassenheit bzw. mit dem inneren Beschluss, sich nicht weiter zu beunruhigen und mit der Suche nach Erklärungen für die Ursachen der Sorgen.

*„Schlechte“ Ernährung ist genauso ungesund wie Schulstress oder weiche Drogen.*

Neben den Sorgen, die durch Rauchen verursacht sind, nennen mehrere Jungen ihre „schlechte“ Ernährung (z.B. wegen Fast Food, Süßigkeiten, wegen unregelmäßigem Essen, weil sie zu wenig Vitamine essen, wegen Angst vor BSE in Hamburgern); aber auch Schulstress, Rückenprobleme, Verletzungen durch Sport, Leistungssport überhaupt und der Konsum weicher Drogen (Alkohol, Kiffen) macht einigen – eher vereinzelt – Jungen Sorgen. Auch Ängste wegen Krankheiten – von der Erkältung über Grippe bis zu Krebs – werden angeführt. Immer wieder trafen wir auch Jungen, die körperlich deutlich verunsichert waren, was sich auch in Sorgen um Gesundheit ausdrückte. (Solche Sorgen sind natürlich auch im Zusammenhang mit der körperlichen Entwicklung in der Pubertät zu sehen.) Ein jüngerer Jugendlicher fragt sich zum Beispiel öfter, ob es seinem Herz und seiner Lunge gut geht, weil er die beiden Organe bei Anstrengungen so deutlich spürt. Andere weisen diffuse Ängste vor einer plötzlich festgestellten Erkrankung auf. Auch ein Arztbesuch kann als Bewältigungsform der Gesundheitssorgen gesehen werden. Nach einem Kontrollbesuch zum „Durchchecken“ bekommt der Befragte gewissermaßen eine amtliche Bestätigung dafür, gesund zu sein.

Das typische Gegenstück zu den Sorgen über das Gesundsein ist bei den meisten Jungen aktives Bewältigungsverhalten. Die große Mehrheit der Jungen, bei denen Gesundsein in den Interviews ausführlicher behandelt wurde, nennen Bereiche, in denen sie aktiv etwas für ihre Gesundheit tun. Nur wenige geben an, gar nichts aktiv für



die Gesundheit zu unternehmen. Wenige Jugendliche erwähnen, nicht ausreichend auf die Gesundheit oder auf einzelne Bereiche körperlicher Gesundheit zu achten, also nichts für ihre Gesundheit zu tun, sondern im Gegenteil, sie zu vernachlässigen. Das Gesundheitsbewusstsein und -verhalten ist – ähnlich wie die Sorge um die eigene Gesundheit – aber insgesamt recht breit angelegt und fest verankert. Dies zeigt sich auch darin, dass die wenigen Jungen, die die Frage nach dem aktiven Gesundheitsverhalten verneinen, die Antwort in Verbindung mit schlechtem Gewissen oder mit anderen „Gesundheitsverhaltens-Äquivalenten“ (vor allem Vitamintabletten) präsentieren. Umgekehrt kann es auch sein, dass sich Jungen gesund fühlen, obwohl es Einschränkungen gibt (ein Junge, der Asthma hat, fühlt sich dennoch gesund). Es ist ebenso möglich, fit zu sein, obwohl man nicht gesund ist, oder ein Junge kann sich gesund fühlen, obwohl er sich partiell nicht unbedingt gesund verhält.

*Viele Jungen tun  
aktiv etwas für ihre  
Gesundheit.*

„Gesunde Ernährung“ scheint beim Gesundheitsverhalten eine besondere Stelle einzunehmen. Dies hängt neben der Gesundheitsmoral und den entsprechenden Informationen sicher auch damit zusammen, dass Gesundsein mit „Nicht-dick-Sein“ in Verbindung gebracht wird (vgl. unten im Abschnitt „Körper“). Die Wichtigkeit des Ernährungsthemas belegt die Menge der Antworten in dieser Richtung. Ähnlich zeigte sich die starke Bedeutung der Ernährung am Frageverhalten der Jugendlichen in der Interviewreihe „Jungen-fragen-Jungen“, wo die Frage nach dem Gesundheitsverhalten von den Interviewern eng mit dem Bereich „Ernährung“ gekoppelt wurde. Dabei liegt die Kompetenz im Hinblick darauf, was unter „gesunder Ernährung“ verstanden wird, zum Teil sehr unterschiedlich. Häufig genannt werden „Vitamine“, Vollkornprodukte (Müsli), aber auch „viel Brot, Nudeln, halt Eiweiß und so“. Gelegentlich werden spezielle Produkte in diesem Bereich genannt, allen voran Vitamintabletten, aber auch z.B. „Ultra-Refresher“ mit Magnesium.

*„Gesunde Ernährung“  
hat für Jungen einen  
hohen Stellenwert.*

Vieles des aktiven Gesundheitsverhaltens der Jungen bezieht sich auf die Vermeidung von Risiken. Jüngere Jungen versuchen etwa, Erkältungskrankheiten zu meiden, indem sie sich warm anziehen (weil es die Mutter sagt). Bei sehr vielen Jungen gilt das Vermeidungsverhalten insbesondere für die „schlechte Ernährung“ (Süßigkeiten, Zucker, Fast Food, wenige Vitamine und Ballaststoffe) und den Alkohol- oder Zigarettenkonsum. Nur ein Junge erwähnte Sonnenschutz für die Haut. Es hat dabei den Anschein, als ob die Jungen eine Vorstellung von gesundem Verhalten und die Faktoren der Gesundheitsmoral weitgehend präsent haben, wenn auch ihr Verhalten des-

*Risiken vermeiden  
als Bewältigungsverhalten*

3

senungeachtet davon abweicht (aber dann eben öfter auch mit schlechtem Gewissen verbunden ist).

Dass gesundes Verhalten mit Moral zusammenhängt, wird auch dadurch deutlich, dass über exzessiveren Alkohol- und Drogenkonsum im Zusammenhang mit Gesundheit in den „Jungen-fragen-Jungen“-Interviews deutlich häufiger gesprochen wird (vielleicht allerdings auch deshalb, weil die Jungen sich kannten und bereits um die Drogenerfahrungen wussten). Gelegentlich wird diese Spannung zwischen den Risiken des ungesunden Verhaltens und der entsprechenden Moral über Ironie ausbalanciert (quasi als negative Distanzierung).

*„Gesundheitsaktive“  
Jungen treiben Sport.*

Bei den Jungen, die nicht nur Ungesundes vermeiden, sondern sich aktiver um eine Stärkung oder den Ausbau der Gesundheit bemühen, stehen sportliche oder sportähnliche Aktivitäten (z.B. Tanzengehen, Breakdance) im Bereich der Bewegung im Vordergrund. Sehr viele Jungen sagen, dass sie sportlich aktiv sind (siehe dazu unten den Abschnitt „Gelebte Körperlichkeit: Sport, Körperpflege“). Viele der Befragten geben – oft zusätzlich zu regelmäßigen sportlichen Betätigung – weitere aktive Formen des Gesundheitsverhaltens an (z.B. „morgens zehn Liegestützen“). Sie unterscheiden sich nach Alter. Jüngere Jungen fahren häufig Fahrrad oder Mountainbike; es gibt aber auch welche, die gezielt Muskelaufbautraining machen. Ältere Jungen gehen auch mal ins Fitness- oder Kraft-Studio.

*Ziel ist ein optimales  
Gesundheitsverhalten.*

Manche Jungen sehen in der Kombination von gesunder Ernährung und sportlicher Betätigung das Optimum an Gesundheitsverhalten. Beide Formen des Gesundheitsverhaltens, sowohl das (Ungesundes) vermeidende wie auch das mehr aktive, hängen dabei auch in der Wahrnehmung der Jungen offenbar von familiären Kulturen ab (in die sich die Jungen „einklinken“, von der sie sich aber auch dezidiert absetzen können!). Relativ oft werden dabei die Mütter als die „Gesundheitswächterinnen“ benannt. Die Väter dagegen tauchen im Zusammenhang mit Gesundheit nur ganz selten auf. Gleichaltrigenstile und die Cliquenkulturen sind ein weiterer Einflussfaktor für gesundes Verhalten, der von den Jungen benannt wird.

### 3.4.3 KRANKHEIT, KRANKSEIN

Im Thematisieren von Krankheit bzw. Kranksein lag für viele Gespräche ein guter Stimulator. Krankheit wird von den befragten Jungen zwar als Einschränkung und Beschränkung erlebt. An einigen Stellen wurde auch das Bedrohliche von Krankheiten spürbar, nur ganz selten auch eine mögliche Bedrohung des Junge- oder Mannseins durch Krankheit. Die unbedingte Gefährdung des Junge- oder Mannseins durch Krankheit erscheint so gesehen eher als Mythos. Dafür spricht auch, dass viele Jungen in der Lage sind, sich mit Krankheiten und ihrem Kranksein auseinanderzusetzen. Die meisten Jungen scheinen ihr Kranksein gut zu „managen“.

Die meisten Jungen, die sich zu diesem Bereich äußerten, empfanden Kranksein eher als negativ: Kranksein ist „schlimm“, „blöd“ oder einfach „scheiße“, es ist langweilig, die Jungen fühlen sich einsam, sind gezwungen, passiv zu sein, man fühlt sich abgeschlafft. Krankheit und Kranksein werden deshalb auch gerne verdrängt: „Das (Krankheit, etwas Schlimmes) will ich immer nicht merken. Dann vergesse ich es immer ganz schnell.“

Krankheit wird jedoch nicht nur mit Negativem verbunden. Bei jüngeren Jungen wird der Krankheitsgewinn angesprochen: dass sie bei Krankheit nicht in den Kindergarten oder in die Schule müssen oder dass sie mehr fernsehen dürfen, wenn sie krank sind. Einige Jungen verweisen auf den „Krankheitsgewinn“, der ihnen eher regressive Gefühle ermöglicht. Im Krankenhaus bedeutet dies, mit einem Knopfdruck Fürsorglichkeit anzufordern. Ärzte und Schwestern sind „obernett“, im Krankenhaus bekommt man Besuch und erlebt, dass man „nicht hingengelassen“ wird. Die Mutter oder die Großmütter kümmern sich mehr um den Jungen, er braucht keine Hausarbeiten zu übernehmen und er muss nicht in den Kindergarten.

Bei einigen der männlichen Jugendlichen, die chronisch krank sind (z.B. Asthma) oder bereits schwerer erkrankt waren, fiel ein positiver Effekt auf, der von den Jugendlichen auch so gesehen wird: Sie haben den Eindruck, dass sie durch die Krankheit eher einen besseren Körperbezug oder ein besseres „Körperbewusstsein“ erhalten haben.

Viele Jungen berichten von Unfällen und meist eher leichten Verletzungen. Bei den Krankheiten, die die Jungen haben oder gehabt haben, wird eine ganze (zufällig gestreute) Palette von Erkrankun-

*Krankheit bzw. Kranksein stellt keine Bedrohung des Junge- oder Mannseins dar.*

*Jüngere Jungen empfinden einen Krankheitsgewinn.*

*Bei chronisch kranken Jungen fällt ein besseres „Körperbewusstsein“ auf.*

3

gen sichtbar: Wasserbruch, Phimose, chronischer Husten, Blutkrankheit(?), Weizenallergie, Stauballergie, Neurodermitis, Asthma, Knochenverwachsungen, Eiter im Blut(?), Herzschmerzen, Magen-Darm-Erkrankungen, Stoffwechselerkrankungen, häufige Bauchschmerzen, Ohnmachtsanfälle bei Anstrengungen, Mittelohrentzündung, Erkrankungen der Wirbelsäule. Mehrere Jungen berichten von Bauchschmerzen, bei einem Jungen führte das häufige Bauchweh ohne Befund („normales Bauchweh“) später zu einer Fehldiagnose (nicht erkannte Blinddarmentzündung).

*Über Krankheiten  
können die Jungen  
ohne Scham reden.*

Über die Krankheiten wird von den Jungen selbstverständlich gesprochen, in den Interviews ist an dieser Stelle nichts von Scham oder Peinlichkeit zu spüren. Dies werten wir als Hinweis darauf, dass Kranksein durchaus „gestattet“ ist. Nur in einem Fall erwähnt ein Junge, dass seine Freunde ihn aus Furcht vor einer möglichen Ansteckung gemieden haben und dass an seiner Krankheit Freundschaften zerbrochen sind (was wir als Hinweis auf bestehende Krankheitsmythen und mangelhafte Information, nicht aber auf Männlichkeitsvorstellungen werten).

Nur wenige Jungen bringen Krankheit und Kranksein direkt in Verbindung mit Abwertung: „Wegen jedem Kratzer geh’ ich nicht zum Arzt (...) Es gibt so wehleidige Leute, Menschen, die – oh ein Kratzer – gleich zum Arzt.“ Insgesamt scheint das Kranksein – auch aufgrund der Menge der Antworten zu diesem Thema – ohne Weiteres mit dem Jungesein vereinbar und überdies auch problemlos thematisierbar. Allerdings ist mit „Kranksein“ eher „richtig krank“ gemeint. Husten oder Schnupfen werden nicht als „richtig“ krank bewertet, sondern als Lappalien, als „Pipifax“, obwohl viele Jungen auf die Frage nach Krankheiten wie selbstverständlich auch Erkältungen erwähnen. Diese gelten wie die Kinderkrankheiten eher als notwendiges Übel. Die Jungen unterscheiden zwischen diesen Krankheiten und den „wirklich schlimmen“, ebenso wie sie zwischen kleineren, alltäglichen Verletzungen und „schlimmen Verletzungen“ differenzieren. Diese Einordnung in die Kategorie „schlimm“ wird sehr oft mit einem Krankenhausaufenthalt in Zusammenhang gebracht. Aber auch hier gibt es deutliche individuelle Unterschiede. Ist für die einen eine gebrochene Hand oder ein gebrochener Fuß eher eine Lappalie, gilt dies für einen anderen als etwas Schlimmes.

Ähnlich wie bei den Krankheiten zählen die Jungen auch alle möglichen Verletzungen auf. Sehr häufig werden diese in Zusammenhang mit Aktivitäten und vor allem mit Sport genannt. In Bezug auf das Risikoverhalten scheint der Sport deutlich gefährlicher zu

sein als andere Lebensbereiche, die im Alltagsverständnis und in Bezug auf Präventionsbemühungen viel eher als riskant definiert werden: Von – teilweise auch erheblichen – Sportverletzungen wird viel häufiger berichtet als von Verletzungen durch Prügeleien oder körperliche Kämpfe. Viele Jungen berichten hier von teils massiven Verletzungen, die im Krankenhaus behandelt wurden oder wegen denen der Notarzt gerufen wurde. Einzelne Jungen können auch ganze „Sportkrankheitslitaneien“ aufzählen.

*Sportverletzungen  
sind häufig und  
werden nicht als  
dramatisch  
empfunden.*

Auch das Erleben von und der Umgang mit Verletzungen kann individuell sehr unterschiedlich sein. Während der eine Junge sich nach einem Foul „zusammenreißt“ und weiterspielt, ist der andere „lieber eher vorsichtiger“, um keine Komplikationen zu riskieren. Allerdings werden von den meisten Jungen Verletzungen nicht als besonders dramatisch erlebt, sie gehören einfach dazu, sind normal und selbstverständlich. Sie führen – besonders in Verbindung mit sportlichen Aktivitäten – kaum zu einer kritischen Reflexion, im Gegenteil: Ein Junge betont nach einer recht langen Aufzählung seiner Sportverletzungen: „Ja, aber halt das Beste dran ist, dass man halt eine Freude dran hat.“ Hier scheint jegliches definitiorische und präventive Verständnis an der sportlichen Realität völlig vorbeigegangen zu sein. Im Gegenteil stellt sich der Sachverhalt so dar, dass die Verletzungsrisiken auf den – insgesamt viel geringeren – Bereich jugendlicher Gewalt projiziert werden.

## **MEDIZINSYSTEM UND ERFAHRUNGEN MIT ÄRZTEN**

In Zusammenhang mit Krankheit und Gesundheit wurden in vielen Interviews auch Vorstellungen von und Erfahrungen mit Ärzten bzw. mit dem Krankenhaus angesprochen. In der Auswertung interessierten uns hierbei vor allem die Strategien im Umgang mit Krankheiten. Ein kleinerer Teil der Jungen wirkte im Hinblick auf diese Frage orientierungslos (möglicherweise wurde hier eine spezifische Risikogruppe sichtbar). Sie wussten nicht, an wen sie sich wenden oder wo sie hingehen könnten. Andere würden zunächst Rat bei den Eltern oder Freunden einholen, bevor sie einen Arzt bzw. eine Ärztin aufsuchen würden. Viele der Jungen würden „erst einmal abwarten, ob es sich ändert“ oder so lange warten, „bis es – in Anführungsstrichen – sein muss“ und erst dann Rat suchen, oft erst bei den Eltern und dann beim Arzt, einige, die eher älteren, würden direkt einen Arzt aufsuchen. Diese Bewältigungsstrategie „Abwarten“ kann sich natürlich als problematisch entpuppen, wenn es sich tatsächlich

*Bei Krankheits-  
anzeichen warten  
viele Jungen  
erst einmal ab.*

3

um eine Krankheit mit schnellem Handlungsbedarf (z.B. verdrehter Hoden) handeln sollte:

- I: Und wenn du jetzt 'ne ganz peinliche Krankheit hättest, sagen wir mal, du hättest irgendwie Schmerzen an den Hoden oder so was, was würdest du denn dann machen?
- A: Weiß nicht. Ja, ich würde halt mal sehen, wie es sich entwickelt. Also wenn es zwei Tage sind, dann ist es mir eigentlich egal.

Andere würden nur einen Arzt aufsuchen, wenn sie es für „nötig“ halten: „Wenn es nicht nötig ist, geh ich nicht.“ Für viele Jungen wäre der Hausarzt die richtige Adresse, auch wenn es sich um Schmerzen oder Erkrankungen im Genitalbereich handelt. Der Hausarzt ist – wohl nicht nur in diesem Zusammenhang – zunächst der „normale“ Arzt.

Diejenigen Jungen, die tatsächlich bereits eine Erkrankung im Genitalbereich hatten und deshalb einen Arzt oder das Krankenhaus aufgesucht hatten, berichten über diese Erfahrung weitgehend positiv oder neutral; einschränkend wird von einem Befragten erwähnt, sein Kinderarzt – den er wegen eines Hodenproblems angesprochen hatte – sei für dieses Problem nicht ausreichend kompetent gewesen.

*Die Jungen stehen einem „Männerarzt“ positiv gegenüber.*

In einigen Interviews wurden die Jungen auch gefragt, wie sie zu einem speziellen „Männerarzt“ stehen würden, wenn es so etwas gäbe. Mehrere Jungen antworteten darauf spontan, dass es ja Urologen gibt, die sie als Männerärzte verstehen. Überwiegend antworteten die Jungen sehr positiv auf den Stimulator „Männerarzt“. Viele sagen, dass sie es begrüßen würden, wenn es einen speziellen Männerarzt geben würde. Diese Einstellung hängt zum Teil offenbar neben der eindeutigen fachlichen Zuständigkeit auch mit dem Geschlecht der medizinischen Betreuung zusammen: als Wunsch, von einem Mann behandelt zu werden. Ein Junge gab negative Erfahrungen mit einem übergriffigen homosexuellen Arzt als Grund dafür an, lieber von einer Frau behandelt zu werden. Anderen Jungen ist es jedoch völlig gleichgültig, ob sie mit ihren Problemen speziell im Genitalbereich zum Allgemein- oder Männerarzt, zu einer Frau oder einem Mann gehen würden – Hauptsache, die Krankheit wird behandelt. Bei medizinischen Problemen würden einige Jungen den Männerarzt auch aufsuchen, allerdings nicht als Regeluntersuchung ohne Anlass. Es gab jedoch auch einige Jungen, die mit dem Begriff „Männerarzt“ nichts anfangen konnten oder ihn nicht besuchen würden – bezeichnenderweise wird diese Aussage gleich wieder relativiert („auf jeden Fall nicht so viel“).

Zur Ergänzung und Vergewisserung wurden darüber hinaus vor allem in den Straßeninterviews ganz gezielte Fragen nach einzelnen Segmenten des medizinischen Systems und auch reine Wissensfragen in diesem Bereich gestellt. Dabei wurde auf die Frage nach „typischen Männerkrankheiten“ von fast der Hälfte der Befragten „keine“ genannt. Mehrere Jugendliche nannten Hoden- und Prostataerkrankungen, wenige bezogen sich auf Alkoholmissbrauch (Alkoholismus, Lebererkrankungen). Auf die Frage, an welchen Arzt bzw. welche Ärztin sich die Befragten bei Erkrankungen im geschlechtlichen Bereich wenden sollten, nannten die meisten den Haus- bzw. Allgemeinarzt, viele benannten den Urologen, der Hautarzt wurde von einem Interviewpartner angeführt.

*Viele der Befragten wissen auf die Frage nach „typischen Männerkrankheiten“ keine Antwort.*

Der Begriff „Androloge“ ist bei den Befragten durchgängig unbekannt, sehr viele haben das Wort noch nie gehört. Dagegen ist der Begriff „Urologe“ weitgehend bekannt. Die wenigen hierzu befragten Migranten kannten den Begriff jedoch nicht (Ursache dafür kann möglicherweise ein Sprachproblem, vielleicht aber auch ein kulturelles Problem sein). Das Wissen ist allerdings sehr diffus darüber, was ein Urologe ist und was er macht, wofür er nun genau zuständig ist. Zum allgemeinen Wissen gehört oft, dass ein Urologe „irgendwas“ mit dem männlichen Geschlechtsbereich zu tun hat.

*Der Begriff „Androloge“ ist durchweg unbekannt.*

Weiter haben wir bei den Straßeninterviews die Jungen nach möglichen Anzeichen für Hodenkrebs gefragt. Wir sehen diese Fragestellung als „Indikatorfrage“ im Dreieck von Geschlecht, Scham/Peinlichkeit und Gefährlichkeit. Über die Hälfte wusste mit dieser Frage nichts anzufangen; die anderen nannten ganz unterschiedliche Symptome, wie Schmerzen, Verengung am Hoden, Anschwellen, Verdickungen oder Verhärtung, Schmerzen beim Wasserlassen oder dass sich der Hoden „komisch anfühlt“. Bei der Frage nach einer Früherkennung von Hodenkrebs ist aufgefallen, dass jüngere Befragte eher auf einen ärztlichen Befund verweisen, die älteren verlassen sich dagegen verstärkt darauf, dass sie durch Selbstkontrolle oder Abtasten Hodentumore erkennen können; auch dies ist ein Hinweis auf einen zunehmend aktiveren Umgang mit Krankheit.

*Die Befragten haben diffuse Vorstellungen über mögliche Anzeichen für Hodenkrebs.*

In Bezug auf ihre Gesundheit sind die Jungen jedenfalls insgesamt nicht so eindimensional strukturiert, wie ihnen die Erwachsenen aus der Schlüsselpersonenbefragung unterstellen. Obwohl die Präventionsinhalte (die Moral) kognitiv übernommen werden, wird das Verhalten aber nicht notwendigerweise daran ausgerichtet. Die Jungen sind offen für Prävention; dies zeigt sich an den Sorgen um ihre Gesundheit in Bezug auf Rauchen, Alkohol oder die Ernährung.

*Jungen sind offen für Prävention.*



*„Ungesundes“  
Verhalten eine Form  
der Generationen-  
abgrenzung*

Gleichzeitig muss aber festgehalten werden, dass ihnen der Jugendstatus und der Bezug auf die Gleichaltrigen wichtig(er) ist. So ist das „ungesunde“ Verhalten möglicherweise auch als eine Form der Ablösung vom Elternhaus (Mütter als Wächterinnen), der Generationenabgrenzung und des Bezugs auf die Gleichaltrigen bzw. die Gleichaltrigenkultur zu werten. Sport und Bewegung dagegen werden zumindest bis zu gewissen Altersgrenzen als auch jugendkulturell wichtig eingeschätzt und damit nicht zur Abgrenzung herangezogen.

### **3.4.4 ZUR TEILSTUDIE „EHEMALIGE PATIENTEN IN DER KINDERCHIRURGIE“**

*Befragung von  
Phimose- und  
Hypospadiepatienten*

In Zusammenarbeit mit einem Oberarzt der Kinderchirurgie einer Universitätsklinik entwickelten wir diese Teilstudie, in der wir ehemalige Patienten im Hinblick auf ihre Krankheit befragten. Ziel dieser Teilstudie war es, eine ganz spezifische Gruppe zu unseren Themenbereichen zu befragen: heute erwachsene Patienten, die vor ca. 20 Jahren mit einer relativ „einfachen“ (Phimose) und einer deutlich „komplizierteren“ Diagnose (Hypospadie) in der Kinderchirurgie behandelt wurden. Vor allem aus Datenschutzgründen wählten wir hier die Form des standardisierten Fragebogens. Der direkte Kontakt mit den Patienten war dadurch unnötig, wir garantierten für die Anonymität auch durch die institutionelle Trennung (Versand durch die Klinik, Auswertung durch unser Projekt). Insgesamt wurden ca. 90 Fragebogen versandt.

Der Rücklauf war allerdings gering. Dies lag überwiegend am Adressenmaterial, das aufgrund des langen Zeitabstands veraltet war (etwa zwei Drittel der versandten Fragebogen wurden als unzustellbar zurückgeschickt). Bis zum letztmöglichen Zeitpunkt der Auswertung gingen immerhin acht Fragebogen ein (eine tabellarische Aufstellung findet sich auf Seite 223). Die Auswertung ist deshalb nur beschränkt aussagekräftig, aber dennoch aufschlussreich<sup>76</sup>.

*Der Informationsgrad  
wird eher als  
indifferent bezeichnet.*

Zwei der ehemaligen Patienten nennen den Grund ihres Krankenhausaufenthaltes in der Kinderchirurgie unter dem medizinisch „richtigen“ Begriff (Nr. 1 und Nr. 7) „Phimose“. Alle anderen umschreiben die Krankheit mehr oder weniger korrekt. Fünf Patienten wurden wegen einer Phimose behandelt, zwei wegen Hypospadien, ein ehe-

<sup>76</sup> Drei weitere, verspätet eingetroffene Fragebogen bestätigen die erhobenen Tendenzen.



## DATEN DER TEILSTUDIE „EHEMALIGE PATIENTEN IN DER KINDERCHIRURGIE“

Pat.-Nr.	Geburtsjahr	Schulbildung	Beruf	Diagnose	Krankheitsjahr	damaliges Alter
1	1972	Gymnasium	Student	Phimose	ca. 1976	4
2	1973	Realschule	Polizist	Phimose	1978	5
3	1974	Fachhochschulreife	Bankkaufm.	?	ca. 1980	6
4	1974	Gymnasium	Student	Hypospadie	1976 – ca. 1985	2 – 11
5	1975	Gymnasium	Student	Phimose	ca. 1979/1980	4 – 5
6	1975	Hauptschule	Beamter	Hypospadie	ca. 1980 – 1983	ca. 5 – 8
7	1977	Realschule	Kaufmann	Phimose	ca. 1977	0,5
8	1975	Gymnasium	Student	Phimose	1977/1978	2 – 3

maliger Patient (Nr. 3) weiß den Grund seines Krankenhausaufenthaltes heute nicht mehr. Vier meinen, ausreichend informiert gewesen zu sein, zwei haben keine Informationen erhalten, ein Befragter (Nr. 8) fühlte sich schlecht informiert, einer äußerte sich nicht dazu. Zwei der Befragten können sich an die Situation erinnern, wie sie über die Erkrankung informiert wurden: Nur in einem der Fälle wurde der Patient von Eltern und dem Arzt über die Erkrankung aufgeklärt (Nr. 2), in einem weiteren Fall (Nr. 8) war es vermutlich die Mutter, die über die Operation informiert hat; ein Junge erhielt keine Aufklärung über die notwendige Operation (Nr. 5) und fühlte sich schlecht aufgeklärt. Die übrigen Befragten können sich nicht mehr erinnern. Dennoch fühlen oder fühlten sie sich hinsichtlich ihrer weiteren Entwicklung oder hinsichtlich möglicher Konsequenzen gut aufgeklärt.

Im Rückblick betrachtet empfindet die Mehrzahl der Befragten die Operation als „eher harmlos“ (drei Nennungen) bzw. „völlig harmlos“ (vier Nennungen); für einen Befragten (Nr. 8) war die Operation eher belastend. Dies hängt sicherlich auch mit dem geringen Alter

*Die Mehrzahl der Befragten empfindet die Operation als „harmlos“.*

der Befragten zum Zeitpunkt der Operation zusammen. Alle waren zwischen ½ und sechs Jahren alt. Auch scheint es bei allen Befragten heute keine Beeinträchtigungen mehr zu geben, was wahrscheinlich zu dieser optimistischen Beurteilung beiträgt.

*Keine  
Beeinträchtigung  
des Mannwerdens  
empfunden*

Auch hinsichtlich der Beurteilung des Prozesses ihres Mannwerdens oder ihres heutigen Mannseins sehen fast alle keine Beeinflussungen oder Beeinträchtigungen durch die Operation. Einzig Patient Nr. 4, der inklusive Nachbehandlung und Nachuntersuchung ca. neun Jahre bis zu seinem elften Lebensjahr in Behandlung war, benennt als Beeinflussung „zurückhaltendes Verhalten bei sexuellen Themen“.

Deckungsgleich zu den Ergebnissen der Jungenstudie sind die meisten der Befragten sowohl mit ihrem Körper als auch mit dem Aussehen ihres Genitals (was in den Interviews nicht gefragt wurde) „voll und ganz“ und/oder „eigentlich ganz zufrieden“. Zwei Patienten weichen davon ab: Patient Nr. 8 ist mit seinem Körper „eher unzufrieden“; der Patient Nr. 7 äußert Unzufriedenheit wegen einer Krümmung seines Genitals im erigierten Zustand. Insgesamt benennen die Befragten mehrheitlich auch keine Schwierigkeiten oder Probleme, die sie wegen der Operation oder hinsichtlich des Umgangs mit anderen Menschen aufgrund der Operation hatten.

*Schwierigkeiten,  
über die Hypospadi-  
e-Operation zu reden*

Zwei Patienten (Nr. 4 und Nr. 8) lassen aber auf größere Schwierigkeiten schließen. Für den Patient mit der Codenummer 4 scheint es (immer noch) belastend zu sein, dass er nie über seine Hypospadi-Operation, er nennt sie „Operation an der Harnröhre“ reden konnte. Weder wurde er über die bevorstehende Operation als Kind aufgeklärt, noch gab es später für ihn Gelegenheit, über seine Erkrankung zu reden. Verständlich, dass die Situation vor dem „ersten Mal“ für ihn belastend war, erst durch die Erfahrung entspannte sie sich.

*Probleme mit  
der Penislänge*

„Bevor ich zum ersten Mal mit meiner (Ex-)Freundin schlief, meinte ich wegen der unter Nr. 15 genannten Probleme (er spricht hier die seiner Ansicht nach zu geringe Penislänge bzw. eine Verkrümmung nach unten an), sie nicht befriedigen zu können (...) Das war ein Irrtum. Es klappte alles prima.“ (Nr. 4)

*Fehlende Aufklärung  
war das Problem.*

Deshalb ist er auch der Ansicht, dass es inzwischen für ihn keine Beeinträchtigungen mehr gibt, wenngleich er immer noch Gemeinschaftsduschen und enge Badehosen meidet. Es scheint, dass weniger die Erkrankung und anschließende Operation für ihn belastend waren, als vielmehr die mangelnde, vielmehr gar nicht stattgefün-

dene Aufklärung darüber. Offensichtlich musste er lange mit Unsicherheit und seinem „Komplex“ kämpfen (und hat sich immer noch nicht völlig davon freimachen können), einen zu kleinen Penis zu haben und damit potentiell abgewertet zu werden (von Frauen, die er nicht befriedigen könnte, und von anderen Männern, die ihn nackt sehen könnten). Demzufolge beschäftigten ihn auch lange Zeit offene Fragen hinsichtlich seines Penis, und er sieht auch hier in erster Linie Handlungsbedarf. Frage: „(...) Was sollte Jungen unbedingt über Körper, Gesundheit, Sexualität mitgeteilt werden? (...)“ – „Dass Penislänge, -dicke und -form nicht entscheidend ist, ob man eine Frau befriedigen kann. (...)“

Der Patient mit der Codenummer 8 erinnert sich zwar an keine Probleme während der Pubertät; er verweist aber auf Schwierigkeiten mit Frauen: „Gegenüber Frauen habe ich eher etwas Hemmungen, sie anzusprechen.“ Er ist auch mit seinem Körper eher unzufrieden und wünscht sich in diesem Zusammenhang „etwas/oder viel mehr Selbstwertgefühl“. Er konnte bislang auch mit niemandem über die Operation reden und stellt fest: „Die Situation hat sich noch gar nicht ergeben.“ Vermutlich liegt hier ein Schlüssel für die überwiegend unproblematisch verlaufende Entwicklung der ehemaligen Patienten und die als harmlos empfundene Operation: außer den problematischeren Fällen gaben alle anderen an, bei Bedarf immer wieder Menschen gefunden zu haben, mit denen sie darüber sprechen konnten. Immerhin bestätigen zwei der Befragten, dass sie aufgrund der Operation einen besonderen Bezug zu ihrem Körper entwickelt haben, dass sie ihren Körper genauer beobachten oder Krankheitssymptome sensibler wahrnehmen.

Mehrfach wird von den Befragten gefordert, dass Jungen mehr Möglichkeiten geboten werden sollte, über die „biologisch-medizinische Aufklärung“ (Nr. 4, Frage 23) hinaus, ausreichend Raum zu erhalten, in persönlichen Gesprächen mit Ansprechpartnern/-partnerinnen das Thema Sexualität offen und ehrlich ansprechen zu können. Auch die Idee eines speziellen „Männerarztes“ sehen die allermeisten positiv, allerdings ohne besonders euphorische Reaktionen auf diesen Vorschlag. Die Mehrzahl der Patienten scheint mit der Operation sowie möglichen Folgeerscheinungen gut zurechtgekommen zu sein. Zwei der Patienten (25%) könnten aber als „Problemfälle“ bezeichnet werden. Als Voraussetzung für eine geglückte „Verarbeitung“ kann das offene Gespräch mit dem Kind gelten bzw. die sich biografisch ergebende Möglichkeit, über die Operation zu sprechen. Eine durchgängig höhere Sensibilität für den eigenen Körper haben nur wenige aufgrund der Operation entwickelt. Eine regelmäßige Untersuchung

*Wichtig sind  
Menschen, mit denen  
man über  
die Operation  
sprechen kann.*

*Forderung nach  
„biologisch-  
medizinischer  
Aufklärung“*

3

durch einen Arzt halten dagegen sechs der acht Befragten für sinnvoll oder denkbar. Interessanterweise können oder wollen (hier ließ der Fragebogen die Benennung der Diagnose in eigenen Worten ausdrücklich zu) fast alle den Grund der Operation fachlich korrekt nicht benennen. Mehrere Interpretationen stehen zur Auswahl: entweder ist für die Befragten das Geschehen schon zeitlich so weit entfernt, dass sie kaum mehr Erinnerungen daran haben, ein Indiz dafür wären möglicherweise die knappen Antworten auf dementsprechende Fragen, oder sie haben nur (noch) die Begriffe präsent, mit denen sie schon als Kinder konfrontiert wurden, damals wurde sicher nicht von Phimose oder Hypospadie geredet, oder aber die Umschreibung „Vorhaut ging nicht ganz zurück“ (Nr. 5, Frage 1) lässt die Operation und die damit verbunden gewesenen Risiken – auch heute noch – weitaus weniger dramatisch erscheinen, als die entsprechenden medizinischen Fachausdrücke.

### 3.4.5 KÖRPER

*Das Thema „Körper“ ist ein guter Stimulator in den Interviews.*

Die Thematisierung des eigenen Körpers und der Körperlichkeit ist bei den Jungen – in deutlichem Kontrast zum Eindruck der Erwachsenen aus den Schlüsselpersoneninterviews – im Allgemeinen gut möglich. Körperthemen erwiesen sich als ergiebige Stimulatoren. Der Körper der Jungen „verschwindet“ nicht – wie oft in den Gesprächen mit den Erwachsenen. Die Aussagen zum Körper stellen sich als insgesamt sehr facettenreich heraus, ihr Körper ist den Jungen tendenziell wichtig. Während die Erwachsenen eher das Verhalten der Jungen beleuchten und den Körper weniger wahrnehmen, steht bei Jungen eher ihr Körper im Vordergrund und das Verhalten wird (oft) eher weniger reflektiert. Oft werden von den Jungen – vor allem auf konkrete Nachfrage in den Interviews – Gefühle in Bezug und Zusammenhang mit ihrem Körper benannt. Von vielen Jungen wird es als ein positives Gefühl bezeichnet, nach einer größeren (sportlichen) Anstrengung „ausgepowert“, „kaputt“ oder „ausgelaugt“ zu sein. Offenbar ist körperliche Anstrengung für viele Jungen eine sehr wichtige Form, in Kontakt mit körperbezogenen Gefühlen zu kommen.

Erwartungsgemäß zeichnete sich in den Interviews auch eine altersbezogene Entwicklung ab. Mit zunehmendem Alter nehmen sprachliche Kompetenz, Reflexionsfähigkeit, Ausdifferenzierung der Persönlichkeit und der Erfahrungshintergrund in Bezug auf den Körper zu. Insgesamt könnten so die (allgemein bekannten) „Körperkar-

rieren“ in der Pubertät als zunehmende „Körperkompetenz“ nachgezeichnet werden. Erst durch die Konzentration auf eine geschlechtliche Gruppe zeigt sich in der Untersuchung aber auch, dass ein Teil der Jungen in dieser Entwicklung deutlich benachteiligt, marginalisiert ist: Dies sind Jungen, denen es an der Ressourcenvielfalt im Sinne von Zugängen zur Körperaneignung fehlt (v.a. Migrant\*innen, Unterschichtsjungen, sozial isolierte Jungen). Anders gesagt: Um sich „körperkompetent“ zu machen, braucht es die entsprechenden Ressourcen, wie persönliche Bindungen und Beziehungen, Bildungschancen, Zeit, Sicherheit und sicher auch Geld.

*Mit zunehmendem Alter nimmt die „Körperkompetenz“ zu.*

Ein wichtiges Ergebnis unserer Untersuchung ist in Bezug auf Körper und Körperlichkeit eine typische „gebrochen-relativierte“ Zufriedenheit der Jungen. Sie bezeichnen sich zwar durchgängig mit ihrem Körper weitgehend zufrieden; diese Zufriedenheit ist aber durch eine typische Relativierung gebrochen: Sehr oft tauchen im Zusammenhang mit der Körperzufriedenheit Begriffe wie „eigentlich“, „relativ“ oder „im Prinzip“ auf – genauso wie im Untersuchungsbereich Gesundheit/Krankheit. Andere Jungen relativieren über eine Abwertung der Bedeutung des Aussehens: „Ist ja egal, wie ich aussehe.“ In der gebrochen-relativierten Zufriedenheit tritt die Bewältigungsform des „Ausbalancierens“ zum Vorschein.

*Ein Ergebnis der Untersuchung in Bezug auf Körper ist eine „gebrochen-relativierte“ Zufriedenheit.*

Einige Jungen, die deutlich erkennbare Probleme mit dem Körper haben, legen allerdings die Annahme nahe, dass es neben dem durchgängigen Gefühl der Zufriedenheit mit dem Körper auch eine spürbare Norm gibt, mit dem Körper zufrieden sein zu müssen. Für diese Annahme spricht auch, dass Unzufriedenheit von einigen Jungen abgewertet und bisweilen schnell mit „Minderwertigkeitskomplexen“ in Zusammenhang gebracht wird: „Also, ich bin eigentlich mit meinem Körper zufrieden, ich habe keine Minderwertigkeitskomplexe oder so etwas“; oder das Gefühl, ein Problem mit dem Körper zu haben, schlägt offenbar auf die Individualität bzw. Persönlichkeit durch.

In Bezug auf den Körper zeigt sich Normalität in ihrer doppelten Bedeutung: einerseits als Entlastung, indem die Jungen zur „ausbalancierten Selbstpräsentation“ durch den Körper angehalten werden; insbesondere dürfen sie „nicht zu viele Muskeln“ haben und „nicht zu dick“ sein. Wenn dies zutrifft, es also keine besonders starken Abweichungen gibt, hat „man keine Probleme“ und der Körper braucht auch nicht thematisiert zu werden. Andererseits wirkt dasselbe Moment auch als Normalitätsdruck, weil die Jungen sich nicht zu stark unterscheiden, aus der Normalität nicht zu sehr ausscheren

*Jungen erfahren in Bezug auf den Körper Normalität und Normalitätsdruck.*

3

dürfen. Solche Normalitäten oder auch Selbstverständlichkeiten werden von den Jungen in alltäglichen Lebenszusammenhängen kaum reflektiert, zumindest solange es keine konkreten Anlässe dafür gibt (wie z.B., dass sie als „zu dick“ bezeichnet werden). Die Frage nach der Körperzufriedenheit wurde dementsprechend von einem Jungen als Angriff auf seine Normalität verstanden. Zufriedenheit mit dem Körper gilt als Selbstverständlichkeit, die Rückfrage („Ja, warum nicht?“) wirkte im Interview latent aggressiv, wie eine Art Gegenangriff; erst beim entspannteren Nachfragen stellt sich heraus, dass der Befragte Grund zur Unzufriedenheit (Pickel, Stimmbruch) hat und wegen dieser „Mängel“ selbst Angriffen ausgesetzt ist, was er im Interview relativiert.

## ZUFRIEDENHEIT MIT DEM KÖRPER

*Schönheitsoperationen  
oder chirurgische  
Genitalveränderungen  
werden abgelehnt.*

Viele Jungen vermitteln in den Interviews ihre uneingeschränkte Zufriedenheit mit ihrem Körper. Anderen Jungen gefallen besonders einzelne Körperteile oder -eigenschaften. Fantasierte Veränderungsmöglichkeiten würden von diesen Jungen nicht genutzt: „Nee. Ich würde so sein, wie ich bin.“ Schönheitsoperationen oder chirurgische Genitalveränderungen werden in zweien der Gruppengespräche strikt abgelehnt und im Hinblick auf fantasierte Wünsche von Frauen (langer Penis) wird klargestellt: „Entweder sie akzeptiert mich so, wie ich bin oder es ist einfach nicht die Richtige.“ Kleinere Einschränkungen – etwa wenn der Körperbau für gewisse Sportarten nicht so geeignet ist oder die etwas zu geringe Körpergröße – führen nicht unbedingt zu Unzufriedenheit. Zum Teil ändern auch kränkende Bemerkungen von anderen Jungen nichts an der Zufriedenheit. Manche Jungen setzen sich in den direkten Kontrast zur Meinung anderer: „Ich bin zufrieden, wie ich ausseh‘. Nur die anderen wollen das nicht verstehen.“ Manche Jungen konnten mit der Frage nach der Körperzufriedenheit aber nicht viel anfangen, zum Teil weil sie der Meinung sind, dass die körperliche Einschätzung von außen kommen müsste: „(Da) müsstest du jemand anderes fragen“.

*Zufriedensein  
mit dem eigenen  
Körper in Bezug  
zur Normalität*

Bei der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper kommt es für einige Jungen auf die eigene Klassifizierung innerhalb eines angenommenen durchschnittlichen Normalbereichs an. Zufriedensein mit dem eigenen Körper wird in Bezug gesetzt zur Normalität: „Ich finde mich echt schon okay, eben durchschnittlich.“ Dabei spielt das Dicksein eine gewichtige Rolle; Nicht-dick-Sein führt zu Zufriedenheit. Auf der anderen Seite beschränken angenommene Normvorgaben – auch im Hinblick darauf, was man über sich und den eigenen Körper sagen

oder denken darf – die eigene Einschätzung (als Junge darf man z.B. nicht behaupten, dass man sich hübsch findet, auch wenn es so ist).

Einzelne Jungen führen das Zufriedensein mit ihrem Körper auf ganz unterschiedliche Ursachen zurück, etwa auf das Gefühl, „dass mein Körper da zu mir passt“, auf die eigene Fitness durch sportliche Aktivität, wegen ihres Gesichts oder wegen ihrer Haare. Dem hohen Stellenwert eines „normalen“ Körpers entsprechend bewirken Abweichungen bei Jungen Unzufriedenheit. Gelegentlich wird eine negative Einschätzung einzelner Körperteile auch kaschiert durch Relativierungen bzw. sie muss – nachdem ein positives Statement abgegeben werden konnte – gesondert erfragt werden

*„Mein Körper  
passt zu mir.“*

Bei den Ursachen für eine (relativierte) Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper werden am häufigsten Gewichtsprobleme (Übergewicht und Untergewicht) und mangelnde Muskulatur genannt. Ein zu hohes Körpergewicht oder eine zu dicke Figur zu haben führt häufig zur Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper. Diese wird allerdings typischerweise auch wieder relativiert: „Eigentlich tät (würde) ich halt ein bisschen dünner sein.“ Vor allem der Bauch ist der körperliche Hauptkritikpunkt. Wenn etwas am Körper „schwabbelt“, sieht es einfach nicht gut aus, dicke Jungen werden von anderen gehänselt. Zu viel Gewicht beeinträchtigt dabei das Selbstgefühl („Wenn ich dick wär, würd’ ich mich nicht mögen“). Dicksein ist offenbar eine gute „Angriffsfläche“ für Aggressionen der anderen („Normalen“). Auf der anderen Seite soll der Körper aber auch nicht „schmächtig“ wirken. Ebenso gehört erwartungsgemäß ein zu gering ausgebildeter Muskelapparat zu den Faktoren, die zu Unzufriedenheit mit dem Körper führen. Die Bereiche, die zur Unzufriedenheit führen, sind den Jungen zwar klar, aber peinlich. Sie wollen oft nicht besonders ausführlich darüber reden. Hinter der Unzufriedenheit über manche Körpereigenschaften zeigt sich oft Verletzlichkeit im Zusammenhang mit den körperlichen Defiziten. Ein Junge, der früher krankheitsbedingt sehr dick war und stark abgenommen hat, lässt dies durchblicken. Er vermeidet konfrontierende Situationen und hat früher auf solche Verletzung aggressiv reagiert.

*Der Körper soll nicht  
zu dick und nicht  
zu dünn sein.*

Die Vorstellungen, wie der Körper sein soll, sind dabei oft unpräzise, eine genaue Beschreibung der gewünschten Verbesserungen fällt schwer: „wie normal halt“ soll etwa der Mund sein. Andere erwähnte Faktoren für körperliche Unzufriedenheit bei den Jungen sind dagegen eindeutig, meistens handelt es sich dabei um Dinge, die von anderen wahrgenommen werden (könnten), wie z.B. „Segelohren“, Sommersprossen, Gesicht und/durch Brille, Pickel und Rückenmuskulatur,

*Unzufriedenheit  
mit Äußerlichkeiten*

3



starke Körperbehaarung, die Haare, zu starkes Schwitzen. Die Größe des Genitals konnte – in der Interviewsituation! – nicht als beunruhigende Unzufriedenheit unter Jungen erhoben werden. Nur einmal wird in einem Gruppeninterview mit sozial deklassierten Jungen die Penislänge angesprochen („noch nichts zwischen den Beinen“). Dies ist zwar gekoppelt mit der Zuversicht „das wird noch wachsen“, auf der anderen Seite wird aber in einer früheren Interviewpassage von einem Gerät gesprochen, mit dem die Penislänge um fünf Zentimeter im Monat (!) verlängert werden könne.

*Die körperlichen  
Veränderungen werden  
als interessante  
Selbstverständlichkeit  
wahrgenommen.*

Die körperlichen Veränderungen während der Pubertät werden von den meisten Jungen als eine „interessante Selbstverständlichkeit“ dargestellt. Abgesehen von den körperlichen Veränderungsphänomenen (Segelohren, Schlaksigkeit, Pickel) wird dies oft nicht weiter problematisiert: „das kommt, wie es kommt“. Die Pubertät ist – wahrscheinlich auch aufgrund der inzwischen vorherrschenden Aufklärungstradition – selbstverständlich, ebenfalls normal geworden und scheint die Jungen im Wesentlichen nicht weiter zu beunruhigen. Ängste wegen der körperlichen Veränderung wurden von den Jungen auch rückblickend nicht geäußert. Nur gelegentlich klingt im Zusammenhang mit der Pubertät an, dass sich „hinterher zu sein“ negativ auswirken würde. Einige Male wurde genannt, dass der Körperwuchs noch nicht so stark wie gewünscht sei. Andererseits wird eine zu starke Entwicklung von denen abgewertet, die noch nicht so weit sind.

## **GELEBTE KÖRPERLICHKEIT: SPORT, KÖRPERPFLEGE**

Im Zusammenhang mit der „aktiv gelebten Körperlichkeit“ sind den Jungen vor allem zwei Bereiche besonders wichtig: Sport und Körperpflege.

*Sport und  
Körperpflege sind  
besonders wichtig.*

Bei der Aufzählung ihrer Freizeitaktivitäten stehen unterschiedliche Sportarten bei den Jungen oft an erster Stelle und nehmen den größten Raum ein. Allerdings wird hier auch oft übertrieben, indem sämtliche Sportarten aufgezählt werden, die die Jungen bisher ausprobiert haben – und das kann auch nur sehr kurz gewesen sein. Das wird allerdings oft erst auf Nachfrage zugegeben. Ein gesellschaftliches „Leitbild Sportlichkeit“ – das sich ja auch im schlanken, muskulösen Körper fassen lässt – scheint hier stark normativ wirksam zu sein. Beim Sport sind Körperlichkeit, Auseinandersetzung oder Beschäftigung mit dem Körper und entsprechende Gefühle wohl selbstver-

ständig. Sportliche Aktivitäten bewegen sich im Dreieck von Fitness, Gesundheit und Spaß. Spezifische Körpergefühle werden – etwa als „Lust an der Bewegung“ – eher selten angesprochen (anders als bei Krankheit!), ausgenommen davon das Gefühl des körperlichen „Geschafftseins“, das sich aber erst nach der sportlichen Betätigung einstellt. Das Thema „Sport und Körperlichkeit“ spricht die Jungen aber oft nicht an. Dies ist angesichts der Häufigkeit, in der Sport als Aktivität benannt wird, auffällig. Es scheint, als würde Sport treiben nicht zu Körperbezügen führen. Im Vordergrund steht beim Sport treiben meist ein (oft nicht weiter definierbarer) „Spaß“-Aspekt, der oft auch mit „Geselligkeit“ übersetzt wird: man lernt Leute kennen, schließt Freundschaften. Spaß hängt aber auch mit Erfolgreichsein zusammen, Misserfolge vermindern den Spaß. Leistung bzw. Leistungsfähigkeit, Mithalten können oder Konkurrenz sind Themen, die bei den Jungen schon eher in Bezug auf den Sport wichtig sind. Verletzungen dagegen gehören oft dazu, sie vermindern den Spaß genauso wenig wie – in Kampfsportarten – das „Einstecken-Müssen“. Für einige Jungen – insgesamt aber deutlich weniger – kommt der Wunsch nach Anerkennung hinzu: Im Sport können die Jungen zeigen, was sie können, Gewinnen bringt Anerkennung, aber auch die Anerkennung vor sich selbst spielt eine Rolle (der „Ich hab’s geschafft“-Effekt und merken, dass man besser wird). Nur wenige Jungen heben den Effekt der Körperbeherrschung als wichtigen Gesichtspunkt hervor.

*Erfolgreicher  
Sport macht Spaß und  
bringt Anerkennung.*

Körperhygiene und Körperpflege sind neben Sport das zweite „große“ Körperthema der Jungen. Die Benutzung von Kosmetikartikeln (in der Regel aus der „for men“-Abteilung) wird offen und selbstverständlich angesprochen. Manche Jungen zählen ganze Produktpaletten auf. Körperhygiene und „Gepflegtsein“ wird insgesamt als wichtig erachtet. Es fand sich kein Beleg, in dem Jungen Körperpflege und -hygiene abwerten. Schönheit, sich pflegen und Sauberkeit gehören für viele Jungen zusammen. Sich schön oder schick zu machen, ist ebenfalls weitgehend anerkannt und normal. Eitel sein gehört dazu, wenigstens „ein bisschen“. Rasieren ist – für Jungen, die bereits einen Bartwuchs haben – heute ein „Muss“, denn: „Das (Nicht-rasiert-Sein) hassen die Frauen.“ Die kosmetische Art der Körperpflege wird offenbar auch von den Medien gefördert: „Gerade was so in neuen Männerzeitschriften, Men’s Health anklingt, so was trifft eigentlich zu, dass man selber auch ein bisschen den Körper pflegt.“ Bei kleineren Jungen kommt es jedoch auch vor, dass sie sich zwar die Zähne putzen, dagegen nicht gerne duschen oder baden, aber auch ältere Jungen legen bisweilen nicht so großen Wert auf die kosmetische Körpergestaltung. Gelegentlich wird die Balance angesprochen, dass es

*Wenn Kosmetikartikel,  
dann „for men“*

3

eben auch nicht zu viel sein dürfe (z.B. zum Thema Gel). Wie schon mehrfach festgestellt, gilt auch hier: Balancehalten ist wichtig, „übermäßig“ ist auch in Bezug auf den Körper nicht gut.

## ETWAS FÜR DEN KÖRPER TUN

*Es kommt auf  
das positive  
Körpergefühl an.*

Es ist durchaus üblich, dass die Jungen, die wir befragt haben, in unterschiedlichen Ausprägungen etwas für ihren Körper tun – entweder ganz allgemein, im Bereich von Körperpflege und Fitness, oder aber speziell, vor allem als Muskelaufbauarbeit oder wegen Krankheiten. Dabei kommt es einigen der Jungen ganz bewusst auch auf das positive Körpergefühl an, das durch die Aktivitäten für bzw. mit dem Körper entsteht. Wenn sie etwas für den/mit dem Körper gemacht haben, stellt sich bei diesen Jungen ein positives Körpergefühl ein, ein „Wohlbefinden“. Diese Haltung, etwas für den Körper zu tun, wird mittlerweile auch über die Medien verbreitet und wird von einem Jungen sogar als „Bewegung“ bezeichnet. Die Sorge um den eigenen Körper, eine Einstellung, eher „vorsichtig“ mit dem Körper umzugehen, scheint weitgehend legitim. Nur sehr wenige Jungen berichten von einem eher funktionalen oder instrumentellen Umgang mit ihrem Körper.

*Die Jungen haben  
eine aktive und  
positive Einstellung  
zu ihrem Körper.*

Insgesamt haben die Jungen jedenfalls in der Tendenz eine aktive Grundeinstellung ihrem Körper gegenüber. „Etwas für den Körper zu tun“, ist Ausdruck für diese Haltung. Die meisten Jungen präsentieren sich dabei in unterschiedlichen Facetten (Körperbau, Gewicht, Kosmetik, Sport usw.) als „körperaktiv“. Auch wenn die Norm „Zufriedensein“ oder „darüber stehen“ gilt, kann – und soll – dennoch etwas für den Körper getan werden. Im Gegensatz dazu gibt es aber auch wenige Jungen, die eine eher „fatalistische“ Grundhaltung ihrem Körper gegenüber einnehmen: Der Körper ist so, wie er ist, da kann man doch ohnehin nichts ausrichten. Damit ist nicht eine hohe Körperzufriedenheit gemeint, sondern eine körperliche Schicksalsergebenheit dieser Jungen: „Du kannst den Körper ja nicht ändern.“

*Die Möglichkeit zur  
„Modellierung“ des  
Körpers ist begrenzt.*

Eine andere Position, die erlaubt, nichts für den Körper tun zu müssen, ist das Abfinden mit einzelnen Aspekten, die gemessen an Körpernormen aus der Sicht der Jungen kritikwürdig sein könnten. Dies kann sich auf einzelne Körperteile beziehen, wie etwa die Finger. Die Möglichkeit zur „Modellierung“ des Körpers ist begrenzt, das wird als normal oder „natürlich“ angesehen. Das „Abfinden“ mit Körpermängeln kann auch als eine Körpernorm unter Jungen gesehen wer-

den: „Man soll mit dem zufrieden sein, was man hat.“ Diese Norm wird auch nach außen vertreten in einer Haltung, die demonstriert: es ist mir gleichgültig, wie andere mich sehen. Hinter dieser Haltung verbirgt sich jedoch auch eine andere, kränkbare Seite, weil die Normen eben doch wirksam bleiben.

- B: Ja, es ist halt so (...) ich hab einen Ranzen (dicker Bauch) und rauch' halt, ja, mein Gott, ich mein, ich hab da keine Probleme, ich kann auch so ins Freibad gehen. Mir ist es egal, was die anderen Leute dann denken, wie ich ausseh' oder so.
- I: Das ist dir egal oder ist es dir nicht egal?
- B: Ja. Doch. Hmm, vielleicht ganz egal ist es einem wahrscheinlich nicht. Ich mein, ich kann damit leben.

Immer wieder wird erwähnt oder betont, dass jeder mit seinem Körper umgehen könne, wie er will. Dem widersprechen allerdings die Aussagen der übergewichtigen Jungen, die nicht der Norm entsprechen; sie berichten von zum Teil massiven und verletzenden Angriffen – die allerdings auch wieder den Ausschlag geben können, etwas oder mehr für den Körper zu tun. Die gängigen Körpernormen unter den Jungen – einigermaßen gut aussehen, etwas Muskeln, nicht zu mager und nicht zu dick, einigermaßen fit – vermitteln sich aber dadurch, dass die befragten Jungen aus diesen Gründen aktiv mit ihrem Körper umgehen, etwas für den Körper machen. Zu diesen Gründen zählt auch das „Ausgleichsmotiv“, das uns auch in Bezug auf Gesundheitsthemen aufgefallen ist: wer dem Körper etwas zumutet – z.B. zu wenig Bewegung –, führt ihm wieder etwas zu – um einen Ausgleich zu haben. Viel wichtiger ist aber der Eindruck, dass sich viele Jungen selbst als verantwortlich fühlen, den Körpernormen zu entsprechen und deshalb etwas für den Körper tun – und nicht etwa (wie dies bei anderen Jungen der Fall ist), um sich wohl oder besser zu fühlen.

Auch bei denjenigen, die nicht als „Looser“ erkennbar sind, droht oft die Abwertung, nämlich den „Ansprüchen nicht gewachsen“ zu sein oder „nicht mithalten können“ oder körperlich – etwa vom Aussehen oder der Fitness her – eben „nicht okay“ zu sein: „Wer einen durchtrainierten Körper hat, ist okay.“ Dieser soziale Konkurrenzdruck schwingt als Hintergrund bei den Aussagen mit, auch wenn er nur selten so direkt benannt wird. Um ihn abzuschwächen, wird betont, oft fast beschworen, dass es „natürlich“ auch auf den Charakter, die Persönlichkeit ankommt.

*Die Jungen  
fühlen sich für  
ihren Körper  
verantwortlich.*

*Wer körperlich  
nicht mithalten  
kann, setzt  
auf Charakter.*

3

*Balance als  
ungeschriebenes  
Gesetz*

Diese beiden Dimensionen der körperlichen Außensicht und der Innensicht müssen von den Jungen vermittelt werden. Für die Jungen ist wichtig, die Balance (als ungeschriebenes Gesetz) zu halten zwischen dem „Etwas-Tun“ und dem „Zu-viel-Tun“. Sie dürfen den Körper nicht vernachlässigen, ihn aber auch nicht zu wichtig nehmen; das Aussehen wird von der sozialen Umwelt selbstverständlich wahrgenommen, es darf aber nicht zu stark betont werden usw. Es ist schwierig, „beides“ gleichzeitig in einem Körper(verständnis) unterzubringen. Deshalb ist es naheliegend, dass auch in dieser Antwortdimension die Intention des Balancehaltens auffällt.

*Optischer Eindruck  
ist wichtig.*

In Bezug auf die aktive Einstellung dem Körper gegenüber gilt ein Hauptinteresse dem Aussehen. Das Aussehen, der „optische Eindruck“ ist den Jungen wichtig. Deshalb leiden diejenigen Jungen deutlich, die viele Pickel haben. Was für das Aussehen zu tun, heißt dann, etwas gegen Pickel zu unternehmen. Primär wird häufig betont, dass dabei der Selbstbezug im Vordergrund steht. Wenn Jungen etwas für den Körper – nicht nur in Bezug auf das Aussehen – machen, dann vor allem wegen „sich selbst“. Erst auf Nachfrage oder bei der weiteren Erläuterung stellt sich dann der Aspekt der Außensicht ein. Dasselbe gilt auch für den Aspekt der körperlichen Fitness. Im Fitness-Bereich werden auch jenseits von intensiver ausgeübten Sportarten vielseitige Aktivitäten aufgeführt, z.B. (oft genannt) Fahrradfahren, Schwimmen gehen, oder Freizeitsport (Laufen, Streetball) (auch wenn vermutet werden kann, dass viele davon nur sehr begrenzt zum Tragen kommen). Wichtig ist den Jungen in Bezug auf die Fitness das Spaßäquivalent, Fitness und Spaß gehören offenbar zusammen. Allerdings tauchen unter dieser Oberfläche bisweilen auch Konkurrenz- und Leistungsthemen auf.

*Normales  
Körpergewicht  
wird angestrebt.*

Das Ziel, ein möglichst „normales“ Körpergewicht zu halten oder zu bekommen, wird ebenfalls häufig als ein Grund für Körperaktivitäten und überdies als recht „selbstverständlich“ gesehen. Wie oben erwähnt bezieht sich dieser Aspekt sowohl auf ein zu hohes wie auch auf ein zu geringes Körpergewicht. Manche Jungen tun etwas für den Körper, um nicht zu dick zu werden – dies bezieht sich meistens auf Bewegung und Ernährung. Viele Jungen haben Hanteln oder andere Fitnessgeräte zu Hause, mit denen sie ihre Muskeln trainieren. „Etwas mehr Muskeln“ ist eine Eigenschaft, die sich sehr viele Jungen wünschen, unabhängig davon, ob sie nun gezielt etwas dafür tun oder nicht. Muskeln „sehen gut aus“, nicht wenige Jungen machen ihr Aussehen am Muskelbefund fest. „Extreme“ Muskeln zu haben, ist allerdings eindeutig verpönt, Bodybuilder-Figuren sind für Jungen ganz sicher nicht attraktiv: „Muskeln finde ich schon gut, aber nicht zu

viele.“ Das richtige Maß – also ausreichend – Muskeln zu haben, führt zu Zufriedenheit mit und Stolz auf den eigenen Körper. Bei dem Ausmaß, das für die Muskelbildung verwandt werden darf, kommt es wiederum auf die Ausgewogenheit an. Zu viel für die Muskeln zu tun, wird abgewertet. Idealer ist es, wenn man dafür nichts „extra machen“ muss, sondern wenn man „automatisch“ Muskeln bekommt, etwa durch Klettern oder Fußballspielen.

*Ein paar Muskeln  
„sehen gut aus“.*

Für einen kleinen Teil der Jungen bedeutet „etwas für den Körper tun“, den eigenen Körper zu befähigen, sich zu schützen. Dieses Motiv taucht vor allem bei Migranten- und unterschichtsangehörigen Jungen auf und gilt dort, wo sich die soziale Umwelt tendenziell als bedrohlich darstellt (oder – mehr ideologisch – als bedrohlich konstruiert wird). Kritisch betrachtet kann diese Art „körperlicher Ausrüstung“ zwar zur Gewalteskalation führen. Andererseits gilt zu berücksichtigen, dass die Jungen sich tatsächlich als schutzbedürftig erleben. In ihren Augen lernen sie Körpertechniken, tun sie auch etwas für ihren Körper, um sich im Streitfall verteidigen zu können, und zwar gegen eine zahlenmäßige Übermacht oder gegen ältere Jungen. In diesem Zusammenhang werden von den Jungen stets Situationen der Unterlegenheit angesprochen. Sich verteidigen zu können, erscheint so gewissermaßen als überlebensnotwendig (und daneben auch als Auftrag der „Ehre“), etwas für oder mit dem Körper zu tun, um sich verteidigen zu können, ist dann notwendig und zunächst zu akzeptieren, auch wenn dieses Moment vielleicht moralisch oder rational gar nicht so nahe liegt.

## **SCHLÄGEREI UND KÖRPERKAMPF**

Schlägereien, körperliche Kämpfe und Auseinandersetzungen gehören bei einer spezifischen Gruppe – nämlich bei einem Teil (!) der männlichen Unterschichtsjugendlichen und der jugendlichen Migranten – zur durchaus üblichen Form der Körperlichkeit. Diese Differenzierung ist wichtig, denn bei einem anderen Teil aus dieser Gruppe sind Schlägereien abgewertet. Allgemein lehnen oder werten viele Jungen Schlägereien als Form der Konfliktbearbeitung ab, auch wenn sie in körperliche Auseinandersetzungen verwickelt sind oder werden.

*Nur ein Teil der  
männlichen  
Unterschichts-  
und Migranten-  
jugendlichen neigt  
zur körperlichen  
Gewalt.*

Die Aussagen eines Teils dieser Jungen und vor allem die bisweilen ausufernde Länge der Beschreibungen von Kämpfen lassen die Deutung zu, dass Schlägereien – jenseits von Aggressions- oder Gewaltaspekten und auch jenseits der Thematik von männlicher Ehre – eine in den Augen einiger Jungen durchaus legitime Form der Körper-

lichkeit darstellen. Schlägereien als Form des Kontakts zwischen den Jungen, aber auch unter verschiedenen Cliquen oder „Gangs“ sind Auseinandersetzungen, die bis zu einer relativ klaren Status- und Altersgrenze gestattet, bisweilen selbstverständlich sind; Schlägereien gehören für sie zur Jugendphase dazu. Die Grenze liegt beim Ausbildungsabschluss, bei der festen Partnerschaft oder der Familiengründung. Über Schlägereien vermittelte Körperlichkeit ist demnach etwas Episodenhaftes und irgendwann ohnehin wieder vorbei. Innerhalb dieser Zeit sind Schlägereien eine Form, in der die Jungen Spaß haben, sie stellen Spannung und „Action“ her, erlauben, sich zu bewähren und führen dabei auch zu einer Art „körperlicher Resonanz“, indem sich die Jungen selbst körperlich spüren („Für mich war es [die Schlägerei] gut“), genauso wie sie die anderen Jungen in ihrer Körperlichkeit wahrnehmen können.

*Jungen, die sich  
körperlich  
durchsetzen,  
erfahren  
Anerkennung.*

Darüber hinaus erhalten die Jungen über diese Form der Körperlichkeit Anerkennung (die ihnen möglicherweise in anderen Lebensbereichen versagt ist). Für den Aspekt der durchaus wahrnehmbaren, über Schlägereien vermittelten Körperlichkeit spricht auch, dass manche Jungen über unausgesprochene Absprachen in Bezug auf die Kampfintensität berichten; nur so ist es auch erklärbar, dass die Verletzungen sich in Grenzen halten (oft handelt es sich dabei eher um ein Versehen), auch wenn Waffen, wie z.B. Schlagstöcke, eingesetzt werden. Ist diese Form der Körperlichkeit nicht kulturell verankert, ist die Verletzungsgefahr größer, sowohl was die Wahrnehmung der eigenen Verletzung und Schmerzen angeht, als auch das Erleben der Grenzverletzung, wenn ungeschriebene Gesetze (z.B. Schutz der Hoden) nicht eingehalten werden. Die Jugendlichen in solchen kulturellen Bezügen haben keine Angst, Schlägereien sind „normal“, gehören dazu. Diese Einstellung hat eine gewisse Funktionalität: man muss mithalten können, sich wehren können und wissen, wie das geht. Sich schlagen können hat demnach auch Seiten der Körperkompetenz. Verletzungen, auch schmerzhaftes, werden in Kauf genommen – sie gehören eben dazu. Wahrscheinlich kann es sich ein männlicher Jugendlicher gar nicht leisten, groß über Verletzungsgefahren, bleibende Schäden, Schmerzen oder Ängste nachzudenken, weil er dann nicht 100%ig körperlich einsatzfähig wäre.

Problematisch ist in Bezug auf die Schlägereien vor allem die unterschiedliche kulturelle Definition. Unterschichts- oder Migrantenjungen, die diese Form der Körperlichkeit als kulturell selbstverständlich annehmen, werden durch die eindimensionale Festlegung „Schlägerei ist immer Gewalt“ in eine Ecke gedrängt, in der sie sich selbst gar nicht sehen. Solche Definitionen der Jungen, aber vor allem



der Erwachsenen, können als Form der kulturellen Zuschreibung und als kulturelle Konflikte bzw. Ausgrenzung gesehen werden. Es gibt einige Anzeichen dafür, dass dies unter Jungen auch geschieht (in der Bewertung von Schlägereien). Auch die Abwertung dieser Form der Körperlichkeit in den Schlüsselpersoneninterviews gibt dafür Hinweise: Die mittelschichtorientierte Moral der Mitarbeitenden in sozialen Arbeitsfeldern kann den Gehalt von Schlägereien als Form der Körperlichkeit nicht positiv bewerten (sondern lediglich als „falsche“ Konfliktbearbeitung, Aggression und Gewalt abwerten). Darauf weisen auch die wenigen Berichte der Jungen über Situationen hin, in denen sie von Erwachsenen Hilfe eingefordert haben (bei Lehrern/Lehrerinnen und der eigenen Mutter). Diese Hilfe wurde ihnen in keinem Fall zugestanden. Vielmehr haben die Erwachsenen „nichts“ getan oder lediglich mit moralischen Mitteln versucht zu vermitteln.

*Unterschichts- oder Migrantenjungen nehmen körperliche Gewalt als kulturell selbstverständlich an.*

In dieser Szenerie eher aggressiver Körperlichkeit erhält der Schutz des eigenen Körpers und der körperlichen Unversehrtheit eine besondere Bedeutung. Die soziale (Jungen-)Umwelt wird von dieser Gruppe der Jungen als bedrohlich wahrgenommen und gedeutet. Diese Bedrohung bezieht sich neben der Gefahr der körperlichen Verletzungen auch auf die soziale Integrität (vgl. den Abschnitt zu „Männliche Ehre“ in Kapitel 3.2). Angenommene oder fantasierte Ehrverletzungen sind häufig Anlass für Schlägereien. Sich schützen und sich verteidigen zu können, gilt vor diesem Hintergrund tatsächlich als ein wichtiger Aspekt (und nicht lediglich eine herangezogene Legitimation für körperliche Aufrüstung). Sich körperlich fit zu machen oder zu halten, sich und vor allem ihren Körper für den Kampf auszubilden, ist unter dieser Perspektive sehr wichtig. Mehrere Jungen betonen, dass sie Kampfsport machen, um sich zu wehren, sich zu verteidigen: „Das ist ja Straßenkampf zur Verteidigung.“ Zum Schutz anderer Cliquenmitglieder ist körperlicher Einsatz ebenfalls erforderlich: „Wenn ein Freund geschlagen wird, da geht man nicht einfach vorbei.“ Auch im Bereich des Schutzes wirkt der unausgesprochene Körperkodex. Verletzende Kampfsporttechniken werden – zumindest dem Anspruch nach – erst dann wirklich eingesetzt, wenn der Gegner eine Waffe trägt. Das körperliche Fitsein im Bereich von Schlägereien kann bis zur Abschreckungstaktik gehen: „Die haben mich immer geärgert. Und seitdem, wo ich Judo mach’ (...), seitdem greift mich halt niemand mehr an.“ Unabhängig von der moralischen Bewertung ist die Funktion des körperlichen Schutzes (auch in Zusammenhang mit dem Schutz der Ehre) möglicherweise bei einem Teil der Jungen ein wichtiger Ansatzpunkt zur Körperthematik, auch im Hinblick auf Gesundheit und Sexualaufklärung. Der Auftrag, „sich und seine Freunde zu

*Angenommene oder fantasierte Ehrverletzungen sind häufig Anlass für Schlägereien.*

3

schützen“, kann Zugänge zu den Jungen öffnen, die eher mittelschichts-orientierten Legitimationen verschlossen bleiben.

*Der Körper als  
Medium*

Insgesamt ist den Jungen ihr Körper sehr wichtig. Gleiches gilt für die Themen, die sich um die Körperlichkeit bzw. um den Körper der Jungen drehen. Beides steht in krassem Gegensatz zur Einschätzung der Erwachsenen aus den Schlüsselpersoneninterviews. Über den Körper können Aspekte der Persönlichkeit(sentwicklung) in symbolischer Form angesprochen werden. Eine besondere Bedeutung des Körpers resultiert zudem aus seiner Funktion als Medium: als Medium zur Vermittlung von Identitätsaspekten, als Darstellungsmedium, als Medium zur Verkörperung des Jugendstatus' usw. Neben ihrer sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist der Körper das zentrale Darstellungsmedium ihrer Person, weil es den meisten Jungen an den Insignien des Erfolgs der Erwachsenen mangelt. Ihre Zufriedenheit mit dem Körper kann auch als Gegenimpuls zu männlichen Körperidealen und zur aktuellen Körpermoral gesehen werden. Die Jungen orientieren sich kaum an einem „objektiven Maßstab“, sondern setzen sich subjektiv-individuell davon ab. Dies spricht für die verbreitete Bewältigungskompetenz des Balancehaltens zwischen von außen herangetragenen Ansprüchen (Werbung, Medien, Bildung, Präventionsbemühungen), eigenen Zielvorstellungen und der eigenen körperlichen Realität.

## 3.5 SEXUALITÄT UND SEXUALAUFLÄRUNG

*Für die Untersuchung  
ist der persönliche  
Umgang („weicher“  
Sektor) mit  
Sexualität wichtig.*

Bei der Erstellung des Leitfadens sind wir davon ausgegangen, ein direktes Abfragen oder Erfassen sexueller Betätigung der Jungen und männlichen Jugendlichen möglichst zu vermeiden. Zum einen sind die quantifizierbaren „harten“ Fakten wissenschaftlich bereits relativ gut erfasst, zum anderen wollten wir – wie in vergleichbaren sexualpädagogischen Situationen – vor allem danach gehen, wie Jungen sich von sich aus öffnen („weicher“ Sektor). Sexualität sollte als Thema dann und in dem Kontext angesprochen werden, wo sie bei den Jungen anklingt – auch damit sie das jeweils für sie richtige Maß von Offenheit und Abgrenzung selbst bestimmen konnten.

Bis auf Ausnahmen haben die Befragten nicht detailliert über ihre sexuellen Erfahrungen berichtet und wenn, dann eher retrospektiv (z.B. beim Thema „erstes Mal“).

## 3.5.1 SEXUALITÄT – VORSTELLUNGEN, HALTUNGEN

Es wurde deutlich, dass Jungen Sexualität im engeren Sinn nicht isoliert verhandeln, sondern überwiegend sozial eingebunden denken – z.B. integriert ins Thema Freundschaft/Beziehung, in Bezug auf den Status unter Freunden/in der Clique, hinsichtlich der Akzeptanz durch die Eltern und nicht zuletzt als Thema ihres Selbstbezugs. (Das Thema Sex taucht deshalb auch bei anderen Kategorien auf.) Sobald man als Erwachsener anfängt, aus dem Eingebetteten etwas an- und damit herauszuschneiden, nimmt man etwas von der integrierten Realität der Jungen weg<sup>77</sup>.

Der verbreitete Anspruch an die Jungen, dieses ganze Feld ständig reflektierbar und thematisierbar zu halten, setzt einen sezierenden Blick voraus und beendet – vorübergehend – die eingebundene Existenz der Sexualität. Zum einen – so ist unsere Erfahrung – sperren sich Jungen gegen diese Art des Zugriffs, zum anderen würde das nicht dem von uns vorgesehenen Ansatz bei den Zugangsweisen der Jungen entsprechen und Ergebnisse entsprechend verändern.

*Das Thema Sexualität ist bei Jungen sozial eingebunden.*

*Gegen eine ständige Präsenz des Themas Sexualität sperren sich die Jungen.*

## 3.5.2 DIE ANNÄHERUNG AN EINE BEWUSSTE SEXUELLE EXISTENZ

Jüngere Jungen nahmen die Geschlechterdifferenz überwiegend als noch nicht sehr bedeutsam wahr, sie kennen kaum erotische Spannung. Entsprechend begrenzt ist ihr Interesse an Sex oder Liebe – „Das ist nicht spannend, sondern langweilig!“ – sie lesen etwa „lieber BRAVOsport als BRAVOpur“. Sexualität ist oft noch ein klar abzugrenztes Gebiet, das dann beginnt, „wenn man aufeinanderliegt“. Über die eigene Sexualität ist entsprechend wenig mitzuteilen, die Äußerungen zu diesem Thema bewegen sich also mehr auf der Ebene von Vorstellungen, Ansichten und Einstellungen und weniger auf der eigenen Erfahrungen. Das gilt oft auch noch für die schon etwas älteren Jungen, die sich allerdings im Interview – ganz legitim – auch immer wieder vor dem verbalen Zugriff auf ihr Intimleben durch Schweigen zurückgezogen oder durch das Beibehalten einer mehr allgemeinen Ebene geschützt haben.

*Jüngere Jungen äußern sich über Sexualität aus der Fantasie heraus, ältere Jungen schweigen lieber.*

<sup>77</sup> „Penis“ ist auf einer nicht reflektierten Ebene „ein Teil von mir“, angewachsen, er steht für genitale Sexualität, ist mit den Themen „Pinkeln“, Waschen, Selbstbefriedigung usw. verbunden, ohne dass darüber differenziert nachgedacht werden müsste. Fragt man gezielt nach einem Teilbereich (z.B. Selbstbefriedigung oder Phimose), dann wird etwas aus dieser Realität herausgelöst und damit reduziert.

Auch die eigenen Geschlechtsteile waren – außer im direkt körperlichen oder gesundheitlichen Sinn – kaum Gesprächsgegenstand. So geht es etwa um die Penisgröße, wenn ein Junge bedauert „dass er noch nix zwischen den Beinen hat“ und seinen Penis gerne vergrößern würde. Er denkt dabei an ein mechanisches Gerät. Seine beiden Freunde sind vorläufig zufrieden mit der Größe ihres Penis und geben sich optimistisch: „Das wird noch wachsen.“

*Das Wissen der Jungen über das Zustandekommen einer Erektion ist gering.*

Bei den Straßeninterviews haben wir nach der Ursache für die „Morgenlatte“ und danach gefragt, wie eine Erektion zustande kommt. Obwohl diese Fragen eher kognitiv zu verstehen waren, sind die entsprechenden Antworten doch auch aufschlussreich dafür, wie Jungen mit sich selbst als sexuellem Wesen gedanklich umgehen und klar kommen. Das liegt nicht zuletzt daran, dass das Wissen in diesem Bereich sehr gering ist, so dass die Jungen eher assoziativ geantwortet haben. Ob das Zustandekommen einer Erektion eher mit Anspannung oder Entspannung zu tun hat, gibt so Einblick darin, mit welchen Konzepten die Jungen ihre physiologischen Körperzustände und die sexuelle Situation deuten. Die Vertreter der Anspannungs- und der Entspannungshypothese halten sich bei unserer Befragung etwa die Waage. Etwa die Hälfte der Jungen gaben an, dass sie keine Ahnung haben, wie morgendliche Erektionen entstehen. Etwa gleich viele nannten sexuelle Träume als mögliche Ursache. Vereinzelt, eher physiologisch orientierte Erklärungsversuche waren der Blutstau durch die gefüllte Blase – wobei das als „kindliche Erklärung, also eher falsch“ bezeichnet wurde –, die „Pubertät – wegen den Hormonen“ – und eine Art körpereigenes Testprogramm für Sexualität.

Es scheint, als ob die Jungen aus Bruchstücken populärmedizinischen, psychologischen und biologischen Wissensbeständen jeweils für sich eine subjektive Theorie konstruieren, die dann nicht mehr überprüft oder weiterverfolgt wird. Ohne gesicherte Fakten ist das ein Einfallstor für allerlei mythologische Aufladungen. Obwohl die Jungen täglich mit Erektionen umgehen (müssen), begnügen sie sich mit Vermutungen oder mit dem Stand eines (Halb-)Wissens. Interessant erscheint uns, dass auch genauere Informationen<sup>78</sup> über diese Fragen letztlich wieder abzusinken scheinen: „Der (Penis) muss ein bisschen ausdehnen oder so was, ich weiß nicht genau, aber ich weiß, dass das immer passiert, am Morgen ist das immer so, bei mir wenigstens, also es ist immer dann ziemlich steif, wenn ich dann aufwache,

<sup>78</sup> In der Literatur findet sich ein Modell mit mehreren Faktoren, zu denen neben eher volkstümlichen Erklärungen wie „Blutstau“ und „Träume“ ein erhöhter morgendlicher Testosteronspiegel und die Notwendigkeit einer – mehrmals nächtlich – verbesserten Durchblutung der bei nicht erigiertem Penis angespannten Schwellkörpermuskulatur durch Erschlaffung gehören (vgl. KARATEPE 1993, 225f.; SIEWERT/SIEWERT 1992).

aber ich glaub es hat – keine Ahnung, was es – ich hab es mal in der Schule gelernt, aber jetzt weiß ich natürlich nichts mehr.“ Für diese Tendenz kommen zwei Erklärungsmöglichkeiten in Frage: entweder ist die „Morgenlatte“ für die Jungen so normal und alltäglich, dass sie nicht mehr darüber nachdenken, oder es ist ihnen so unangenehm, dass sie den Gedanken daran verdrängen. Nur ein Junge bringt die Morgenlatte direkt mit einem angenehmen Zustand in Verbindung.

Auch Selbstbefriedigung als vermutlich am häufigsten praktizierte Form sexueller Betätigung erscheint in den Interviews nur sehr selten und höchstens indirekt. Aber das Thema ist keineswegs mit einem „Tabu“ belegt, sondern durchaus ansprechbar, auch ohne Nachfragen der Interviewer. Eigene Selbstbefriedigung hat in der Thematisierung nur wenig von einer Selbstverständlichkeit, über die man – im geschützten Rahmen des Interviews – auch mal reden kann.

Selbst „richtigen“ Sex zu haben, ist wichtig für den eigenen Status und vor den Freunden. Dabei wird versucht, auch Storys loszuwerden, um die Differenz zwischen (Status-)Wunsch und Realität zu bewältigen. Ein Problem ist entsprechend die Zuverlässigkeit der berichteten Erfahrungen, „weil manche sagen dann: ‚häh, das stimmt doch gar nicht‘“. Auch in den Postskripts der Jungen-fragen-Jungen-Interviews wurde fast immer die Frage der Glaubwürdigkeit des Berichteten thematisiert. Dies gibt einen weiteren Hinweis darauf, wie allen Jungen klar ist, dass viele Berichte nur ungefähr reale Bezüge aufweisen. Peinlich ist es, wenn solche Ungereimtheiten aufgedeckt werden. Umgekehrt kann es schwierig werden (muss aber nicht), wenn ein Junge zugeben muss, dass er noch gar keine Freundin und entsprechend keinerlei sexuelle Erfahrungen hat.

Diese Drucksituation lösen Jungen durch „es muss was gehen“- oder „am nächsten Tag, da muss ich ...“-Planungen auf. Eine andere Möglichkeit sind sexuelle Fantasien über das, was Mädchen angeblich wollen; manche gehen zum „Spannen“ ins Freibad oder an einen FKK-Strand. Andere Jungen berichten ihre – abgewehrte – Fantasie zu „spannen, wenn es andere tun, aber das machen manche, das ist schlecht“.

*Selbstbefriedigung als Thema ist für die Jungen kein Tabu, die eigene Selbstbefriedigung schon.*

*„Richtigen Sex“ zu haben ist wichtig für den Status.*

3

## WAHRHEIT UND DICHUNG

*Reden über Sex  
in Form von Sprüchen  
und Witzen ist  
die beliebteste und  
am meisten verbreitete  
Bewältigungsform, die  
schon im „zarten“ Alter  
eingesetzt wird.*

Jüngere Jungen berichten, wie sie von anderen Jungen durch Sprüche mit sexuellen Bezügen aufgezo-gen werden, umgekehrt aber auch, dass ihnen das selbst Spaß bereitet. „Ah ja, der Pimmel ist genauso gut für Sonja, zum Babys machen‘ oder so irgendein Scheiß.“ Auch für die schon etwas Älteren sind sexuelle Andeutungen und Scherze ein gutes Medium, um das „heiße“ Thema Sexualität im Gespräch zu halten, ohne dabei – sowohl mangels eigener Erfahrung als auch auf Grund von Intimitätsvorstellungen – in eine ernste, vielleicht bedrohliche Tiefe zu geraten. Eine Grenze beginnt für viele Jungen bei dem, „was hinter der Schlafzimmertür von meiner Freundin und mir geschieht“. „Richtige“, praktizierte Sexualität gehört tendenziell in den Privatbereich, der auch in geschütztem Rahmen etwa unter guten Freunden nur selten verlassen wird.

Provokative Sprüche aus der geschützten Reihe der Freunde sollen mitunter auch bei der Anmache gegenüber Mädchen helfen. Viele Mädchen lassen sich darauf nicht ein, sondern reagieren abweisend, was die Jungen durchaus auch registrieren, aber abwertend wenden: „Die verstehen eben keinen Spaß.“ Andere Mädchen nehmen dagegen den Faden auf und kontern den verbalen Zugriff. „Sag ich: ‚Die ficken hey – ‘, sagt die: ‚Du kannst doch gar nicht!‘“

Eine ganz bestimmte Terminologie markiert das für die Jungen in Wirklichkeit sicher schwierige Terrain und demonstriert Sicherheit und Kompetenz. Mit „öffentlich“ geäußerten Sprüchen gibt man sich dagegen als jemand zu erkennen, der Bescheid weiß darüber, wie es mit der Sexualität läuft. Insbesondere in den Gruppeninterviews regten sich die Jungen gegenseitig dazu an, sich entsprechend zu produzieren, was teilweise sicher auch als Provokation gegen die erwachsenen Interviewer gemeint war. Sex geht dann „drüber und weg“, ein Mädchen wird beschrieben mit „geiler Körper“, Konkurrenz unter Freunden wird sprachlich zur gemeinsamen Belustigung aufgelöst: „Ich hab sie in den Arsch gefickt und er vorne und ab geht’s Junge!“ Darunter leiden Vorstellungen einer partnerschaftlichen Austauschbeziehung. Die gleiche Sprachform wird gewählt, um eigene Erlebnisse zu fassen, mitzuteilen und aufzuwerten.

*Sexuelle Fantasien  
bestimmen die  
Erzählform  
bestimmter Jungen.*

Bestimmte Jungen lassen anklingen, wie beliebt bei ihnen Geschichten über sexuelle Abenteuer sind, ebenso Storys, wie man Mädchen abschleppt, und in Erzählform gekleidete sexuelle Fantasien. „Wenn meine Eltern manchmal nicht zu Hause sind, dann sagen wir ‚ja, rufen wir das Mädchen an‘ oder so, und dann packen wir die ein bisschen

oder so. (...) Und freitags schlagen wir immer zu.“ Der gleiche Junge berichtet aber, dass er mit seiner letzten Freundin knapp eine Woche zusammen war und sie „aber nur geküsst“ hat. „Wir gehen meistens am Wochenende, – also Ficken manchmal, also meistens, also oft, also wir ficken auch.“ Der Erzähler hat aber gerade keine Freundin und die letzte gerade mal eine Woche – Storys erzählen aber nur die anderen Jungen, das ist Ehrensache. „Also bei uns ist das keine Story. Das sind keine Storys – bis jetzt halt hat niemand gelogen. Das stimmt alles.“ Vermutlich haben die Jungen, die nichts dergleichen oder die sich eher abfällig dazu äußern, nicht weniger solche Vorstellungen und Fantasien, sondern größere Vorbehalte, diese im Interview zu äußern.

Neben der hohen Bedeutung, die diese sprachliche Ebene für die Vermittlung von Vorstellungen über Sexualität unter Jungen hat, ist zu vermuten, dass auch pornografisches Material solche Fantasien und Storys speist. Darauf angesprochen, geben Jungen sowohl Attraktion als auch Ablehnung zu erkennen. Die Relevanz und – für viele Jungen zunächst vorrangige – Problematik der Annäherungssituation wird mehrfach im Zusammenhang mit der für sie unrealistischen Darstellung von Sexualität in Pornos genannt. Andere Jungen begründen ihre Ablehnung von Pornografie wiederum mit dem Vorrang der eigenen, „richtigen“ Sexualität: „Ich schalte wieder um. (...) Weil ich es lieber selber machen würde als angucken.“ Dass die Jungen den Konsum Pornografie insgesamt eher ablehnen, ist neben einer statusbedingten Betonung der „Selbsterfahrung“ vermutlich auch eine Folge „offizieller“ und entsprechend auch im Interview geäußelter Moral – und entspricht dann der öffentlichen Kritik an Pornografie im sozialen Kontext der Jungen. Obwohl die meisten Jungen, die zum Thema Pornografie befragt wurden, einschlägige Erfahrungen haben, berichten nur die wenigsten Jungen ohne Relativierung oder moralische Einschränkung davon. Pornos scheinen für Jungen trotz aller Relativierung im Vergleich zur Realität ein wichtiges Medium für Vorstellungen über Sexualität zu sein. Ihre sexualaufklärende Wirkung wird zumindest an einigen Stellen benannt (vgl. unten den Abschnitt „Mediale Sexualaufklärung“).

Eine andere Art von sexuellen Mythen in Form von klaren, konkreten Verhaltensregeln wird vereinzelt benannt, ist jedoch keiner bestimmten Quelle zuzuordnen. Funktional dienen sie vermutlich wiederum dazu, die komplizierte, undurchschaubare Materie Sexualität für die Jungen greifbarer zu machen und sie auch einfacher handhaben zu können, z.B.: „Nach jedem Geschlechtsverkehr muss man duschen“; „Sex baut auch ab (...) in der Woche zweimal, das reicht.

*Pornografisches  
Potential schürt die  
sexuellen Fantasien  
der Jungen.*

*Bestimmte  
Verhaltensregeln  
helfen den  
Jungen, Sexualität  
greifbar zu machen.*





Oder einmal. Sex ist halt so, am Anfang hast du es gern, aber wenn du es mal regelmäßig machst, dann hast du auch Schmerzen davon.“

## **JETZT WIRD'S ERNST – PRIME SEX UND BEZIEHUNG**

*„Beim ersten Mal  
schämt man sich  
mal voreinander.“*

Das „erste Mal“ ist ein Topos, an dem sich Vorstellungen über Sexualität verdichten und aufladen. Dem entspricht die öffentliche Thematisierung etwa in der BRAVO, in der Ratgeberliteratur usw. In das „erste Mal“ wird dabei teilweise die gesamte Annäherungs- und Beziehungsproblematik mit hineingenommen, so dass darin ein überaus bedeutsamer und zugleich belastender Moment des Sexuallebens vorgestellt wird. Bei den Interviews war es ein Thema, für das viele Jungen vor allem retrospektiv relativ leicht zugänglich waren. Die Anzeichen für eine besondere Belastung hielten sich bei den Befragten in Grenzen. Ein Thema war dabei die noch nicht abgeschlossene eigene körperliche Entwicklung, die vorausblickend als Anlass für Irritationen genommen wird.

*Retrospektiv erscheint  
das „erste Mal“  
oft als unspektakulär.*

Retrospektiv erscheint das „erste Mal“ dagegen oft als unspektakulär, wenn auch nicht immer optimal, und nur manchmal schwierig. Die Schwierigkeiten und Ängste entstehen hauptsächlich dann, wenn in Ermangelung praktischer Erfahrung die Vorstellungswelt negativ okkupiert und blockiert wird. Jungen sind dann mit ihren Fantasien beschäftigt, ihrer Partnerin weh zu tun, ihr den Spaß zu verderben, alles falsch und kaputt zu machen. Zum anderen wird die Frage, ob man der neuen Situation gewachsen sein wird, mit der nach der eigenen Potenz verknüpft, die dann unter Beweis zu stellen ist. Versagensängste nimmt in der Regel erst die eigene sexuelle Erfahrung. Mit einem gewissen Stolz und um Anerkennung zu erhalten, berichten dann manche Jungen, wann und wie sie „es“ hinter sich gebracht haben. Viele Jungen erinnern ihr „erstes Mal“ als positive Erfahrung, die sich aber teilweise gar nicht so sehr von anderen oder weiteren sexuellen Erfahrungen abhebt – es war eher „normal“. Einige Jungen machen deutlich, dass sie sexuelle Erfahrung, sexuelles Lernen mehr als Kontinuum erleben, in dem der erste „richtige“ Geschlechtsverkehr nicht mehr die enorme Bedeutung hat. Sexuelle Erfahrungen mit der ersten Freundin und in den ersten Beziehungen sind insgesamt wichtig und prägend, das erste Mal wird als eher zufällig gar nicht mehr genau erinnert, es ist zwar für den eigenen Status wichtig, gilt aber nicht als der entscheidende qualitative Sprung in der sexuellen Entwicklung und für die eigene Männlichkeit (vgl. dazu in Kapitel 3.1 den Abschnitt „Männlichkeit und Sexualität“). Problematisch erscheint aus dieser Perspektive die mediale Aufladung des

*Viele Jungen erinnern  
sich positiv an ihr  
„erstes Mal“.*

ersten Mals, z.B. in der Ratgeberliteratur, weil sie mit einer teilweise mythischen Überhöhung die Jugendlichen, die „es“ noch vor sich haben, verunsichert und entsprechend die Nachfrage des präsentierten Themas mitproduziert.

Die eigene Unerfahrenheit ist so gesehen keine absolute, sondern relativ, und auch in den verschiedenen denkbaren Konstellationen kein unüberwindliches Problem. „Beim ersten Mal hab’ ich gelernt und beim zweiten Mal hab’ ich dazugelernt.“ Dass Mädchen in einer bestehenden Beziehung aufgrund ihres Erfahrungsvorsprungs die Sache vorantreiben, stellt für die betreffenden Jungen keine Schwierigkeit dar, sondern ist sogar willkommen: „Die waren älter und die haben mich schon ein bisschen aufgeklärt, also die haben langsam gemacht sozusagen. (...) Die hatten ja auch mehr Erfahrung. Dann haben sie es mir sozusagen beigebracht.“ Als einschneidend, negativ und überfordernd wird dagegen eine sozusagen abrupte Initiation – mit dem Onkel im türkischen Bordell – berichtet, wobei die Erzählungen des Jungen fast wie eine Beichte wirken.

Analog zu der bereits beschriebenen Sexualterminologie tauchen bei einigen Jungen auch in der Darstellung eigener Sexualität wiederum sehr stereotype, klischeehafte oder mythologische Stilisierungen auf, die sich auf einer Ebene „so geht Sex“ bewegen (vgl. den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“). Die betreffenden Jungen denken Sexualität scheinbar ohne Beziehung mit der Maxime, Erfahrungen zu sammeln. Zur Basis solcher Beziehungen wird Verhandlungsmoral, was auch Jungen, die eher zu längerfristigen Beziehungen neigen, akzeptieren. In einer Praxis mit dieser Vorstellung scheint es aber immer wieder Kollisionen zu geben.

In gewissem Sinn widersprüchlich sind auch die Äußerungen dazu, nach welcher Orientierung Sexualität aufgenommen wird. Viele Jungen pendeln dabei zwischen lustvoller, experimenteller Aktivität und einem abwartenden Sichzurücknehmen zugunsten der Wünsche der Partnerin. Als negative Projektionsfläche dient dabei häufig sogenannter „sexueller Egoismus“. Von ihm sind scheinbar nur Jungen befallen. Sie tragen deshalb viel Verantwortung für ihre Partnerin, müssen entsprechend Zurückhaltung üben oder sich unter Kontrolle halten. Während man eigene Wünsche zurückhält, ist bzw. hält man sich aber bereit und wartet nur auf ein Signal der Partnerin. Diese antagonistischen Orientierungen zu integrieren, fällt vielen Jungen schwer (vgl. dazu den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“).

*Beim ersten Mal  
lernt man, beim  
zweiten Mal lernt  
man dazu.*

*Klischee: Nur Jungen  
sind vom „sexuellen  
Egoismus“ befallen.*

3

Ein interessantes Gebiet, das sich in der Frage nach Sexualität „ohne“ Beziehung schon andeutet, sind die „One-Night-Stands“. Wie beim „ersten Mal“ kulminieren hier Vorstellungen der Jungen über Sexualität und Beziehung. Die Jungen verhandeln an diesem recht häufig – insbesondere in den Jungen-fragen-Jungen-Interviews – traktierten Thema den Stand ihrer sexuellen Erfahrungen (und damit ihren Status) und nicht zuletzt Fragen ihrer Sexualmoral. Der „One-Night-Stand“ ist damit ein Symbol für Erfahrungen, die praktisch nicht kontrolliert werden können.

*Der Begriff  
„One-Night-Stand“  
ist u.a. auch  
sprachliche  
Bewältigung  
von Misserfolgen.*

Meistens beinhaltet die Erwähnung von „One-Night-Stands“ keine sexuellen Fakten, manches bleibt offen und in der Schwebelage. Die Jungen lassen sich – gerade auch untereinander – nicht so recht in die Karten gucken. Der Rekurs auf einen „One-Night-Stand“ ist ein Balanceakt, der gleichzeitig nach zwei Richtungen vermittelt: Einerseits wird das eigene Erfahrungsdefizit (z.B. konkret noch keine Freundin, noch nicht oft mit einem Mädchen zusammen gewesen) in seiner Bedeutung tiefer gehängt, andererseits wird der eigene Status aufgewertet, weil in dieser speziellen Begrifflichkeit alle möglichen sexuellen Erfahrungen gemeint sein können. Der Begriff „One-Night-Stand“ ist auch sprachliche Bewältigung von Misserfolgen, Beziehungsabbrüchen, Ausrutschern usw. – etwa bei einer mit „Untreue“ verbundenen Urlaubsbeziehung, bei der der Befragte nach eigenen Angaben so betrunken war, dass er keine richtige Erinnerung mehr hat. Eine Verknüpfung zwischen Alkohol und Sexualität taucht auch an anderen Stellen auf, nicht zuletzt beim Thema Verhütung (s.u.) und als Gegenstand von Storys und Fantasien.

*Für Jungen sind  
feste Beziehungen  
wichtiger als  
„One-Night-Stands“.*

Im „One-Night-Stand“ spiegelt sich neben der Thematisierung als Lernfeld der sexuellen Annäherung auch eine latent „andere“ Bewertung männlicher Sexualität. Aufschlussreich ist dabei, dass die Jungen immer wieder das Thema ihrer Absicherung bei den Mädchen verhandeln: Die wichtigen Themen werden vorher „abgeklärt“. Der „One-Night-Stand“ als relativ exponiertes Thema der sexuellen Annäherung markiert damit für Jungen auch das Gebiet von Vorstellungen über eine Beziehung, die im Verlauf der Annäherung erst geklärt werden müssen – stimmen z.B. Werte, Orientierungen und Moral, Vorstellungen über Verhütung, Dauer und Qualität der Beziehung überein? Als Moral erscheint hier, verbunden mit einer gewissen Abwertung oder Verharmlosung von Sexualität (insbesondere von „One-Night-Stands“), dass Beziehung letztlich wichtiger und spannender ist als Sex, dass die Bedeutung von Sexualität bei einer „tieferen“ Beziehung insgesamt nachlässt. Eine entsprechend langsame, vorsichtige Entwicklung der Beziehung ist für manche Jungen wiederum wichtiger als

erotische Anziehung und sexuelle Annäherung. Am liebsten ist diesen Jungen eine feste Freundin, mit der sich alles entwickeln kann. Dabei geht es auch darum, die Gestaltung einer Beziehung zu lernen, und die eigene Entwicklung in dieser Beziehung zu bewältigen. Die Jungen lernen dabei auch auf dem Gebiet der intimen Kommunikation und entwickeln ihre Vorstellungen über Sexualität und Beziehung weiter. Im Verlauf solcher Aushandlungsprozesse ziehen auch Jungen den kürzeren – im folgenden Beispiel hatte sich der Junge mehr versprochen. „Ja vor einem Jahr hatte ich eine Freundin, und seitdem gehe ich eigentlich anders mit meinem Körper um. (...) Weil das, weil die mich da ausgenützt hat. Das war scheiße.“ Für ihn resultieren aus dieser Verletzung erhöhte Vorsicht und Aufmerksamkeit für seine eigene Schutzbedürftigkeit.

## INTIME KOMMUNIKATION UND VERHÜTUNG

Als spannendste Frage seiner sexuellen Entwicklung erschien einem Befragten „ja vielleicht das mit der Sexualität, ob sich das entwickeln muss oder ob das, ob man sich da absprechen muss und so was“. Ein Teil der Jungen vertritt diesbezüglich das Postulat einer offenen und unkomplizierten Kommunikation. Dass ganz offen über alles geredet werden soll, ist jedoch eine Vorstellung, die die Beziehungswirklichkeit vieler Jungen nicht trifft – diesen Part überlassen sie auch gern ihrer Partnerin. Sexualität wird als „Erfahrungswissenschaft“ verstanden. Immer wieder findet sich die Vorstellung, dass idealerweise keinerlei sprachlich explizite Kommunikation in Sachen Sexualität stattfinden muss. Wozu dann überhaupt noch reden, wenn's doch läuft? Nach dieser Vorstellung stört Sprache die Sexualität grundsätzlich und nicht nur situativ. Wenn dagegen der „richtige Zeitpunkt“ (fürs Miteinanderschlafen) abgepasst werden kann, dann funktioniert Verständigung auch ganz ohne Worte. Diese offenbar geringe Kommunikationsdichte steht ganz im Gegensatz zu der Erwartung, dass es doch einfach sein müsste, intim zu kommunizieren.

Leichter als über ihre sexuelle Praxis fällt es offensichtlich vielen Befragten, über Verhütung zu reden. In den Straßeninterviews meinten die meisten Jungen, dass sie gut über Verhütung Bescheid wissen. Nur wenige deuten Unsicherheiten an: Zwei Migrantengungen meinten, „so halb-halb“, ein deutscher Junge verneint explizit – auf Nachfragen will/kann er aber nichts benennen, was er noch wissen müsste, und meint dann: „Vielleicht bin ich ja schon gut aufgeklärt, ich weiß es nicht.“ Vielleicht sind mit diesen Antworten weniger theoretische als Anwendungsfragen angedeutet. Verhütung ist jedoch das

*Viele Jungen glauben,  
eine „perfekte“  
Sexualität braucht  
keine Kommunikation.*

*Über Verhütung  
zu reden ist einfacher  
als über die eigene  
sexuelle Praxis.*

3

*Das Problem  
Verhütung wird  
partnerschaftlich  
gelöst.*

Thema, bei dem es in unseren Interviews die deutlichsten Hinweise auf eine partnerschaftliche Verständigung auf sexuellem Gebiet gibt. Die Beschaffung von Verhütungsmitteln und „das Drüberreden“ sei kein Problem; „Verhütung ist Thema von beiden“, wird betont. Es findet eine gemeinsame Risikoabwägung – platzende Kondome oder Nebenwirkungen der Pille – statt. Widerstände gegen eine Verwendung von Kondomen zeigen sich nur selten – zunächst indirekt über die Bevorzugung von ungeschütztem Verkehr. Andere Äußerungen beziehen sich auf die angeblich schlechte Handhabbarkeit von Kondomen, dies ist aber eher eine Frage mangelnder Aufklärung und Erfahrung. So entpuppten sich Probleme beim „ersten Mal“ z.B. als „Kondom-Schwierigkeiten“ und seither gelten Kondome eben als „lästig“. Der Coitus interruptus als Verhütungsmethode gilt zwar als riskant und „bekloppt“, wird aber dennoch praktiziert. Für die meisten Jungen ist Verhütung jedoch „immer wichtig“, und sie wollen sich dabei auch nicht auf eine Verhütung durch das Mädchen verlassen. Das Kondom wird deshalb von den meisten als Mittel der Wahl angegeben, um ganz sicherzugehen. Für viele Jungen ist Verhütung mit Kondomen ein Muss, alles andere bedeutet für sie Stress. Sie halten es für besser als die Pille, weil es ihnen eine umfassende Verhütung bietet, also nicht nur vor Schwangerschaft schützt, sondern auch vor Aids und Geschlechtskrankheiten. „Also Jungs haben dann halt, schätz ich mal ein besseres Gefühl wie Mädchen. Das ist nämlich viel sicherer.“ Deutlicher als Aids-Angst scheint für verhütungsbewusste Jungen das Risiko ungewollter Vaterschaft zu sein, sie fühlen sich „noch viel zu jung, um Vater zu werden“. Schwangerschaftsverhütung ist offensichtlich auch präventive Hauptsorge der Eltern im Sinn einer Warnung davor, dass die Jungen ihr Leben oder das ihrer Freundin „kaputt machen“.

*Alkohol oder  
spontaner Sex  
verhindern schon  
mal Verhütung.*

Bei den Straßeninterviews fragten wir direkt nach der Lücke zwischen Wissen und Verhalten. Viele Jungen gaben an, dass Nichtverhüten für sie undenkbar ist bzw. dass sie immer an Verhütung denken. Andere sagen, dass sie sich so eine Situation ganz allgemein zwar vorstellen können, aber dass es sie selber eher weniger betrifft. Trotzdem werden einige Situationen benannt, in denen nicht an Verhütung gedacht wird. Dabei fällt am häufigsten das Stichwort Alkohol bzw. eine entsprechend gesenkte Hemm- und Vernunftschwelle. Ein anderer Themenbereich ist spontaner Sex, zum Teil verbunden mit einer Überlagerung der Vernunftsteuerung durch die Intensität von Gefühlen: „Wenn’s mal schnell geht.“ – „Wenn man richtig Lust dazu hat und man hat aber grad nix dabei.“ – „Wenn man ziemlich verliebt ist und ganz spontan Sex hat.“ – „Wenn man ganz einfach tief emotional

handelt.“ Weitere Antworten beziehen sich auf den jeweiligen Bekanntheitsgrad und die Einschätzung der Partnerin.

In den anderen Interviews folgten manche Jungen einer Theorie des Triebdurchbruchs – was ein interessantes Licht auf ihre Konzeption von Sexualität wirft. Zudem führen sie Scham und die Gefahr eines völligen Abbruchs der – triebgesteuerten – sexuellen Annäherung als Folge der Unterbrechung durch das Überziehen eines Kondoms an. Ein anderer Erklärungsansatz war der Konsum von Alkohol. Ein Triebmodell der Sexualität blitzt auch an anderen Stellen auf. „Na ja, wenn man rallig ist, dann nimmt man ja fast jede. Na ja, vielleicht schon ein bisschen, so für einen One-Night-Stand.“

Der Fruchtbarkeitsaspekt der Sexualität findet sich dagegen eher als Problem und wird durch Verhütung ausgeschlossen. Kinder sind für viele Jungen zwar grundsätzlich wichtig (außer für die ganz jungen) – aber jetzt noch kein Thema. Der Erhalt der Zeugungsfähigkeit bei Beschwerden oder Erkrankungen im Geschlechtsbereich ist vor diesem Hintergrund ein wichtiges, gleichwohl ein intimes Thema.

*Das Überziehen  
eines Kondoms kann  
Scham hervorrufen  
und zum Abbruch  
der sexuellen  
Annäherung führen.*

### **3.5.3 SEXUALAUFLÄRUNG – ERFAHRUNG UND BEWERTUNG**

Von den erwachsenen Befragten wurde die Sexualaufklärung von Jungen der ersten Interviewreihe fast durchgängig als schwierig, lückenhaft und entwicklungsbedürftig bezeichnet. Wir fragten deshalb die Jungen nach einer Einschätzung dessen, was sie ihrer eigenen Aufklärung zuordnen. Jungen empfinden sich auf ihrem jeweiligen Stand als ausreichend aufgeklärt. Im Kontrast zu den Ergebnissen der ersten Welle betonen sie dabei eigene Kompetenz, Sachkundigkeit und Verantwortung; es entsteht das Bild einer offenen, fließenden, gleichsam „vagabundierenden“ Sexualaufklärung als akkumulativem Prozess, bei dem sich Jungen auf ihrem jeweiligen Stand zumeist als ausreichend aufgeklärt betrachten. Auch wenn das für Erwachsene teilweise schwer nachvollziehbar ist, so scheint um so wichtiger, die Hintergründe dieser Selbsteinschätzung zu verstehen, um ein entsprechendes Angebot besser abstimmen zu können. Nur zu bemängeln, dass das Selbstbild der Jungen unangemessen ist, führt unweigerlich dazu, dass Sexualaufklärung in eine kommunikative Falle gerät und blockiert wird.

*Jungen  
empfinden sich  
entgegen der  
Auffassung von  
Erwachsenen als  
aufgeklärt  
und kompetent.*

## ZUM BEGRIFF „SEXUALAUFLÄRUNG“

*Sexualaufklärung ist selbstverständlicher Teil des Schulunterrichts.*

Es ist heute keine Frage (mehr), daß Kinder und Jugendliche Sexualaufklärung erhalten. In allen Bundesländern ist schulische Sexualaufklärung mittlerweile soweit „normalisiert“, daß die Eltern keine schriftliche Einwilligung zur Aufklärung ihrer Kinder mehr geben müssen. Und so ist Sexualaufklärung an sich häufig „eigentlich nicht so ein Geheimnis“, sie wird als etwas „Normales“ gewertet. Viele Jungen nehmen mit einer recht gelassenen Einstellung Sexualaufklärung zur Kenntnis. Nur ganz wenige (jüngere) Jungen wußten beim Stichwort Sexualaufklärung nicht, worum es sich dabei handelt.

*Sexualaufklärung umfasst ein breit gefächertes, aber auch irritierendes Themenfeld.*

Allerdings gibt es über den Begriff der Sexualaufklärung öfter Irritationen (unabhängig davon, dass für die Sache Sexualaufklärung unterschiedliche Begriffe wie „Geschlechterziehung“ oder „Sexualkunde“ genannt werden). „Sexualaufklärung“ ist nicht genau definiert bzw. die Definitionen variieren nach Milieu, Bildung, familiärer Sprachkultur usw. Es gibt eine große Bandbreite von Bedeutungen – von der Reduktion auf Informationen über Geschlechtsverkehr und das „eindeutig Sexuelle“ bzw. „wie es funktioniert“ bis zu einem ganz umfassenden Verständnis, in dem „alles Mögliche“ Platz hat: Informationen über Geschlechtlichkeit, Geschlechtsrollen, Fortpflanzungsbiologie, Erotik, Zärtlichkeit und genitale Sexualität genauso wie Verhütung, Lust, Schwangerschaft und Geburt, Geschlechtskrankheiten und Aids-Prophylaxe. Ein Jugendlicher bezeichnet sogar ein Gespräch mit seinem Vater über Außenseiter als Teil der Sexualaufklärung. Einige Jungen betonen die Wichtigkeit der eigenen Erfahrung als die „richtige“ Sexualaufklärung. „Richtig aufgeklärt wird man eigentlich gar nicht, das passiert durchs Tun.“ (Vgl. dazu unten den Abschnitt „Aneignung von Sexualität“.)

*Das diffuse und sehr unterschiedliche „Normale“ wird in unserer Untersuchung an manchen Stellen unvermittelt deutlich.*

Die Jungen scheinen zum Teil eine genaue – durchaus nicht einheitliche – Vorstellung davon zu haben, was im Normalfall als „richtige“ Sexualaufklärung zu gelten hat, also z.B. in Bezug auf eine spezifische Situation, die institutionelle Einbindung, einen „weihervollen“ Rahmen oder einen bestimmten Gehalt von Informationen. So berichtete ein Interviewer, dass sich nach dem Interview ein gemeinsames Gespräch mit dem Befragten und seiner Mutter ergeben hat. Der Junge hatte die Mutter im Interview nicht als „Aufklärungsinstanz“ erwähnt, und so fragte die Mutter den Jungen, ob er sich nicht an eine Situation mit ihr erinnern könne. Er konnte, aber seine Antwort lautete: „Bei dir ist das ja keine richtige Aufklärung.“



Dass im Begriff „Sexualaufklärung“ die Komponente „Sexual“ autaut, machte einigen jüngerer Jungen offenbar Probleme – ein Hinweis darauf, dass mit Sexualaufklärung nach wie vor sensibel umgegangen werden muss, auch wenn die Jungen selbst (oder nur ein Teil der gleichaltrigen Jungen) demonstrativ mit sexualisierten Begriffen um sich werfen.

*„Sexual“ wird von  
Jüngerer allgemein  
eher mit genitaler  
Sexualität assoziiert.*

## **STATUSPRÄDIKAT: „KOMPETENT“**

In Bezug auf den Stand der eigenen Sexualaufklärung bezeichnen sich die meisten der befragten Jungen als „gut aufgeklärt“. Allerdings wird diese Einordnung auffallend häufig von relativierenden Begriffen begleitet: „eigentlich“ und „relativ“ werden sehr häufig genannt, auch Formulierungen wie „würde ich schon sagen“ gehören in dieses Spektrum. Auch wenn die Jungen davon berichten, gar nicht aufgeklärt worden zu sein, können sie sich dennoch als heute gut aufgeklärt bezeichnen. Nur wenige Jungen beschreiben sich als eher schlecht aufgeklärt. Ebenfalls wenige Jungen fühlen sich unsicher im Hinblick auf den Stand der eigenen Kompetenz oder ordnen sich im mittleren Bereich ein: „Also eher schlecht nicht, aber, na ja, eher gut. Aber es gibt natürlich immer Sachen, die man nicht weiß.“

*Die meisten Jungen  
empfinden sich als  
„kompetent“ und  
„gut aufgeklärt“.*

Ein sehr wichtiges Ergebnis dieser Fragedimension ist das Moment der kompetenten Selbstdarstellung. Das geht bis hin zu der Behauptung einzelner Jungen, sie „bräuchten“ überhaupt keine Sexualaufklärung. Unabhängig davon, ob es tatsächlich stimmt, dass die Jungen „gut aufgeklärt“ sind (was wir auch aufgrund fehlender eindeutiger Kriterien natürlich nicht prüfen können), kann gesagt werden, dass es ihnen sehr oft auf den Status der kompetenten Selbstdarstellung ankommt, ein Status, der den Jungen offenbar wichtig ist. Erst nach dieser grundlegenden Feststellung, „eigentlich relativ gut aufgeklärt zu sein“, ist es möglich, auch auf Defizite hinzuweisen bzw. darauf, dass man nie genug bzw. alles wissen könne – und damit auch die eigene Offenheit für Weiteres zu signalisieren. Insgesamt spricht daraus ein gutes Maß an Zuversicht und positiver Selbsteinstellung, oft wird auch viel Gelassenheit deutlich: „Ich denk, das entdeckt jeder mal.“ Nur wenige der befragten Jungen können oder wollen eigene Defizite der Sexualaufklärung benennen, obwohl sehr viele Jungen – vor allem schulische – Sexualaufklärung abwerten oder negativ beurteilen. Wenn Defizite genannt werden, dann oft Inhalte – wie Verhütung, Risiken von Sexualität bzw. die Koppelung von Risiko und Verhalten –, die in der Sexualaufklärung insgesamt durchaus zum Standardprogramm gehören (können). Gelegentlich taucht das

3

*Jungen möchten mehr  
über Männer und  
Mannsein erfahren.*

„männliche Defizit“ auf, das heißt, dass die Jungen gern mehr über Männer und Mannsein erfahren würden, oder eben die Kritik, dass die Sexuaufklärung sich im Vergleich mehr mit dem weiblichen Geschlecht befasst: Dabei ginge es „mehr über Frauen, ja weil die halt mit Schwangerschaft und Tage – und alles Mögliche halt“.

*Keinem Jungen war  
der Zeitpunkt seiner  
Sexuaufklärung  
zu früh.*

Einige Jungen bezeichnen den Zeitpunkt ihrer Sexuaufklärung – durch Schule oder Eltern – als zu spät, keinem Jungen war der Zeitpunkt definitiv zu früh, wenigen war der Zeitpunkt „egal“ oder sie fanden, das Alter sei „dafür eigentlich relativ in Ordnung“. Viele Jungen behaupten, zum Zeitpunkt der (eindeutig als solchen identifizierbaren) Sexuaufklärung „bereits eigentlich schon viel“ oder sogar schon „alles“ gewusst zu haben, was ihnen durch „die“ Sexuaufklärung zu vermitteln versucht wurde – ein Hinweis auf reduzierte Vorstellungen von Sexuaufklärung. Die institutionalisierte Sexualerziehung, vor allem in der Schule, wird dadurch entwertet, manche behaupten, sie könne deshalb weggelassen werden. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass die Aneignung von Sexuaufklärung gerade durch das Betonen des eigenen kompetenten Status ermöglicht wird und auch so gelingt. Sprachlich wird zwar vermittelt: „Ich bin schon weiter, ich stehe da drüber“, gleichzeitig nehmen die Jungen viel von dem wahr, was gewissermaßen „vorbeiströmt“, ohne sich dabei eine Blöße geben zu müssen oder den eigenen Status zu verlieren (siehe dazu wieder in Kap. 2.5.5 den Abschnitt „Aneignung von Sexualität“).

Die Bewertung der Sexuaufklärung insgesamt – dass es sie gibt, die Qualität und die Inhalte – ist in der Tendenz nur leicht positiv. Ein Teil der – vor allem jüngeren – Jungen bewertet die Sexuaufklärung als „gut“ bis „okay“ oder „zufriedenstellend“. „Na ja, ich finde es so gut, wie es gelaufen ist.“ Viele Jungen halten Sexuaufklärung insgesamt für wichtig, wegen neuer Inhalte, ihrem eigenen Entwicklungsfortschritt und auch wegen der Risiken der Sexualität. Für einen Befragten, der sich sehr viel mit seinem Körper beschäftigt (Muskelaufbau), war der Sexualekundeunterricht auch deshalb besonders wichtig, weil er sich dadurch in einer angenommenen Normalität verorten konnte.

*Viele Jungen finden  
Sexuaufklärung  
sinnvoll.*

Auch wenn viele Jungen meinen, dass sie schon viel wissen, finden sie Sexuaufklärung – oft allerdings nicht offen, sondern mehr implizit – dennoch sinnvoll, denn: „Irgendwas ist schon gekommen, was man noch nicht gewusst hat.“ Viele Bewertungen liegen eher im mittleren „es geht so“-Bereich, oft verknüpft mit Kritik an Situationen, ihren Mitschülern, an einzelnen Inhalten oder Medien. „Es geht, ja, schon halt, die Erklärung war schon gut, aber das, was die im Film

gezeigt haben, das war nicht so gut.“ – „Einfach, also ganz okay. Nur bei uns in der Klasse waren so ein paar Kindische.“ Nur sehr wenige Jungen bewerten die Sexuaufklärung insgesamt als eher negativ, weil sie sie „nicht interessiert“ oder wegen der Wiederholung von für sie ohnehin langweiligen Inhalten.

Ein Junge wertet die Sexuaufklärung, die er von der Schule und von seiner Mutter erhalten hat, ganz eindeutig ab, indem er behauptet, er könne davon nichts in einer Beziehung mit einem Mädchen gebrauchen. Zwei Jungen weisen auf eine allgemeine Grenze der (bzw. jeglicher) Aufklärung hin: erst in spezifischen Situationen kann es sichtbar werden, was an Kompetenz noch fehlt: „Und dann kommt es (die Situation) halt, und dann weiß man gar nichts.“

Immer wieder taucht in Zusammenhang mit der familiären und schulischen Sexuaufklärung das Phänomen auf, dass Jungen betonen, sie wären bereits weitgehend oder umfassend informiert gewesen, sie hätten „alles bereits gewusst“. Ein Junge geht – wohl um die Szene nicht zu peinlich werden zu lassen – recht nachsichtig mit der Situation seiner Mutter um, indem er einfach mitspielt und sich ahnungslos stellt. Zunächst ist auffällig, dass diese Stellungnahme ausschließlich in Bezug auf Erwachsene bzw. Kontaktsituationen zu Erwachsenen geäußert wird. Wir vermuten deshalb dahinter eine Form der Generationenabgrenzung der Jungen. Die Betonung darauf, dass man „alles schon weiß“, unterstreicht gleichzeitig den eigenen kompetenten Status der Jungen und die eigene Autonomie. Bei einem Jungen kommt dies im Gespräch mit einem anderen Jungen („Jungen fragen Jungen“) besonders schön zum Ausdruck. Der Junge wünschte sich diese Szene herbei, um den eigenen generationsbezogenen Status zu markieren: „Ja, ich hätte es schon gerne gehabt, dass meine Eltern irgendwie da was – wenigstens irgendetwas gesagt hätten oder so. Dann hätte ich auch sagen können: ja das weiß ich schon alles, oder irgendwie so etwas.“

## „VAGABUNDIERENDE“ SEXUALAUFLÄRUNG

Nach der Auswertung der Interviews kann erwartungsgemäß festgestellt werden, dass es heute „die“ Sexuaufklärung nicht gibt, insbesondere nicht (oder nur noch sehr wenig) als situativ eindeutig fassbaren Akt der Informationsvermittlung. Sexuaufklärung zeigt sich vielseitig, vielfältig, prozesshaft und in gewisser Weise auch pluralisiert, weil die Jungen nicht auf eine oder nur wenige Quellen angewiesen sind, sondern sich aus den unterschiedlichsten Richtungen

*Die allgemeine Grenze der Sexuaufklärung wird in spezifischen Handlungssituationen von Jungen sichtbar.*

*Eine Form der Generationenabgrenzung wird hinter „alles bereits gewusst“ vermutet.*

*Sexuaufklärung von Jungen wird aus vielen verschiedenen Quellen gespeist.*

3

informieren (können). Vielleicht sind viele Jungen auch deshalb insgesamt tatsächlich zufrieden mit dem Stand ihrer Aufklärung, weil sie sich aus unterschiedlichen Quellen speist – bezogen auf die Informationen, aber auch auf verschiedene Wertesysteme.

*Aufklärungsinstanzen  
dürfen nicht  
abgewertet werden,  
seien sie noch so  
„unseriös“.*

Auf der anderen Seite zeigt sich in manchen Interviews sehr krass, dass ein Teil der Jungen hauptsächlich auf eine einzige Aufklärungsquelle angewiesen ist, z.B., weil die anderen Aufklärungsressourcen nicht erreichbar sind oder ausfallen (Vater, Mutter, Freunde). Diese „einzige“ Aufklärungsressource kann dann etwa die Schule oder auch BRAVO sein. Aus diesem Grund ist es sehr problematisch, wenn bestimmte Aufklärungsinstanzen abgewertet werden, seien sie noch so „unseriös“, da der gleichzeitige Ausfall mehrerer Ressourcen dazu führen kann, dass Bilder und Vorstellungen von Sexualität sich eindimensional entwickeln und nicht in der Auseinandersetzung mit kontrastierenden Vorstellungen abgerundet werden. Ein Teil der Jungen betonte dementsprechend, dass Aufklärung mehr prozesshaft zu verstehen ist und sukzessive voranschreitet: „Es sammelt sich zusammen“, es geht „halt so schrittweise irgendwie über die Entwicklung oder so. Man wird langsam von klein auf immer aufgeklärt und man kriegt in (der) Jugend sehr viel mit dann halt.“ – „Es gehört halt mehr so dazu, dass was hinzu plätschert. Aber es kommt dann auch nicht alles von einem Wasserfall, alles nicht auf einen Schlag.“ Sexuaufklärung bekommt man in Portionen, stückweise mit: „So stückweise mal in der Bravo gelesen, mal mit ’nem Freund diskutiert, mal (...) beim Handball.“ Auch hier zeigt sich bisweilen wieder – auch dies ein Beleg für die moralische Freisetzung der Sexuaufklärung und die zunehmende Selbstverständlichkeit – eine ganz optimistische Gelassenheit: „Man lernt es so oder so in der Zeit.“

Die „etappenweise“, entwicklungsbezogene oder „organische“ Form zunehmender Sexuaufklärung scheint, sofern der Prozess gelingt, durchaus zufriedenstellend zu sein, auch wenn die einzelnen „Stationen“ nicht oder nur wenig reflektierbar sind. Denn in der sukzessiven Aufklärung handelt es sich ja nicht um besonders einschneidende, emotional aufgeladene oder gar rituelle Situationen, sondern vielmehr um etwas Alltägliche, das eben dazugehört, und das man, wie vieles Alltägliche, eben auch wieder vergisst.

## SCHAM, PEINLICHKEIT UND EKE IN DER SEXUALAUFLÄRUNG

Es gab in den Berichten der Jungen über Sexualaufklärung zahlreiche Belege dafür, dass diejenigen Formen aktiver Sexualaufklärung, die mit persönlichen Kontakten zusammenhängen, nach wie vor mit Scham, Peinlichkeit und Beschämung in Zusammenhang gebracht werden (vgl. auch in Kap. 3.2 den Abschnitt „Scham und Peinlichkeit“). Dies gilt sowohl für die Aufklärenden als auch für die Aufzuklärenden.

Eine Standardabschlussfrage bei vielen Interviews bezog sich auf dieses Gespräch selbst, nämlich ob dem/den Befragten irgendwelche Fragen oder Bereiche peinlich waren. Die meisten Jungen antworteten dabei stringently mit „Nein“, auch wenn die Interviewer sehr sicher waren, dass im Gespräch sehr wohl schambesetzte peinliche Bereiche angesprochen wurden. Für die Interviewten „galten“ diese Passagen aber vielleicht deshalb nicht, weil es ihnen gelang, einer noch weiterreichenden Peinlichkeit auszuweichen. Nur wenige Jungen bezogen sich bei der Abschlussfrage auf peinliche Passagen, dabei tauchten dann mehrfach diejenigen Interviewsequenzen auf, bei denen es um Sexualaufklärung ging.

Häufig deuten Berichte darüber, dass die Situationen „witzig“ waren oder sich „alle kaputtgelacht“ haben, darauf hin, dass auch Scham oder Peinlichkeit in Verbindung mit dem Thema Sexualaufklärung im Spiel ist. Verbunden mit der Unsicherheit der Pubertät wirkt für viele Jungen „alles lächerlich“. Auch im Interview selbst wurde – wie im folgenden Ausschnitt – das Ansprechen peinlicher Aufklärungssituationen von Lachen begleitet. Retrospektiv wird das „peinliche“ Lachen mit dem Hinweis auf die inzwischen erreichte Reife auch offen zugegeben: „Ja früher, wo man da, zum Beispiel Penisse und so gesagt haben, haben alle voll gelacht und das ist eben jetzt nicht mehr so.“ Im entsprechenden Alter selbst verknüpfen die Jungen solche Situationen aber nicht mit Scham oder Peinlichkeit. Wird von solchen witzigen Phasen berichtet, dann ist es häufig so, dass „immer die anderen“ lachen, während der Befragte „eigentlich“ ernsthaft bleiben wollte. Natürlich beunruhigt das Thema auch vor allem die anderen (ein Hinweis auf die Wichtigkeit der Selbstdarstellung als kompetent und „reif“).

Auch abwertende Äußerungen interpretieren wir als einen möglichen Hinweis für schambesetzte Situationen bei der Sexualaufklärung. Aussagen wie „Wir haben uns geekelt, ääh, wie eklig“ oder „Schon

*Sexualaufklärung  
mit persönlichem  
Kontakt führt oft zu  
Scham, Peinlichkeit  
und Beschämung  
bei Jungen.*

*Lachen kann  
Peinlichkeit bei  
Jungen überspielen.*

3

interessant, aber auch säuisch“, finden sich vor allem bei Migrantengenerationen – vielleicht ein Hinweis auf die deutlich ambivalenter und ressourcenärmere Lebenslage dieser Jungen.

*Einzelne Jungen erklären, dass sie sich in Aufklärungssituationen geschämt haben.*

Immer wieder führten einzelne Jungen (auch ohne stimulierende Frage) an, dass sie sich in Aufklärungssituationen geschämt haben oder – häufiger – dass sie solche Situationen meiden, weil sie sich schämen würden. Dass es das Schämen auf beiden Seiten gleichzeitig gibt, lässt sich in einigen wenigen Interviews vermuten. In einigen Interviews gab es deutliche Hinweise darauf, dass es im Zusammenhang mit Sexualaufklärung zu Situationen der Beschämung kam. In einer Gesprächspassage deutet ein Junge an, dass – vielleicht als Bewältigung der eigenen Scham – im Sexualkundeunterricht Mädchen gezielt beschämt wurden (bzw. werden sollten).

Ein anderer Junge berichtet von der Beschämung eines Außenseiters, der als „verklemmter“ Junge wohl als Projektionsfläche für die eigene Unsicherheit und Peinlichkeit herhalten musste und deshalb durch allgemeine Aufmerksamkeit beschämt wurde. Ein anderer, jüngerer Junge fühlte sich bzw. „die Jungen“ – bemerkenswerterweise im gemischtgeschlechtlichen Sexualkundeunterricht – durch das dezidierte Eingehen auf das männliche Genital „blamiert“, beschämt. Diese Beschämung kann es aber durchaus auch wechselseitig geben: „Dass also praktisch wenn’s um das männliche Glied ging oder so, dann haben immer die Mädchen sehr stark gekichert und da fühlte man sich irgendwo als, also die Jungen haben dann so: he, was soll das?“

### 3.5.4 „INSTANZEN“ DER SEXUALAUFLÄRUNG

*Eltern, Freunde/Clique, Schule und Medien sind wichtigste Instanzen der Sexualaufklärung.*

In der Auswertung der ersten Interviewreihe versuchten wir, die verschiedenen außerfamiliären und institutionellen Zusammenhänge der Sexualaufklärung zu charakterisieren. Für die zweite Welle erwarteten wir eine gewisse Resonanz der Jungen auf die Tätigkeit der Experten und Expertinnen. In den Äußerungen der Jungen wird Sexualaufklärung im institutionellen Zusammenhang außerhalb des schulischen Rahmens jedoch kaum sichtbar. Auf die Frage, durch wen sie aufgeklärt wurden, zählten die meisten Jungen spontan mehrere Personen, die Medien und nicht zuletzt sich selbst auf. Ein Beispiel: „Also von meinen Eltern ist so gut wie nichts gekommen. Na ja und von der Schule und meinem Bruder. Auch von Freunden. Dann auch von mir selber. Ich habe mich auch selbst erkundigt.“ Beson-

ders auffällig ist, dass Jugendarbeit insgesamt äußerst selten erwähnt wird und damit im sexualpädagogischen Kontext zumindest aus der Jungenperspektive als sehr marginal zu bezeichnen ist. Auch die Kirchen tauchen im Zusammenhang mit Sexualität und Sexualaufklärung nicht auf. pro familia als Institution mit Aufklärungsauftrag erscheint dagegen selten im Zusammenhang mit Schule, in dem der Name pro familia genannt wird, oder so, dass vermutet werden kann, dass es sich um pro familia handelt. Nur wenige Jungen reduzieren ihre Aussage auf lediglich eine Aufklärungs-„Instanz“. Dies ist zunächst ein wichtiges Ergebnis, das die einzelnen Sexualaufklärungsinitiativen und -angebote relativiert und in gewisser Weise auch „demokratisiert“. Im Durchschnitt haben die Jungen Zugänge zu mehreren, oft unterschiedlichen Informationsquellen, die sie miteinander vergleichen können, die sie andererseits aber auch für sich selbst arrangieren und ausbalancieren müssen. Diese Vielzahl von Zugängen und Informationen kann als wichtige Ressource gewertet werden, die es den Jungen ermöglicht, sich in der Moderne zu orientieren. Solange aus dem Set von Zugängen zu Sexualaufklärung mehrere verfügbar bleiben, ist die Ressource Sexualaufklärung gesichert. Wenn aber mehrere Elemente des Sets ausfallen und sich die Zahl der Quellen reduziert – z.B. keine schulische und familiäre Sexualaufklärung, Informationen lediglich durch die Clique und aus Medien –, dann kann es sein, dass sich die Jungen einfach „unterversorgt“ fühlen, einseitig und verzerrt aufgeklärt (z.B. nur von pornografischen Medien und der Clique) oder dass sich die Situation für den einzelnen Jungen dramatisch zuspitzt, weil er sich von einem so wichtigen Thema ausgeschlossen fühlt (das muss aber nicht sein, z.B. wenn er über „aufschiebende“ Bewältigungsmöglichkeiten verfügt).

*Entfallen Elemente aus dem Set, fühlen die Jungen sich unterversorgt.*

3

## FAMILIÄRE SEXUALAUFKLÄRUNG

Weil die familiäre Sexualaufklärung heute oft schon in frühem Alter der Kinder beginnt und sukzessive voranschreitet, können sich viele der befragten Jungen nicht mehr an Details der Sexualerziehung in der Familie erinnern. Frühkindliche Sexualaufklärung und die eher „en passant“ vermittelten Informationen entziehen sich der Erinnerung. Wird von den Jungen die familiäre Sexualaufklärung genannt, dann in den allermeisten Fällen in Verbindung mit den Eltern. Nur selten werden Brüder oder entferntere Verwandte (Cousin, Onkel, Schwägerin) angeführt.

*Die „frühkindliche“ Sexualaufklärung in der Familie kann von vielen Jungen nicht mehr erinnert werden.*

Die Sexualaufklärung durch die Eltern hängt – wie viele Interviewpassagen zeigen – mit der Qualität der familiären „Kultur“ zusam-



*Es gibt keinen Beleg dafür, dass die innerfamiliäre Sexualaufklärung von den Jungen abgelehnt oder abgewertet wird.*

men, die Raum lässt für Kommunikation auch heikler, peinlicher oder schambesetzter Themen. Auch wenn nach dem Übergang in die Jugendphase die Jungen ihre Eltern oft nicht mehr als Informanten in Anspruch nehmen, wird die Sexualaufklärung in der Familie als wichtige Grundlage angesehen: „Eltern, das ist schon eine sehr wichtige – Grundbasis.“ Auch wenn viele Jungen erwähnen, aus der Familie keine Sexualaufklärung bekommen zu haben oder dies gar nicht zu wollen (s.u.), gibt es keinen Beleg dafür, dass die innerfamiliäre Sexualaufklärung von den Jungen abgelehnt oder abgewertet wird. Auch das ist ein Beleg für den allgemein anerkannten hohen Stellenwert von familiärer Sexualaufklärung innerhalb eines vielfältigen „Aufklärungs-Sets“.

*Manche Jungen ziehen heute noch Eltern-fragen-Können als Möglichkeit in Erwägung.*

Anlässe für Sexualaufklärungsaktivitäten der Eltern sind häufig die Fragen der Kinder. Damit das Muster „Kinder fragen, Eltern antworten“ funktioniert, müssen die Eltern sich „löchern“ lassen und natürlich auch bereit sein, entsprechend zu antworten. Diese Situation schaffen zu können, erwarten die Jungen von den Eltern – wenn dies nicht befriedigend gelingt, ist die Situation oder sind die Eltern nicht „natürlich“, sondern „verklemmt“. Manche Jugendliche ziehen auch heute noch das Fragen-Können als Möglichkeit in Erwägung – allerdings nur sofern Fragen überhaupt auftauchen sollten. Denn bei vielen Jungen sind vor (bzw. biografisch oft nach) dem Vater oder der Mutter zuerst die Gleichaltrigen die adäquaten Ansprechpartner für Fragen im Bereich der Sexualaufklärung.

Häufig werden auch die Eltern aktiv. Das wird von den Jungen zum Teil so gewünscht, weil sie zu unsicher sind, um selbst aktiv zu werden oder weil sie das, was sie interessiert, „gar nicht präzise fragen“ könnten. Oft kommt die Initiative auch gleichmäßig von den Eltern wie den Jungen. Neben der Entwicklung und den Fragen der Kinder scheint – mehrfach genannt – die Schwangerschaft der Mutter ein nach wie vor guter Anlass für die Sexualaufklärung zu sein. Die meisten Jungen haben neben den Eltern noch andere Sexualaufklärungs-Instanzen benannt. Lediglich ein achtjähriger Junge – dem das Thema Sexualität ohnehin nicht ganz geheuer und sehr schambesetzt war – betonte, dass er ausschließlich mit den Eltern „darüber“ reden wolle.

*Viele Jungen erklären, dass sie nicht von ihren Eltern aufgeklärt wurden.*

Recht viele Jungen erklären aber, dass sie von ihren Eltern nicht aufgeklärt wurden oder mit ihnen noch nie über Fragen des Themenbereichs Sexualaufklärung geredet haben. Dies wird bisweilen einfach so festgestellt, manchmal ist in diesen Aussagen auch Enttäuschung zu spüren: „Also, von meinen Eltern ist so gut wie nichts gekommen.“ Die Ursachen dafür, dass nicht über Sexualität oder

Sexualaufklärung geredet wird, können sowohl bei den Eltern als auch bei den Jungen selbst gesehen werden. Auffällig oft kommt diese Aussage, dass die Jungen von den Eltern keine Sexualaufklärung wünschen, bei Migrantenjungen. Dies kann als Hinweis dafür gewertet werden, dass Sexualaufklärung von den Migrantenjungen (und unterer bzw. unterster sozialer Schicht) eher selbst „gemanagt“ werden muss. Ursache dafür könnte die „doppelte“ Spannung sein, in der sich diese Jungen befinden: traditionelle und modernisierte Segmente finden sich in je eigener Mischung sowohl in der Herkunftskultur als auch Ankunftskultur. Auch könnten Einflüsse der Modernisierung noch nicht so weit dazu geführt haben, dass sich Sexualaufklärung in diesen Familien zur „neuen Selbstverständlichkeit“ mit einem entsprechenden kulturellen familiären Umgang etablieren konnte.

Manche dieser Jungen „trauen sich nicht“, die Themen um die Sexualität anzusprechen, andere wollen nicht von den Eltern aufgeklärt werden. Bei den Jungen fällt dabei neben der Vermeidung von peinlichen oder beschämenden Situationen offenbar die Generationenthematik ins Gewicht. Durch die generative Distanz, den Altersunterschied, wird eine Grenze markiert, die intime Themen ausschließt. Auffallend oft kamen bei Jugendlichen aus Migrantenfamilien in diesem Fragebereich Verweise auf die Herkunftskultur und auf eine spezifische Generationendistanz zu den Eltern, die mit dem „Respekt“ vor den Eltern oder mit Scham vor den Eltern in Zusammenhang gebracht wird: „Ja ja. Mit Eltern nicht. Das ist bei uns – okay, bei den türkischen Mädchen ist das so mit Eltern. Aber bei den Jungs, ich glaub, das kommt nie so vor, dass die den Vater oder Mutter fragen, was ist das, was ist das – nein, das kommt bei uns nicht vor.“

Die Mutter als zentrale Person der familiären Sexualaufklärung wird insgesamt deutlich häufiger benannt als der Vater. Bei mehreren Jungen, bei denen der Vater getrennt von der Familie lebte, war dies ein selbstverständlicher Sachverhalt, weil der Vater einfach nicht greifbar und für diese Themen nicht zuständig war. In einem Fall führte der Junge das stärkere Engagement der Mutter (recht nachsichtig und verständnisvoll) auf die konservative Erziehung seines Vaters zurück; insgesamt wird es jedoch meist festgestellt und nicht besonders hinterfragt, dass die Mutter den Jungen eben aufgeklärt hat. Ein beliebter, mehrfach benannter „Einstieg“ in die Sexualaufklärung ist für Mütter, zusammen mit dem Jungen ein Buch anzusehen. Einige Jungen erzählten aber ebenfalls mit dem Eindruck von Normalität und Selbstverständlichkeit, dass ihr Vater sie über Sexualität aufgeklärt hat. Die stereotype Aufklärungssituation – dass der Vater den Sohn

*Einige Jungen wollen nicht von den Eltern aufgeklärt werden.*

*Die Mutter war und ist zentrale Person für familiäre Sexualaufklärung.*

3

*Der Vater wird als Ansprechpartner gewünscht, ist aber oft „nicht erreichbar“.*

„beiseite nimmt“ und ihn dann über die wesentlichen Dinge der Sexualität informiert –, scheint kulturell aber überholt zu sein; sie wurde nur einmal erwähnt. Bei anderen gibt es diese „Schlüsselsituation“ nicht, sondern „es ergibt sich“ eher, wirkt akkumulierend und wird als etwas ganz Normales bezeichnet – obwohl die Situation selbst manchmal fremd oder schambesetzt ist. Einige Jungen betonen auch, dass sie wegen der geschlechtlich ähnlichen Erfahrung lieber den Vater als die Mutter als Gesprächsgegenüber in sexuellen Dingen hätten.

## **CLIQUE, FREUNDE, GLEICHALTRIGE**

*Gleichaltrige Freunde sind oft eine Sexualaufklärungsinstanz.*

Die gleichaltrigen Freunde oder die anderen Jungen in der Clique werden von vielen Jungen als weitere Sexualaufklärungsinstanz benannt. Nur ein Junge erzählt – auf konkrete Nachfrage –, dass er von Freunden diesbezüglich nichts erfahren habe. Für einige Jungen scheinen die Freunde die erste Anlaufstelle bei Fragen aus dem Bereich der Sexualaufklärung zu sein. In einigen Fällen werden die Freunde dabei in direkter Abgrenzung zu den Eltern gesetzt – wieder klare Hinweise auf die Wichtigkeit des Generationenthemas und des eigenen generationsbezogenen Status. Bei der gleichaltrigenbezogenen Sexualaufklärung scheint – ähnlich wie bei der kindlichen Sexualaufklärung in der Familie – der sukzessive Charakter in der Regel zu dominieren. Der wechselseitige Austausch über aufklärungsrelevante Themen ist dabei typisch: „Man klärt sich gegenseitig auf“, es wird mit Freunden geredet, „zum Spaß“. Es gibt dabei nicht „die“ Aufklärungssituation, sondern es wird „so rumerzählt“. In einigen Fällen spielt der Erfahrungsvorsprung oder die Altersdistanz eine wichtige Rolle, wenn es unter Gleichaltrigen um Sexualität bzw. Sexualaufklärung geht.

*Die Aufklärung unter Freunden wird auch von den Jungen selbst nicht immer als „realistisch“ eingeschätzt.*

Das landläufig beklagte „Protzen“ in der Clique scheint dabei längst nicht so wichtig zu sein oder nicht als so wichtig registriert zu werden, vielleicht auch, weil es ohnehin klar ist, dass der Wahrheitsgehalt solcher Aussagen oft recht dürftig ist. So wird fast lakonisch festgestellt, wie es ist. Die Freunde und die Clique können im Set der Sexualaufklärung für Jungen als Position gewertet werden, in der die Jungen „en passant“ Informationen erhalten, wo sie auch ihre Fragen – diskret – plazieren können. Sie bewerten das Reden mit Gleichaltrigen oft positiv – „Ich glaub’, mit Freunden ist es irgendwie besser oder so“ –, erhalten von den Gleichaltrigen allerdings auch falsche Informationen – „da ist ja eigentlich auch viel dummes Geschwätz

dabei“ – und sind sich dessen bewusst, es ist Teil der gemeinsamen, gleichaltrigenbezogenen Aufklärung. Dagegen ist die Schule gerade wegen der Präzision der Vermittlung auf eine ganz andere Art wichtig: in der „Schule ist alles viel genauer“.

## SCHULISCHE SEXUALAUFLÄRUNG

Sexualaufklärung in der Schule wird von den Jungen durchgängig als selbstverständliche, ebenfalls weithin „normale“ Angelegenheit betrachtet – so normal, dass die Nachfrage nach dem Erlebniswert ungewöhnlich scheint. Diese Selbstverständlichkeit ist für die Schüler auch entlastend, Sexualaufklärung steht im Lehrplan und kommt deshalb einfach dran.

Die schulische Sexualaufklärung hat – unabhängig von der Bewertung durch die Jungen – für sehr viele Jungen einen hohen Stellenwert. Sie hoffen, doch noch etwas Neues zu erfahren, also ihr bisheriges Wissen zu vervollständigen. „Vielleicht ist da noch was, was ich noch nicht weiß.“ Hier erwarten sie auch – eine vermutlich ganz wichtige Funktion schulischer Aufklärung – eine gewissermaßen „amtliche“ Bestätigung ihres Wissens, einen offiziellen Maßstab, an dem sie sich messen können oder die Möglichkeit, ihr Wissen abzugleichen. Viele Jungen „setzen“ deshalb in Bezug auf Sexualaufklärung auf die Schule. Eher weniger Jungen, aber auch das kommt vor, kommen in der Schule erstmalig in den Genuss von Sexualaufklärung.

Über die Situation schulischer Sexualaufklärung – also etwa die Spannung zwischen dem persönlichen Thema Sexualität und der Benotung – wird uns von den Jungen auch auf gezieltes Nachfragen hin nichts mitgeteilt. Mehrfach wird aber über Zurückhaltung in diesem Unterricht gesprochen. Sehr oft berichten Jungen über die belustigenden Effekte bei bzw. in der schulischen Sexualaufklärung. Im Set der Aufklärungsinstanzen kommt dies fast ausschließlich in Bezug auf die Schule vor. Viele Jungen beschreiben das Lachen nur, sie haben keine besondere Erklärung für das Lachen – außer eben, dass Inhalte oder Situationen witzig sind, und dass das Lachen ansteckt: „Das war kein gescheiter Unterricht, wir haben uns voll kaputtgelacht.“

Der Zusammenhang zwischen peinlicher Situation und der Bewältigung dieser Situation über Kichern und Lachen wurde an anderer Stelle (s.o. im Abschnitt „Scham, Peinlichkeit und Ekel“) bereits angedeutet. Das Kichern und Lachen wird auch von einigen der befragten Jungen selbst so gedeutet. Das Phänomen, dass viele Jungen beto-

*Schulische Sexualaufklärung hat für viele Jungen einen hohen Stellenwert.*

*Viele Jungen beschreiben die schulische Aufklärungssituation als „lustig“.*

*Es lachen aber immer nur die anderen.*

3

nen, nur die anderen Jungen hätten gelacht, kann so interpretiert werden, dass die peinliche Spannung nicht dem eigenen erwünschten Status entspricht – „man steht darüber“ – und mit fehlender Entwicklung bzw. jüngerem Alter der anderen in Zusammenhang gebracht wird.

*Lachen gehört beim  
Thema Sexualität als  
Bewältigung dazu.*

Neben Peinlichkeit und Scham bringen andere Jungen die Lachefekte auch in Verbindung mit Ekelgefühlen. Dass das Kichern im Unterricht dabei den Lerneffekt nicht schmälert, vermutet der Junge im folgenden Zitat. Dementsprechend gehört beim Thema Sexualität und Sexuaufklärung das Lachen als Bewältigung und Entspannung einfach (auch) dazu. „Ich denke, wenn sie auch kichern, vielleicht kriegen sie (die anderen Jungen) ja doch vielleicht was mit. Auch wenn sie kichern, wissen sie es nachher.“

*Viele fanden den schuli-  
schen Sexuauf-  
klärungsunterricht  
„okay“.*

Für einen hohen Stellenwert der schulischen Sexuaufklärung spricht, dass sie von vielen Jungen positiv bewertet wird. Einige der befragten Jungen fanden die Sexualerziehung in der Schule „okay“, „die haben das schon richtig gemacht“. Viele Jungen fanden den Unterricht „interessant“. Einige der Jungen waren mit den Inhalten sogar sehr zufrieden. Sie bezeichnen die schulische Sexuaufklärung als (beinahe) umfassend, so dass keine wichtigen Fragen mehr offenbleiben.

*Jungen kritisieren:  
Lehrpersonal ist  
überaltert,  
Sexuaufklärung  
beschränkt sich auf  
biologisches Wissen.*

Viele der Jungen waren der schulischen Sexuaufklärung gegenüber jedoch sehr kritisch eingestellt. Diese Kritik ist auf zwei Ebenen zu sehen: Auf der einen Seite deutet sie darauf hin, dass die Qualität der schulischen Sexuaufklärung an einigen Stellen zu wünschen übrig lässt – etwa aufgrund mangelnder Methodenentwicklung, fehlender Aus- und Weiterbildung, wegen Überalterung des Lehrerinnen- und Lehrerkollegs oder der inhaltlich einseitigen Ausrichtung. Diese Seite wird von den Jungen sehr häufig und differenziert benannt und ihre Kritik ist sicher ernst zu nehmen, gerade, weil die schulische Sexuaufklärung für viele Jungen bedeutend und im Set mit den anderen Instanzen ein wichtiger Faktor ist. Vor allem hinter dem sehr oft geäußerten Vorwurf, schulische Sexuaufklärung beschränke sich zu sehr auf biologisches Wissen, lassen sich Wünsche nach mehr Information über die anderen Sinnaspekte der Sexualität vermuten, also nach Zärtlichkeit, Liebe, Beziehungsaufnahme und -gestaltung, konkrete Informationen über Menschlich-Sexuelles und nach mehr Kompetenzvermittlung in diesen Bereichen.

Auf der anderen Seite gibt es eher indirekte Gründe für die Abwertung der schulischen Sexuaufklärung. Denn die Abwertung betont

ja den eigenaktiven männlichen Status: „Ich stehe da drüber, ich brauche keine Informationen mehr.“ Auch die Bewältigung der Enttäuschung aufgrund hoher Erwartungen kann ein wichtiger Hintergrund sein: Sexualität wird – vielleicht ein kulturelles Relikt aus restriktiveren Zeiten – überhöht, mit Sexualaufklärung wird etwas ganz Besonderes, ganz Tolles – „so etwas wie eine Traumwelt“ – in Verbindung gebracht, und dann geht es bei der Sexualaufklärung in der Schule überwiegend um ganz profane trockene Sachverhalte, vor allem um Biologie. Je größer die Erwartung in dieser Hinsicht ist, desto größer wird die Enttäuschung und damit die Abwertung der schulischen Sexualaufklärung sein.

*Abwertung schulischer Sexualaufklärung betont den eigenaktiven männlichen Status.*

Aus den Interviews lässt sich nur erahnen, welcher der Faktoren wohl überwiegt; oft spielen bei der Abwertung schulischer Sexualaufklärung wahrscheinlich auch beide Einflüsse mit. Viele Kritikpunkte richten sich darüber hinaus gegen die uninteressanten Inhalte (was wohl ein allgemein schultypisches Problem ist) und an die Form der Darbietung im Unterricht. Häufig kommt Kritik bei den Jungen recht heftig, allerdings fehlt es auch an Vorstellungen, wie Sexualaufklärung in der Schule anders gestaltet werden könnte oder sollte. Es kann natürlich nicht Aufgabe der Schüler sein, die Didaktik zu verbessern. Dennoch wirken die Aussagen darüber, was sie sich eigentlich wünschen oder was fehlt, oft sehr blass (und dies deutet damit möglicherweise auf die eher indirekte Abwertungsynamik hin). „In der Schule zeigen sie bloß die Organe und was weiß ich – irgendeine Geburt oder so.“

*Sexualaufklärung in der Schule muss neu gestaltet werden.*

Immer wieder wird von den Jungen glaubhaft versichert, dass die schulische Sexualaufklärung Lücken aufweist, die es „eigentlich“ nicht geben dürfte und andernorts auch nicht gibt. Wenn etwa ein 16-jähriger beklagt, in der Schule noch nicht über Empfängnisverhütung aufgeklärt worden zu sein, ist das schon ein starkes Stück. Hier stellt sich die Frage nach Qualitätsstandards dessen, was schulische Sexualaufklärung genannt wird und ebenso nach Qualitätssicherung und -kontrolle. Aber auch wenn zum Teil herbe Kritik an der schulischen Sexualaufklärung geäußert wurde, führte dies nicht zu der Forderung, den Sexualkundeunterricht ganz abzuschaffen.

*Die Qualitätssicherung der schulischen Sexualaufklärung muss kontrolliert werden.*

In Bezug auf die Lehrkräfte gab es erwartungsgemäß sowohl lobende als auch kritische Erwähnungen. Sofern es der Lehrerin oder dem Lehrer gelingt, die Inhalte gut zu vermitteln, erhalten sie das Prädikat „ganz normal“ und „nicht verklemmt“; gelingt dies nicht, werden sie als „prüde“ eingestuft. Zum Teil haben die Jungen durchaus auch Verständnis für die Problemlagen der Lehrerinnen und Lehrer –

3

sei es wegen der Beschränkungen durch den Lehrplan, sei es wegen Problemen mit der Ausgewogenheit oder mit den Eltern.

## MEDIALE SEXUALAUFLÄRUNG

Auf die Frage nach den Quellen der Sexualaufklärung wurden von den Jungen verschiedene Medien spontan erwähnt. Manche Jungen nennen überwiegend solche Medien, ein Junge erwähnt ausschließlich Medien: „Vom Fernsehen, von Kassetten, von Büchern. Kann ich mir ausleihen.“ Bei den meisten Jugendlichen erscheinen die Medien aber innerhalb des „Aufklärungs-Sets“ mit mehr oder weniger starker Akzentuierung. In vielen Interviews haben wir nach der Kategorie Medien gezielt gefragt. Insgesamt lassen sich die Medien-Nennungen in vier Gruppen differenzieren:

- Fernsehen (Themen mit sexuellen Inhalten, Liebesszenen, Erotikfilme),
- spezifische Aufklärungsmedien,
- pornografische Medien,
- jugendkulturelle Medien.

*BRAVO hat eine sexualaufklärende Bedeutung bei den Jungen.*

Bei den jugendkulturellen Medien wurde von den Jungen vor allem die kommerzielle Kids<sup>79</sup>-Zeitschrift „BRAVO“ erwähnt, nach der im Interview im Bereich Sexualaufklärung von uns auch häufig gezielt gefragt wurde. Andere jugendkulturelle Medien (wie Rocky) spielen als Aufklärungsmedien offenbar keine Rolle. Auch beim BRAVO-Konsum gab es unter den Jungen große Unterschiede – einige behaupten, fast nie oder nie BRAVO gelesen zu haben, andere dagegen betonen, dies sei eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Aufklärungsform gewesen, und sie hätten aus BRAVO viel gelernt. Einige Jungen erzählen, dass sie BRAVO ganz gezielt für den Themenbereich Sexualaufklärung gelesen haben.

Dabei wird BRAVO von den Jungen durchaus differenziert kritisch wahrgenommen. Die Informationen, die aus BRAVO zu erhalten sind, werden gelegentlich als „oberflächlich“ oder als „unseriös“ bezeichnet – was das Interesse an solcher Darstellung keinesfalls schmälern muss – wie bei den Erwachsenen auch; trotz der (retro-

<sup>79</sup> Unter „Kids“ verstehen wir – im soziologischen, also nicht im jugendkulturellen Sinne – die Gruppe der „Nicht mehr Kinder, aber noch nicht Jugendlichen“, also etwa Neun- bis Elfjährige.



spektiv!) sehr negativen Bewertung sind die Inhalte doch in einer bestimmten Phase der (eher früheren) Jugend sehr interessant. Retrospektiv wird diese Kritik oft eher noch schärfer, vielleicht weil die Jungen mit der Zeit das Konzept durchschauen.

Auch hier scheint (wie in der Schule) für manche Jungen die Abwertung des Mediums eine Bewältigungsform zu sein, die es ermöglicht, die informativen Inhalte anzunehmen und die frühere Inkompetenz zu bewältigen. Die Jungen „stehen darüber“ – nicht nur heute, sondern schon damals, als sie BRAVO konsumiert haben, sie fassen sich an den Kopf über den Schwachsinn – aber sie lesen ihn jede Woche.

BRAVO scheint auch in der jugendkulturellen Szenerie bisweilen eine wichtige Funktion zu haben: Sexualität kann thematisiert werden, weil es über die Zeitschrift BRAVO einen Anlass dafür gibt. BRAVO wird dadurch – jenseits aller qualitativen Kritik – in einer weiteren Form zu einem Medium unter den Gleichaltrigen, das wöchentlich erscheint. Ob das folgende Beispiel verbreitet ist, ist zwar fraglich – interessant ist, dass in dieser Szene unterschiedliche Formen der Sexualaufklärung vermittelt werden, nämlich die Form schulischen Alltags (sich „Abfragen“), Thematisierung über Medien (BRAVO) und Gespräche unter Gleichaltrigen in der Clique:

*BRAVO gibt Anlass,  
Sexualität zu  
thematisieren.*

- B: Ja. Da erzählen wir manchmal so rum, weil manche kaufen sich ja BRAVOs und lesen sie sich durch. Und da steht halt das meiste drin. (...)
- I: Und da – lest ihr das dann zusammen oder?
- B: Nein, lesen – der [Freund] liest das selber. Also der kauft sich halt jedes Mal 'ne BRAVO, liest es sich durch. Ja, dann sagt er uns zum Beispiel, fragt er uns was ab, ja.
- I: Und was fragt er euch dann zum Beispiel?
- B: Zum Beispiel was ist Petting oder so was. Mehr weiß ich gerade nicht, was er uns gefragt hat. Meine Schwester macht dasselbe. Die liest – die kauft sich die ganze Zeit BRAVOs, PopRocky, halt lauter so Zeitschriften und fragt dann ihre Freundinnen ab.

## FERNSEHEN

Das Fernsehen wird als konkretes Aufklärungsmedium nur sehr wenig benannt. In einigen Interviews kam das Gespräch auf „Liebes“- oder



*TV als konkretes  
Aufklärungsmedium  
kaum interessant*

„Sex-Szenen“ in Filmen, die für Jungen wohl interessant und weitgehend unproblematisch sind. Ein Jugendlicher meint, dass Interesse und Gefühle je nach Kontext und Situation variieren, in der solche Szenen im Fernsehen geboten werden. Ein anderer Junge erklärt jedoch, dass ihm Erotik im Fernsehen nicht gefällt, weshalb er gleich weiterzappt, wenn erotische Inhalte auf dem Bildschirm erscheinen. In einem der Gruppeninterviews wurde das Fernsehen sehr differenziert bewertet. Als kritisch beurteilen die befragten Jungen (Auszubildende zwischen 17 und 20 Jahren) die oft sexualisierten „Talkshows“ im kommerziellen Fernsehen vor allem für Kinder und jüngere Jugendliche. In Bezug auf Erwachsene dagegen fällt die Bewertung von Erotikfilmen oder Sendungen mit sexuellen Inhalten im Fernsehen ganz anders, viel liberaler aus. Allerdings nehmen diese Jugendlichen auch wahr, dass das Interesse an solchen Filmen und Inhalten mit der Zeit nachlässt und sich Langeweile einstellt.

## **SPEZIFISCHE AUFKLÄRUNGSMEDIEN**

*Viele Jungen sind  
„unterversorgt“.*

Insgesamt nur wenige der Jungen präsentierten sich als mit Aufklärungsmaterial im engeren Sinne gut versorgt. Benannt wurden in diesem Bereich ausschließlich Printmedien, entweder unspezifisch (Bücher, Aufklärungsbücher, Bilderbücher) oder besondere Aufklärungs-Comics, „das Jungenbuch“, in einem Fall ein Pop-Up-Buch über Sexualität in englischer Sprache. Vor allem über spezifische Bücher wird ein Wissen vermittelt, das „sitzt“; ein Befragter meint, seit er ein (nicht genauer betiteltes) Buch gelesen habe, wisse er „Bescheid“. Einige Jungen erzählten, dass ihnen von der Mutter, vom Vater oder vom Bruder ein Buch gegeben wurde. Aufklärungsmaterial in Broschürenform wird ebenfalls erwähnt: als „so Broschüren“ ohne genauere Herkunftsangabe, in einem weiteren Fall sogar Broschüren der BZGA. Dieser Befragte findet die Broschüren zwar eher harmlos und zum „Belächeln“, andererseits sind sie ihm doch so wichtig, dass er sie liest, aufbewahrt und nicht zum Altpapier gibt. Ähnliche Hinweise gibt es auch in Bezug auf Aufklärungsbücher.

*Printmedien  
lassen aktive und  
selbstbestimmte  
Aneignung zu.*

Für die Befragten ist das Bereitstellen von Materialien ein Zeichen für eine aktive Haltung der Eltern den Aufklärungsfragen gegenüber. Die (Bilder-)Bücher werden von den Eltern zusammen mit den Kindern nur angesehen, während die Kinder noch kleiner sind. Ein jüngerer Befragter berichtet, dass er ein entsprechendes Buch zusammen mit seinem Bruder angesehen hat. Die „Übergabe“ des Aufklärungsmaterials stellt gelegentlich ein Peinlichkeits-Problem dar; dennoch werden solche Materialien gern rezipiert. Der Vorteil ist

dabei sicherlich, dass es möglich ist, sich mit dem Buch oder der Broschüre zurückzuziehen und das Material dann zu konsumieren, wenn es vom Eigeninteresse her „passt“. Durch die gute Erreichbarkeit können sich Jugendliche auch selbstaktiv auf die Suche nach entsprechenden Büchern – z.B. in Büchereien – machen. Ein Interviewpartner beschreibt seine Entwicklung – vor allem in Bezug auf die Abnahme des Schämens –, die er durch selbstgesteuerte Lernprozesse über das „Stöbern“ nach Aufklärungsliteratur in der Bücherei mitorganisiert hat.

Broschüren werden von einem Jungen als gutes Grundlagenmaterial angesehen, das Gespräche aber nicht ersetzen kann. Das „Gut-versorgt-Sein“ mit verschiedenen Aufklärungsmaterialien für unterschiedliche Altersstufen deutet auch auf ein offenes Klima in der Familie hin. In diesem offenen Klima erscheint dann während der Pubertät die Generationenabgrenzung gar nicht so problematisch. Hier wirkt es eher selbstverständlich, dass über das, was für den Jungen „intim“ ist, nicht geredet wird – und auch nicht geredet werden muss. Die befragten Jungen bewerten diese Form der Sexualaufklärung durchweg als positiv oder allenfalls neutral. So gesehen ist es bedauerlich, dass nur sehr wenige Jungen von ihren Eltern oder auch über die Schule altersgemäß und ausreichend mit spezifischen Sexualaufklärungsmaterialien versorgt werden.

*Broschüren können  
das Gespräch  
nicht ersetzen.*

3

## **PORNOGRAFISCHE MEDIEN**

In den sexualaufklärungsbezogenen Aussagen über pornografische Medien zeigt sich ebenfalls eine insgesamt differenzierte Einstellung der Jungen. Der Begriff „Porno“ variiert bei den Jungen. Weitgehend wird darunter eher „harte Pornografie“ verstanden (Printmagazine und Videos), gelegentlich tauchen aber auch die eher „soften“ Varianten oder als „Lehrfilme“ aufgemachte Videos unter dem Begriff „Porno“ auf. Häufig wird – offen zugegeben oder eher verdeckt vermittelt – etwas von der Faszination spürbar, die pornografische Medien auf einige Jungen ausüben. Gleichzeitig verweist das häufige Lachen bei diesem Thema, die Bemerkung, dass es „lustig“ war oder die Bewertung pornografischer Medien als „lustig“, auf die schambesetzte Komponente des Pornografiekonsums. Vor allem retrospektiv kann eher zugegeben werden, dass Pornografie „besonders“ und attraktiv war. Dagegen wird aktuell – wohl auch wegen des engen Zusammenhangs als Anregung für die Selbstbefriedigung – der Konsum von Pornografie als Ersatz bezeichnet, den man – sofern man eine Freundin hat – nicht (mehr) benötigt. Für diese – vermutlich

*Der Begriff „Porno“  
variiert bei den Jungen.*

*Pornografie als  
„Ersatzfunktion“  
für eine Partnerin*

lediglich ideologische – „Ersatzfunktion“ von Pornografie spricht auch die öfter geäußerte abwertende Formel: „lieber mache ich es selber“. Es scheint so, als ob Pornografie abgewertet würde, weil sie gewissermaßen dokumentiert, dass die Jungen gerade keinen wirklichen Sex mit einer Partnerin haben können (und damit gleichermaßen ihre eigene Sexualität als Selbstbefriedigung gar nicht als Sexualität bewerten). Diese ambivalente Einstellung zur Pornografie zeigt sich in mehreren Interviews. Einige der Jungen, die in den Interviews auf „harte“ Pornografie eingehen und angeben, sie zu konsumieren, erwähnen, dass sie ihnen gefalle – wobei die Inhalte auch oft kritisiert oder der Aufklärungseffekt angezweifelt wird. Die Jungen, die Pornografie ansehen, beschäftigt offenbar auch Unterschiede und Grenzen zwischen Realität und Pornografie. Nach ihren eigenen Aussagen können sie beim Pornokonsum unterscheiden, wo die Grenze zwischen Realität und medialer Fiktion liegt und sind sich dessen bewusst, daß Pornografie nicht die Wirklichkeit abbildet.

*Pornografie wird von  
einigen Jungen negativ  
bewertet.*

Andere Jungen sehen Pornografie jedoch eher nicht so positiv oder auch ganz negativ. Insgesamt waren das mehr als diejenigen, die positive Aspekte betonten. Aufgrund der Schambesetzung des Themas Pornografie ist dieser Umstand jedoch nicht quantitativ zu werten. Die negative Bewertung wird von einem Jungen auch von den „komischen Gefühlen“ beim Ansehen pornografischer Filme verursacht. Einige Jungen erwähnten (retrospektiv), dass ihnen die Darstellung in pornografischen Medien gar nicht gefallen haben und sie diese als abstoßend wahrgenommen haben. Sie bezeichnen sie als „brutal“ oder „eklig“ und finden das, was in Pornos gezeigt wird, eher „schlimm“.

*Jüngere sind  
von Pornografie  
überfordert.*

Der Konsum von Pornografie scheint einen Gewöhnungs- und Normalisierungseffekt zu bewirken, der auch dazu führen kann, dass das Interesse an Pornografie abnimmt, man hat „keine Lust mehr drauf“. Fanden die Jungen Videos mit pornografischen Inhalten zunächst „eklig“, haben sie sich heute „daran gewöhnt“ und finden sie „normal“. Besonders beunruhigend fanden wir bei der Auswertung dieses Themas, dass ein Teil der noch sehr kleinen Jungen bereits Zugang zu harter Pornografie bekommt, was wir als deutliches Zeichen für Grenzenlosigkeit in allerdings eher wenigen Familien werten. Diese Jungen zeigten sich durch den Konsum der Pornos eindeutig überfordert. Adjektive wie „brutal“, „eklig“ oder „schlimm“ sind uns in unserer Untersuchung lediglich in diesem Bereich der Pornografie vorgekommen.

## 3.5.5 ANEIGNUNG VON SEXUALITÄT

In einem eher institutionellen Verständnis von Sexuaufklärung, wie es die Befragten der ersten Interviewwelle vertreten, wird häufig von einem Informationsgefälle zwischen aufklärender und aufzu-klärender Person ausgegangen. Die Vermittlungsaspekte – „Wie sag’ ich’s meinem Kinde?“ –, die Auswahl und Präsentation der für wichtig erachteten Inhalte stehen dementsprechend im Vordergrund. Diese Perspektive prägt(e) die Problemdefinition der Sexuaufklärung insgesamt und damit auch die Ergebnisse der ersten Befragungswelle: Die Jungen gelten als schlecht aufgeklärt, wenig kommunikativ usw. Auch wenn heute allgemein angenommen wird, dass sich Jugendliche selbstverständlich aus unterschiedlichen Quellen informieren, steht damit immer noch mehr der Aspekt der Vermittlung, des Angebots bzw. Überangebots an Informationen im Zentrum des Interesses und weniger die Aktivität der Jungen selbst.

Der recht hohe Anteil an Nennungen von „Eigenaktivität“ durch die Jungen verweist darauf, dass die „autonome“ Aneignung von Sexualität und Sexuaufklärung ein sehr wichtiger Faktor ist, dem bislang offenbar viel zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Dabei geht es nicht nur um die Aneignung von Sexualität als Praxis. Vielmehr verstehen die Jungen ihr Aktivsein als selbst gesteuerte Sexuaufklärung. Auf die Frage, von wem sie aufgeklärt wurden, kommt neben der Nennung von Erziehungsinstanzen und Medien oft selbstverständlich ein Hinweis auf die aktive Aneignung aus eigenem Interesse.

*Die „autonome“  
Aneignung von  
Sexualität verstehen  
die Jungen als  
selbst gesteuerte  
Sexuaufklärung.*

### ANEIGNUNG ALS AUTONOME KOMPETENZ

Zur Aneignung gehört häufig eine Grundeinstellung der Selbstkompetenz, oft auch tendenziell überhöht durch eine „Ich weiß eh schon Bescheid“- oder „Da stehe ich drüber“-Einstellung. Dieser selbstkompetente Hintergrund scheint es den Jungen zu erleichtern, dass sie wahrnehmen und aufnehmen können, was an ihnen „vorbeiströmt“, dass sie sich aber auch selbst gezielt auf die Suche nach Informationen machen können. Insofern leuchtet ein, dass die eigene Aktivität oft von den Jungen selbst nicht als solche wahrgenommen werden kann. In einer eher diffusen Weise teilen manche Jungen mit, dass die Aneignung von Sexualität und Sexuaufklärung in einem scheinbar „aktivitätsarmen“ Raum geschieht: „Man kriegt das alles auch so mit.“ – „Und dann hat sich das mit der Zeit einem angeeignet.“ – „Das kommt von selbst, einmal kommt’s dann immer mehr.“ –

*Aneignung von  
Sexualität und  
Sexuaufklärung  
in einem scheinbar  
aktivitätsarmen Raum*

„Man lernt es mit der Zeit.“ Dabei zählt die eigene Erfahrung am meisten, hinter ihr verblasst alles andere.

*Aneignungsstrategien  
und -kompetenzen:  
Mithören, Nachfragen,  
„Rumstöbern“*

Viele Jungen berichten aber – und oft blitzt dabei auch etwas Stolz auf – von mehr oder weniger gezielten Aneignungsaktivitäten. Die Aneignungsformel, nach der viele Jungen dabei vorgehen, lautet appellativ: „Schau zu, mach mit, Jugend forscht.“ Dabei zeigen sich in den Gesprächen mit den Jungen verschiedene Aneignungsstrategien und -kompetenzen: Mithören, Nachfragen, „Rumstöbern“, eigene Erfahrungen und praktische Versuche. Daneben gibt es auch Jungen, die eher abwarten und mit eigenen Aneignungsaktivitäten pausieren, sowie offenkundiges Misslingen solcher Unternehmungen.

### **MITHÖREN, ZUHÖREN, AUFSCHNAPPEN**

Eine oft genannte Aneignungsstrategie ist das Mithören und Zuhören. Hier bekommen die Jungen ihre Informationen gewissermaßen „vom Hörensagen“. Dabei schnappen sie viel auf, fragen vielleicht auch mal nach und versuchen, das Gehörte einzuordnen: stimmt es oder stimmt es nicht? Das Erzählen des Gehörten kann dabei auch als Form der Prüfung des Wahrheitsgehalts dienen: „(Aufklärung) Über Geschwätz halt und so – hab’ ich einfach mitgehört und es so mir ergattert, und hab’ bei anderen vielleicht einmal nachgefragt. Stimmt das oder stimmt das nicht?“ Aufmerksames Zuhören kann jedenfalls als eine sehr zentrale Aneignungsform gewertet werden, die jenseits jeder gezielten Vermittlungsbestrebungen liegt. Immer wieder kommen dabei neue Inhalte auf, die dann lediglich gesammelt und zugeordnet werden müssen: „Das kam eigentlich mehr so von selbst. Man hat darüber geredet, ich habe halt zugehört, also habe ich das alles mitbekommen.“

### **FRAGEN, NACHFRAGEN, SICH ERKUNDIGEN**

*Das aktive Fragen und  
Nachfragen ist eine  
häufig angewandte  
Aneignungsform.*

Die nächste ebenfalls sehr häufig angewandte Aneignungsform ist das aktive Fragen und Nachfragen. Je nach Beziehungsqualität und Situation werden bei entsprechendem Interesse Gleichaltrige, Geschwister, Eltern oder Lehrer angefragt. Viele der Befragten beschreiben ihre Nachfragestrategien als allgemeine Handlungsform, also nicht auf konkrete Personen bezogen. „Da habe ich dann jemand gefragt.“ Andere konnten auch ganz bestimmte Personen nennen, bei denen sie – vermittelt (eher bei Gleichaltrigen) oder direkt – mit

ihren Fragen landen konnten. „Ich habe mich auch selbst erkundigt. (...) Also, ich habe ihn [Bruder] immer gefragt, und dann hat er mir halt geantwortet und mir erklärt.“ Auffällig ist bei den Schilderungen die häufig verwendete Formulierung „man“ (z.B. fragt nach); wir werten dies als Hinweis dafür, dass das Nachfragen selbst als Statusverminderung gewertet wird, die durch einen Hinweis darauf, dass das „alle“ machen, abgeschwächt werden soll. Es gibt auch Jungen, die darauf hinweisen, dass sie ihre Eltern konkret deshalb nicht gefragt haben, weil sie sicher sind, die entsprechenden Informationen auch woanders herzubekommen.

## „RUMSTÖBERN“, SUCHEN, AKTIV SEIN

Einige Jungen beschrieben auch Aneignungsformen, bei denen sie sich aktiv, gezielt und selbst organisiert auf die Suche nach entsprechenden Informationen machen. Diese Form wurde von den Jungen nur im Zusammenhang mit Büchern erwähnt. Rumstöbern kann dabei das „Vorauslesen“ im Biologiebuch sein, die Selbstaufklärung in Büchereien oder auch der gezielte Kauf eines „Sexbüchleins“.

Eigenaktivität wird von den Jungen immer wieder als Auftrag vermittelt, den sie erfüllen. Sobald die fließende „en passant“-Aufklärung nicht ausreicht oder nicht funktioniert, scheint die Verantwortlichkeit auf den einzelnen Jungen überzugehen, sie müssen sich nun „selbst aufklären“.

„Rumstöbern“ ist  
selbst organisierte  
Suche.

Reicht die Aufklärung  
nicht aus, muss man  
sich selbst aufklären.

## EIGENE ERFAHRUNGEN

Viele Jungen betonen den hohen Stellenwert, den eigene Erfahrungen haben – jenseits aller sexualaufklärenden Bemühungen. Diese Betonung ist in Verbindung mit dem selbstkompetenten Status zu sehen. Eigene Erfahrungen gemacht zu haben, signalisiert, kompetent zu sein, aber auch der Erwartung zu entsprechen, die eigene Sexualität zu bewältigen. Die Betonung der Wichtigkeit eigener Erfahrungen ist bisweilen so stark, dass jegliche „theoretische“ Sexualaufklärung abgewertet und abgelehnt wird. „Also wenn ich was erfahren würde, wüsste, wenn mich jemand dazu – das erklären, dann würde ich schon – gleich in dem Moment auch ausprobieren. Wenn der mir das zeigt, dass ich mit jemand das gleich ausprobieren kann, also, wenn der jetzt zu mir sagt oder das oder das – versteh ich sowieso nicht, ich müsste dann gleich wieder probieren. Die soll’s mir so zeigen, nicht theoretisch sondern praktisch zeigen.“ Auch der Kon-

Eigene Erfahrungen  
vermitteln Kompetenz,  
aber auch die  
Erwartung, Sexualität  
bewältigen zu können.





*Dem selbstkompetenten Status schadet es nicht, von den Mädchen etwas „beigebracht“ zu bekommen.*

sum von Pornografie wird öfter mit „wirklicher“ Praxis verglichen und in diesem Vergleich als „Schwachsinn“ oder als Gegenteil von eigenen Erfahrungen bezeichnet. Viele der befragten Jungen verweisen dabei recht unspezifisch auf die „eigene Praxis“, in der sich vieles „einfach ergibt“. Andere beziehen sich ganz deutlich auf die Erfahrungen mit Mädchen bzw. die ersten – oft älteren – Freundinnen. Den Belegen nach scheint es dem selbstkompetenten Status weder zu schaden, von den Mädchen etwas „beigebracht“ zu bekommen, noch auf deren Rücksicht angewiesen zu sein, indem sie „langsam machen“.

*Sexuelle Erfahrungen zu machen, wird als wesentliche Grundlage für die eigene Entwicklung verstanden.*

Wichtige Anregungen kommen aber auch aus dem Freundeskreis oder aus jugendkulturellen Medien. „Freunde haben das schon durchgemacht und haben erzählt, wie das war, wie das abgelaufen ist. Dann haben wir es irgendwann mal selbst gemacht.“ Diesen Schritt der Aneignung zu tun, Erfahrungen tatsächlich zu machen, wird von einigen Jungen als wesentliche Grundlage für die eigene Entwicklung, das eigene Lernen und damit die eigene Aneignung von Sexualität gewertet: „Dann bin ich halt mit dem Mädchen mal ausgegangen und da hab’ ich es mal versucht mit der. Da ist es gegangen (es hat funktioniert), und dann hab’ ich es immer besser gelernt und besser. Und dann ist es halt mal dazu gekommen, dass ich mal was anderes lerne. Also nicht immer das Küssen, Knutschen. Dann hab’ ich halt mal Zungenkuss gemacht und alles. Und so ist es jetzt. Jetzt kann ich es halt, jetzt hab ich keine Probleme mehr.“ Der „Kern der Praxis“ wird von einigen Jungen dann gesehen, wenn sie mit einem Mädchen schlafen. Dies ist aber mehr mit einer Statusveränderung als mit dem Gewinn der Männlichkeit verbunden (vgl. dazu in Kapitel 3.1.3 den Abschnitt „Männlichkeit und Sexualität“). Ein Junge vermutet, dass bei einem Zuviel an genauer Information den Jungen der „Spaß am Rausfinden“ genommen würde. Einige Jungen weisen aber auch darauf hin, dass ohne vorherige Informationen der eigenen Erfahrung Grenzen gesetzt sind.

## **AMBIVALENZ UND KEHRSEITE DER ANEIGNUNG**

Die – auch in anderen Abschnitten der Untersuchung – immer wieder aufscheinende Betonung des Eigenen ist dabei sicher auch ein Zeichen für den stabilen Status der Jugendlichen und für eine deutliche Abgrenzung gegenüber den älteren Generationen. Die Jugendgeneration, die wir befragt haben, wirkt in dieser Hinsicht deutlich gelöst von den älteren Generationen. Gleichzeitig ist darin eine Art

unbedingter Verantwortlichkeit für die eigenen Erfahrungen verborgen, für die eigene Sexualität und die eigene Sexualaufklärung.

Diejenigen Personen oder Institutionen, die früher für Krisen und Scheitern verantwortlich gemacht werden konnten – die „repressive“ Gesellschaft, die „konservativen“ Eltern, Kirche, Schulen usw. –, werden in der Bedeutung zunehmend irrelevant oder haben sich aus der Verantwortung gelöst. Tendenziell schlagen deshalb Scheitern, Krisen und Probleme unmittelbar als individuelles Versagen durch. So gesehen ist es verständlich, dass die Jungen oft vermitteln, dass sie genug wissen – wenn sie nicht genug wüssten, wären sie selbst dran schuld. Auch dürfen auftauchende Probleme nicht „wirkliche“ Probleme sein, sondern müssen kaschiert oder als Teil der Erfahrung umbewertet werden: „Probleme würde ich das nicht nennen. Es waren Erfahrungen.“

*Die Kehrseite der postmodernen Selbstständigkeit liegt darin, dass Schwierigkeiten, Krisen unmittelbar nur noch in Zusammenhang mit der eigenen Person gesehen werden (können).*

## PROBLEMATISCHE UND MISSLINGENDE ANEIGNUNG

Dadurch steigen auch subtil die Anforderungen an die „Leistungsfähigkeit“ des Einzelnen. Die erotisch-sexuelle Praxis wird so sehr ambivalent: Sie gilt als Prüfstein – und bei Problemen als Beleg für das individuelle Versagen. Gleichzeitig wird sie zentral auch zur Bestätigung und Absicherung dafür, den Anforderungen gewachsen zu sein. Erst das Gelingen – dass „es klappt“, dass „es funktioniert“ – hebt diese Ambivalenz aus und bringt – allerdings brüchige – Sicherheit.

*Die erotisch-sexuelle Praxis gilt als Prüfstein und bei Problemen als Beleg für das individuelle Versagen.*

Die ganz problematischen Seiten der Jungensexualität und auch der Sexualaufklärung von Jungen können deshalb nur vermittelt (oder auch über unsere Schlüsselpersoneninterviews der ersten Welle) auftauchen, in der Regel müssen sie verdeckt bleiben – mit dem Risiko allerdings, dass sie im Verhalten massiv wieder sichtbar werden können und dann ja auch meist mit dem individuellen Schuldvorwurf gekoppelt sind. In der folgenden Interviewpassage werden auch offenbar gewaltförmige Übergriffe auf Mädchen unter der Rubrik „Erfahrungen“ verbucht: „Später sind wir halt dann immer ins Jugendhaus, und so, oder auf der Gasse haben wir immer so ein paar Frauen betatscht und so. Im Schullandheim auf der Rutsche und so. Also, ich hab’ halt Erfahrungen gesammelt dann.“

*Problematische Seiten der Jungensexualität werden im Verhalten sichtbar.*

Dass Aneignungsversuche auch scheitern können, liegt auf der Hand. Im Allgemeinen wird das gelegentliche Scheitern für die Jungen selbst

*Gelegentlich  
scheiternde  
Aneignungsversuche  
sind einkalkuliert.*

– wegen ihrer selbstkompetenten Grundeinstellung – mit einkalkuliert sein. Mit der Zeit werden die Aneignungsbemühungen beendet, wenn sich nicht der erwartete Erfolg einstellt. Bei einem Jungen fällt dabei der Zusammenhang zwischen misslingenden Aneignungsversuchen und der eher negativen Einschätzung der eigenen Kompetenz besonders auf.

## **„ANEIGNUNGSSCHWÄCHE“ UND TEMPORÄRE ABSTINENZ**

Immer wieder taucht in unseren Interviews eine abwartende, desinteressierte Haltung auf, oder es wird in Postskripts erwähnt, dass Jungen „abblocken“. Diese Einstellung werten wir ebenfalls als eine Form der Aneignung, die partiell vielleicht als Bewältigung des hohen individuellen Erwartungsdrucks in Bezug auf Sexualität und Sexuaufklärung zu sehen ist. Manche, vor allem jüngere Jungen zeigen sich in den Interviews in Bezug auf Sexualität und Sexuaufklärung recht inaktiv oder „aneignungsschwach“. Dies hängt mit der eigenen körperlichen oder psychischen Entwicklung zusammen, nach der solche Themen einfach noch nicht anstehen und mit der ebenfalls öfter sichtbaren Gelassenheit, dass sich zu gegebener Zeit das Interesse schon noch einstellen wird.

## **„MODERNISIERTE“ SEXUALAUFLÄRUNG?**

Wegen ihres grundsätzlich prozesshaften Charakters, der Vielfältigkeit möglicher Aneignungsorte und -situationen sowie der damit verbundenen Flüchtigkeit braucht es heute ein Verständnis von Sexuaufklärung, das jenseits situativ und inhaltlich fixierbarer Eindeutigkeiten liegt. Die Pluralisierung der Sexuaufklärungsmöglichkeiten und die jeweils positive Bewertung dieser Chancen lässt es – vor allem auch angesichts der gleichzeitigen Überforderung der traditionellen Aufklärungsinstitutionen Eltern und Schule – als sinnvoll erscheinen, von einem „Set“ der Sexuaufklärung oder von „Sexuaufklärungsfeldern“ zu sprechen. Wenn die verschiedenen Segmente in diesem Set je für sich tragfähig und allgemein zugänglich sind, ist es weniger schwerwiegend, wenn im Einzelfall einzelne Segmente ausfallen. In diesem Set muss und kann zwar weiterhin versucht werden, gezielt zu informieren und aufzuklären. Dies wird vor allem an der Bedeutung der Schule – als quasi „amtlicher“ Bestätigung des selbst Angeeigneten – deutlich, die dieser Anforderung von ihrer pädagogischen Konzeption und Qualität her bis-

lang nicht ganz gewachsen erscheint. Ebenso besteht in der Jugendarbeit entgegen ihrem eigenen Anspruch ein großer Handlungsbedarf. Institutionell jungenbezogene Aneignungssegmente sind noch kaum entwickelt. Gleichzeitig muss es aber verstärkt darum gehen, gewissermaßen „chaotisch“ in den Aufklärungsfeldern mitzumischen, indem Sexualaufklärung so präsentiert wird, dass sie als „Anlass“ für Sexualaufklärung wahrgenommen werden kann. Auf der Seite der Jungen muss es um die Vermittlung von Kompetenzen gehen, die es ermöglichen, eigene Aneignung qualifiziert und kritisch zu „managen“.

*Sexualaufklärung  
heute beinhaltet ein  
„Set“ an Sexualauf-  
klärungsfeldern.*

Insgesamt wirkt das Thema Sexualität in den Aussagen der Jungen weitgehend entspannt, wenn auch nicht problemfrei. Die Aneignung „ihrer“ Sexualität ist für die Jungen sicher ein schwieriges, komplexes und bisweilen überforderndes Gebiet. Dennoch war nur wenig Hochdramatisches, Verzweifelter oder äußerst Spannungs- oder Konfliktreiches aufzufinden. Die Jungen befinden sich zwar in der Spannung zwischen experimentellem Aktivsein im Hinblick auf ihre Lust und dem Sichzurücknehmen zugunsten der Wünsche ihrer Partnerin. Sexueller Egoismus und Leistungsfantasien (gut im Bett zu sein, möglichst viele Sexualkontakte haben) werden aber tendenziell oder ganz offen abgewertet. Das Junge- bzw. Mannsein und die Sexualität erscheinen in den Ansichten der Jungen weitgehend entkoppelt. Außer der Maxime „aufpassen und vorsichtig sein“ fehlt den Jungen aber eine eigenständige Vorstellung von Themen männlicher Sexualität.

Ein Grund für die durchschnittliche Entspannung der Sexualität bzw. der Aneignung von Sexualität liegt in der Verlängerung der Jugendphase (also ähnlich, wie sich auch die Generationenkonflikte entspannt haben). Die meisten Jungen, die sich ja überwiegend im weiterführenden Bildungssystem befinden, können damit rechnen, erst bis ins Alter von 20, 25 Jahren ihre Jugendzeit abgeschlossen haben zu müssen. Diese Zeit zu haben und während dieser Zeit eine Vielfalt von Bildungs-Chancen zu genießen, kann als die zentrale Ressource der Jungen in der Aneignung von Sexualität und Körperlichkeit wie auch für die Entwicklung ihres geschlechtsbezogenen Selbstverständnisses gesehen werden. Auf der anderen Seite wird diese Ressource den marginalisierten Gruppen deutlich sichtbar vorenthalten. Viele der Unterschichtsjungen und der jugendlichen Migranten stehen unter einem ganz anderen Aneignungsdruck, weil absehbar ist, dass die Jugendphase bei ihnen wesentlich kürzer ist.

*Die Verlängerung der  
Jugendphase sorgt für  
eine Entspannung der  
Sexualität.*

*Größerer  
Aneignungsdruck  
bei Unterschichts-  
und Migrantenjungen  
durch kurze  
Jugendphase*

3

Entsprechend der durchschnittlichen Entspannung in der Jugendphase und im Generationenverhältnis äußern sich die Jungen auch sehr wenig zu Eltern-Sohn-Konflikten. Über Einschränkungen des Sexuallebens wird wenig berichtet. Offenbar gestehen viele Eltern den Jungen ihre Sexualität zu, oder die Jungen akzeptieren das, was an Vorgaben kommt. Dies hängt vermutlich auch mit dem Wohlstandsniveau und der gesunkenen Kinderzahl in einer Familie zusammen: Viele Jungen haben ihr eigenes Zimmer und das zugestandene Recht, die Tür ungestört schließen zu können, wobei auch diese Ressource ungleich verteilt ist. Viel wichtiger jedenfalls als die Verhinderung von Sexualität scheint heute den Eltern zu sein, unerwünschte Schwangerschaften und Aids zu verhindern.

Von religions- oder kirchenbezogenen Gewissenskonflikten wird ebenfalls gar nicht berichtet. Dies ist sicher ein Gewinn gegenüber der Aneignung von Sexualität noch vor 20, 30 Jahren. Auf der anderen Seite zeigt sich darin auch eine besondere Problematik: Weil nämlich die eindeutig Moral und Beschränkung zuzuordnenden Institutionen fehlen, fehlt den Jungen auch eine Projektionsfläche für Auflehnung, Abgrenzung und Ablösung. Ihre Gewissens- oder Moralausinandersetzungen sind so nicht mehr recht zu verorten. Denn die Abwesenheit einer rigiden elterlichen Einschränkung oder kirchlichen Bevormundung, einer energischen schulischen und gesellschaftlichen Beeinflussung bedeutet nun andererseits überhaupt nicht, dass die Jungen in einer „freien“ Moral aufwachsen. Im Gegenteil lässt sich eine ganze Litanei relativ durchgängiger Moralbegriffe aufzählen, die sich gebündelt auf den Begriff „Kontrollmoral“ bringen lassen. Zu diesem Moralkodex zählt etwa das Gebot, aufzupassen, rücksichtsvoll und vorsichtig zu sein. Auf die Wünsche oder das Tempo der Partnerin soll eingegangen, partiell auch Verantwortung für sie übernommen werden. Ebenso sollen die Jungen sich mit den Mädchen einigen; dabei ist zwar theoretisch alles möglich, muss aber vorher verhandelt sein. Ebenso gilt, dass die Jungen kompetent, normal und gleichermaßen authentisch sein sollen. Wir fanden bei den Jungen insgesamt also sehr viel „verdeckte“ Moral, ohne dies explizit abgefragt zu haben. Im Raum ihrer Selbstthematisierung scheint diese verdeckte Moral einen wichtigen Stellenwert zu haben.

In der Analyse dieses verdeckten Moralkodex wird erkennbar: In den Aussagen der Jungen spiegelt sich auf einer moralisch gewendeten Ebene die Thematisierung männlicher Sexualität in den letzten Jahren und Jahrzehnten. Wie ja auch unsere Literaturstudie zeigte, handelte es sich dabei sehr oft um besonders problematische Seiten männlicher Sexualität: sexueller Missbrauch, Vergewaltigung, Ver-

gewaltigung in der Ehe, Gewaltpornografie, Kinderpornografie, Kinderprostitution, sexuelle Übergriffe am Arbeitsplatz usw.<sup>80</sup> Und selbst dann, wenn sexuelle Gewalt nicht als Sexualität, sondern als Gewalt definiert wird, wird sie doch mit Sexualität in Verbindung gebracht, indem gewissermaßen bei der Gewalt Sexualität mitgedacht wird und Verbindungen über den verwendeten Begriff und über illustrierende oder assoziierte Bilder bestehen. Die Thematisierung in den Medien, in Weiterbildungen und weitreichenden Präventionsbemühungen scheint vor allem zu reichlich Moral geführt zu haben: zu einer neuen, verdeckten, diffusen und gleichwohl vielfältigen Qualität von Moral, die – etwa über die Themen Verhütung und Verhandlung – vor allem zu Vorsicht und Absicherung rät. Erkennbar wurde dabei auch ein Bild davon, was Jungen im Bereich von Sexualität alles nicht machen sollen: nicht übergriffig sein, kein Mädchen zwingen, nie die Verhütung vergessen usw.

Allerdings: Was wir in den Gesprächen mit den Jungen fast nicht gefunden haben, ist eine positive Vorstellung ihrer männlichen Sexualität. Wie sieht ihre Sexualität aus, wenn sie all dies neomoralisch Verbotene nicht tun? Danach haben wir zwar nicht gefragt, die Antwort wäre aber mit hoher Wahrscheinlichkeit: „normal“, und das bedeutet: egal wie, Hauptsache das Verbotene kommt nicht vor. Anders gesagt entstand der Eindruck, dass es bei den Jungen jenseits dieser bekannten „verbotenen“ Bereiche, also jenseits der üblichen Thematisierung männlicher Sexualität, nur wenig gibt, was sie sich unter den schönen Seiten der Sexualität vorstellen können. Themen wie Spaß, Lust, Erotik, Sinnlichkeit, Geilheit oder wie gelingende männliche Sexualität, gelingende Aneignung von Sexualität oder das Zugestehen von Fehlermöglichkeiten – im Sinn einer Fehlerfreundlichkeit – wurden bisweilen zwar angesprochen, sie waren insgesamt aber sehr randständig angesiedelt.

Sicher hat die Durchsetzung dieses Moralkodex auch positive Seiten. Sie gibt aber gleichfalls Grund zur Sorge. Denn es ist eine offene Frage, wozu dieses Ungleichgewicht – Moralüberhang mit Gelingensdefizit – letztlich führen wird. Möglicherweise kommen bei einigen Jungen aktive Gestaltungsprozesse in Gang, in denen sie sich auf das „Eigene“ ihrer Sexualität besinnen und ihre jeweils individuelle sexuelle Kultur entwickeln (Authentizitätslösung). Wahrscheinlich

*Jungen haben  
keine positive  
Vorstellung von  
männlicher Sexualität.*

3

**80** Gunter SCHMIDT (1996) S. 8 ff. weist in „Das Verschwinden der Sexualmoral“ auf die negative Thematisierung von Sexualität allgemein hin. Er geht dabei aber nicht auf die Tatsache ein, dass das Negative dabei stets mit Männern – zumeist als „Täter“ – in Zusammenhang gebracht wird und der Eindruck entstehen kann, dass Sexualität so schön sein könnte, wenn nur die Männer nicht dabei wären.

*Moralüberhang mit Gelingensdefizit führt zu Gestaltungsprozessen unter verstärktem Leistungsdruck.*

ist aber auch, dass die Jungen unter einen verstärkten Leistungsdruck geraten und mit neuen Ängsten umgehen müssen – etwa der Fantasie, einem Mädchen seine Sexualität für immer und ewig verdorben haben zu können, wie es in einem Interview zum Ausdruck kam. Ein Teil der Jungen – etwa ressourcenarme Jungen – wird schließlich den ganzen Wust an Moral beiseite lassen müssen, um überhaupt sexuell aktiv sein zu können.

## 3.6 GLEICHALTRIGEN-BEZIEHUNGEN

### 3.6.1 CLIQUE UND CLIQUENBINDUNG

*Die Clique wird in erster Linie mit einer Dynamik verbunden, bei der es um Angeben, Sichprofilieren und Protzen geht.*

Aus Erwachsenensicht wird die Clique häufig im Kontext negativer Einflüsse („Cliquen- und Normalitätsdruck“) und als Moment der Gefährdung gezeichnet. Gerade in Bezug auf Sexualaufklärung gilt die Gleichaltrigenaufklärung in der Clique als Quelle unseriöser Information oder als Forum für eine problematische Bearbeitung sexueller Themen durch Witze, Sprüche und Anzüglichkeiten sowie durch Anmache und Abwertung von Mädchen. Auch eine bestimmte Form sportlicher und körperlicher Betätigung in der Gruppe steht unter diesem Verdacht (vgl. den Abschnitt „Gelebte Körperlichkeit: Sport, Körperpflege“ in Kapitel 3.4). Die positiven, stützenden Funktionen von Cliquenbeziehungen – etwa als Aneignungssegment, in dem sich aus der Vielfalt erreichbarer Informationen Wahrscheinliches herausfiltern läßt – werden von den Erwachsenen eher weniger beachtet. Um den Prozeß der Aneignung und Anreicherung sexueller Information im Cliquenzusammenhang einordnen zu können, stellt sich aber zunächst die Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung von Cliquen für heutige Jungensozialisation.

### VERÄNDERTE BEDEUTUNG DER CLIQUE

*Jungen haben ein differenziertes Bild ihrer Freundschaftsbeziehungen.*

Die Clique scheint etwas unmodern geworden zu sein; viele Befragte geben an, daß für sie einzelne persönliche Freundschaften wichtiger sind als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Auch die gemeinsame Identität vieler Freundesgruppen gestaltet sich offenbar nicht so, daß die Befragten sie von sich aus als Clique verstehen und bezeichnen. Viele Jungen haben ein komplexeres, differenzier-



teres Bild ihrer Freundschaftsbeziehungen, als dass diese mit dem stehenden Begriff Clique erfasst und ausgedrückt werden können. Einige Jungen setzen Clique mit negativen Zuschreibungen wie Bande, Devianz, Kriminalität gleich, wobei unklar bleibt, ob das ihre eigenen oder die Zuschreibungen von außen sind. Aufgrund dieser Assoziationen sind sie jedenfalls vorsichtig, ihren Freundeskreis als Clique zu bezeichnen. Der Begriff Clique kommt oft erst durch die Nachfrage der Interviewer ins Spiel, worauf einige Jungen zunächst mit einer Definitionsfrage kontern – „Ja, was heißt Clique...“ – oder eine Definition von Clique geben, die ihren Freundschaftsbeziehungen gerade nicht entspricht.

Eher selten wird berichtet, wie die Clique im klassischen Sinn „auf Tour“ geht. Viele Jungen beschreiben sich differenziert in wechselnden, ganz unterschiedlichen Konstellationen. Einige äußern sich cliquenkritisch: Ein bester Freund ist ihnen lieber, weil sich Jungen in der Gruppe stärker fühlen als allein, sie geben dann mehr an und „tun groß“. Andere legen Wert darauf, dass sie nicht in einer Clique sind, sondern verschiedene Einzelbeziehungen haben. Diese gehen temporär zwar zusammen, ohne dass daraus jedoch ein übergreifendes Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht. Die Jungen, die sich einer Clique zugehörig fühlen, beschreiben diese gerade nicht als ausgesprochen kohärent, sondern als durchlässig und vielfältig: „Jeder kann mitkommen, der will. (...) Bei uns können alle mitkommen.“ Der Begriff Cliquenmitglied ist für solche „individualisierten“ Zugänge eigentlich ein zu statischer Begriff; Doppel- oder Mehrfachmitgliedschaften und wechselnde Zugehörigkeiten sind zunehmend üblich. Das bedeutet, dass die Befragten nicht durchgängig aus Cliquenzusammenhängen freigesetzt sind. Man könnte auch sagen, dass sich die Cliquen verändert und differenziert haben – die Wirklichkeit ist natürlich weiter als die Jugendsoziologie –, was die Bedeutung der Gleichaltrigenbeziehungen jedoch nicht schmälert.

Der folgende Abschnitt bezieht sich vor allem auf die Befragten, die sich auf der Basis eigener, aktueller Erfahrungen zur Cliquenthematik geäußert haben. Darüber hinaus versuchen wir, die beschriebene Entwicklung aufzunehmen, indem wir uns der Thematik auch noch „von der anderen Seite“ im Abschnitt „Jungenfreundschaften“ nähern (Kap. 3.6.2). Hier finden sich auch die Äußerungen derjenigen Jungen, die angegeben haben, dass sie zwar keine Clique, aber Freunde haben.

Insgesamt scheinen Kontinuität und Kohärenz von Cliquen zu sinken, die abnehmende oder zumindest veränderte Bedeutung der Cli-

*Einigen Jungen ist ein bester Freund lieber als eine Clique.*

*Insgesamt hat es für viele Jungen nicht höchste Priorität, einer Clique anzugehören.*

3

*Cliquen haben für Migranten- und Unterschichts-jugendliche eine große Bedeutung.*

que<sup>81</sup> als Gesellungsform von Gleichaltrigen ist in den Kontext der Individualisierung zu stellen. Das gilt umso mehr für Mittelschichtsjugendliche mit ausreichenden Ressourcen und vielfältigen Optionen. Diese ermöglichen es, unverbindlicher an Veranstaltungen mit Eventcharakter teilzunehmen, wodurch sich Gruppen weniger über feste Beziehungen oder Zugehörigkeiten konstituieren. Dagegen fällt auch in unserer Untersuchung auf, dass Cliquen für die Migranten- und Unterschichtsjugendlichen eine nach wie vor höhere Bedeutung und Bindungskraft haben. Das wird z.B. an der Thematik des Cliquenterritoriums oder an der familiären Terminologie deutlich.

I: Also, ihr seid in einer richtigen Clique?

B2: Wie eine Familie, jeder hält zusammen.

B1: Ja, wir halten zusammen.

Trotzdem nehmen auch sie viele Elemente der modernisierten Cliquenbeziehungen auf, z.B. den egalitären Anspruch oder den Wert der Akzeptanz von individuellen Unterschieden.

## **DIE FRAGE DER ZUGEHÖRIGKEIT**

*Eine Clique ist eine offene Gruppe.*

Ob der Freundeskreis als Clique begriffen und erklärt wird, hängt letztlich von der Definition der Befragten ab. Da es oft keine festen Zugehörigkeiten gibt, sind Grenzen und Übergänge fließend, viele Angaben entsprechend vage. Eine Clique ist dann eine offene Gruppe, ständig in Bewegung, man weiß – besonders an den Rändern – nie genau, wer (noch) dazugehört. So sind nur Momentaufnahmen möglich. Gerade die Diskussion, wer dazugehört und wer nicht, das heißt die doppelte Bewegung von Abgrenzung und Integration ist – neben bestimmten Treffpunkten, Vorlieben und Gepflogenheiten – für die Clique ein geradezu konstituierendes Element. Immer wieder werden auch Cliquengeschichten reflektiert, von Ein- und Umbrüchen bis hin zur völligen Auflösung. Einige Jungen beschreiben auch den Prozess, wie sie aus einer früheren Cliquenbindung zu größerer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gefunden haben.

Die Cliquenthematik dient den Befragten zwar auch dazu, soziale Differenzierungen innerhalb einer Gruppe zu fassen – „also es gibt halt schon zwei Cliquen in unserer Klasse. In der einen sind die Coolen, in der andern sind die Nichtcoolen – und da bin ich.“ Häufiger

<sup>81</sup> vgl. „Jugend ‘97“/12. Shellstudie, Opladen 1997

bestimmt sich eine Clique jedoch durch ihre Räume, Treffpunkte und Territorien wie Jugendraum, Jugendclub oder einfach Bushaltestelle. Dass mit dem Begriff Clique ganz unterschiedliche soziale Wirklichkeiten gemeint sind, zeigt schon ein Blick auf die angegebene Größenordnung. Dabei schwankt die Zahl der Cliquenmitglieder ständig und lässt sich nicht exakt bestimmen; sie bewegt sich zwischen drei oder fünf bis sechs über elf, zwölf bis hin zu 20 oder gar 35 Beteiligten.

*Cliquenthematik  
dient dazu, soziale  
Differenzierungen  
innerhalb einer  
Gruppe zu fassen.*

Vor allem die jüngeren Befragten bewegen sich fast ausschließlich in reinen Jungencliquen. Dabei geben sie an, dass sie die Mädchen nicht bewusst ausschließen. Die Mädchen gesellen sich lieber selbst in Mädchencliquen oder haben angeblich einfach keine Lust, mit Jungen zusammen zu sein – was letztlich aber nicht so schlimm zu sein scheint. Die geschlechtsbezogene Exklusivität der Cliquen setzt sich auch bei älteren Jungen fort, auch wenn sich diese schon stärker die Anwesenheit von Mädchen wünschen. Auf der anderen Seite haben sie auch den Wunsch danach, unter sich zu bleiben. Dass Mädchen in der Clique sind, ist so jedenfalls die Ausnahme. Sie entsteht vor allem dann, wenn Freundinnen dabei sind. Weiterhin bilden aber trotzdem die Jungen den Kern der Gruppe. Es gibt aber auch Konstellationen, in denen der Mädchenanteil überwiegt. In gemischten Cliquen scheint die erotische Anziehung eher gedämpft zu sein, auch deshalb, weil dadurch die Kohärenz gefährdet ist. Mädchen sind dann eher gleichgestellte Kumpels. Die tendenzielle Gefährdung der Jungenclique durch Paarbildung wird an anderer Stelle beschrieben (vgl. unten den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“).

*Jüngere Jungen  
bewegen sich fast  
ausschließlich in reinen  
Jungencliquen.*

*Mädchen in der Clique  
sind die Ausnahme.*

## NEGATION VON HIERARCHIE UND ABHÄNGIGKEIT

Ein hoher, faktisch eigentlich unmöglicher Anspruch ist die statusmäßige Gleichheit der Cliquenmitglieder, jedwede Hierarchie oder Binnendifferenzierung wird fast kategorisch ausgeschlossen, jeder hat die gleiche Position. Aus diesem Grund darf man nicht zu selbstbewusst sein, sonst gibt es Probleme. Anführer gibt es keine, sie sind überflüssig. Selbst ein Befragter, der ganz offensichtlich die Rolle eines Anführers übernimmt, relativiert seinen Tatsachenbericht und möchte auf keinen Fall als Inhaber einer Führungsposition gelten. Was in der eigenen Clique ausgeschlossen ist, lässt sich aber bei anderen beobachten: „Es gibt so Cliquen, da gibt es halt einen Deppen, und der wird immer ausgenutzt.“ Der dem entgegengesetzte egalitäre Anspruch nimmt jedoch deutlich ab, wenn es sich um Randfiguren der Clique handelt, die entweder Zugang zum Cliquenzentrum

*In der Clique sind alle  
gleich.*

3

suchen oder aufgrund eines abweichenden Profils hinausgedrängt werden.

*Die Clique gibt  
ein bestimmtes  
Zugehörigkeitsprofil  
vor.*

Ähnlich verhält es sich mit der Thematik von Abhängigkeit und Gruppendruck. Geht es um die Frage der Zugehörigkeit zu einer Clique, dann ist ganz offensichtlich, wie ein bestimmtes Profil in Bezug auf Kleidung, Musikgeschmack und Freizeitgestaltung sowie insgesamt für Auftreten, Stil und Habitus erwartet wird. Persönliche Anerkennung wird in einem bestimmten Maß durch Anpassung erreicht. Die Jungen müssen sich etwa als Computerfreak oder als Fußballfan geben. Um dabei sein zu können, muss man sich entsprechend präsentieren und versuchen, gut anzukommen. Nicht jeder schafft es, mitzuhalten, nicht jeder ist erwünscht, es gibt Ausgrenzungen. Umgekehrt gibt es auch Enttäuschungen, wenn sich jemand dagegen entscheidet, den Vorgaben einer Clique zu folgen. Für sich selbst jedoch nehmen die Jungen – vor dem Hintergrund der egalitären Tendenz – im Binnenraum der Clique wenig Druck gegenseitiger Erwartungen wahr. Wenn er überhaupt registriert wird, kann ihm durch eine Betonung von Individualität und Unabhängigkeit begegnet werden. Autonomie und Ungezwungenheit gelten geradezu als erforderliche Verhaltensgrundlagen innerhalb einer Clique – souverän kombiniert mit der Freiheit zu externen Kontakten.

*Autonomie und  
Ungezwungenheit  
gelten als erforderliche  
Verhaltensgrundlagen.*

*In der Clique muss man  
sich so fühlen dürfen  
wie man ist.*

Kritische Nachfragen von Interviewern wurden häufig mit einer Art Cliquenmoral beantwortet: Eine Clique ist nur dann gut, wenn sie erlaubt „sich innen drin so (zu) fühlen, wie man’s eigentlich auch außen ist irgendwie“. Jeder darf so sein, wie er ist; man muss sich nicht in einer bestimmten Weise geben, auch nicht äußerlich. Cliquen werden diesbezüglich als „sehr sozial“ beschrieben; sie erlauben es ohne Weiteres, innen und außen ausgeglichen zu bestimmen. Auch gegenseitige Sticheleien werden nicht als Versuch der Anpassung und Normalisierung im Sinn einer Cliquenidentität verstanden, sondern als individueller Spaß. Die Toleranz- oder Schmerzgrenze ist relativ hoch – ein Junge, der von sich sagt, dass er bei Mädchen schüchtern ist, findet es nicht kränkend, sondern witzig, dass seine Freunde ein Foto von ihm an die BRAVO geschickt haben, worauf er angeblich 3 500 Briefe von Mädchen bekommen hat.

Gerade Körperlichkeit ist eine häufig benutzte Folie für Anspielungen. Die Zumutungen der anderen lassen sich aber auf diesem Gebiet anscheinend gut wegstecken, denn „sie selber haben ja auch Mängel, und ich selber reiß’ auch Witze über sie“. Abwertende Sprüche in Bezug auf die eigene Sportlichkeit werden auf der Basis „der schafft’s halt nicht, aber der ist trotzdem in Ordnung“ als „nicht so gemeint“

angenommen. Als gute Freunde gelten gerade diejenigen, „die mich nicht großartig ändern wollen“. Umgekehrt hat es einen hohen Wert, dass man sich nicht allein wegen bestimmter Erwartungen der anderen ändert, auch wenn zugegeben wird, dass es immer gewisse Anpassungsprozesse gibt. Konkret wird das aber nur in Bezug auf „äußere“ Phänomene wie Rauchen oder (Wett-)Trinken erwähnt, wobei hervorgehoben wird, dass das nicht aufgrund eines Gruppenzwangs, sondern aus eigener Entscheidung geschieht. Das gilt auch für den Konsum weicher Drogen, der „einfach ziemlich cool“ gefunden wird. Andere Einflüsse werden meistens erst retrospektiv nach einer Distanzierung von der Clique deutlich. Bestimmte Cliquen pflegen eine konflikt- und gewaltbezogene Körperkultur (vgl. den Abschnitt „Schlägerei und Körperkampf“ in Kapitel 3.4).

*In Bezug auf den Umgang mit dem eigenen Körper tauchen nur sehr vereinzelt abgründige, riskante oder autoaggressive Cliquenrituale auf.*

„Ja, Mutproben, mit Brandflecken bis zum Armaufschlitzen. Das haben alle Freunde von mir schon gemacht. Das ist ein bisschen herb. Gut und da gab's eine Zeit lang, da war ich dann auch jeden Abend dicht und hätte mich mal fast vor ein Auto geworfen (verlegenes Lachen). Warum weiß ich bis heute noch nicht.“

Ganz ohne Empfinden von Erwartungsdruck innerhalb der Clique wird die zeitlich stark variierende Aufnahme von Beziehungen zu Mädchen oder der Zeitpunkt des ersten Mals geschildert. „Es gibt keine Normen, dass man eine Freundin haben muss oder so.“ Solche Vorgaben gibt es nur in der BRAVO: „Bei Dr. Sommer ist es ja schon nicht mehr normal, wenn man mit 13 noch mit keiner Frau geschlafen hat. (...) Nee, so ein Druck ist bei uns nicht da.“ Es verändert auch nicht die Position in der Clique, ob man Erfahrungen vorweisen kann oder ob man aktuell eine Freundin hat. „Wer eine Freundin hat (...), der hat eine, und wenn nicht, dann nicht.“ Das alles gilt aber nur vom thematischen Zugang „Clique“ her betrachtet; dort, wo Mädchen und Sexualität direkt zum Thema wurden, gab es kontrastierende Ergebnisse (vgl. die entgegengesetzten Belege in den Abschnitten „Sexualität“, Kap. 3.5, und unten den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“). Es scheint, als ob sich die Thematik des Drucks eher an der Oberfläche abwehren lässt, während mit der Aufnahme sexueller Beziehungen verbundene Statusfragen mehr in die Tiefe gehen.

*Cliquendruck in Bezug auf Kontaktaufnahme zu Mädchen findet nicht statt.*

Als unkonkrete Erwartung zeigt sich allenfalls Normalität, aber gerade das wird eben nicht als etwas Besonderes, sondern gerade als normal empfunden. Authentizität und Normalität sind für die Jungen kein Widerspruch. Im Sinne von moralisch einwandfreiem Verhalten, diffus ritterlich oder kameradschaftlich besetzt, erscheint auch das Stich-

*Normalität im Sinne der Clique ist Voraussetzung für Integration.*

3

wort korrekt. „Man muß korrekt bleiben, das zählt eigentlich bei uns.“ Was Normalität oder Korrektheit im jeweiligen Cliquenkontext bedeutet, lässt sich aber kaum genau beschreiben. Normalität im Sinne der jeweiligen Clique ist Voraussetzung für Integration – was die Möglichkeit einer Abweichung voraussetzt. Die Mechanismen, die zur Integration führen, bleiben den Jungen offensichtlich verborgen; sie lassen sich nur am Erfolg ablesen. Akzeptanz ist dabei doppeldeutig: Die Clique akzeptiert mich, nimmt mich auf, weil ich mit ihr übereinstimme; ich bin akzeptiert so wie ich bin. Dass zwischen diesen beiden Ebenen Divergenzen bestehen können, wird in den Äußerungen der Jungen kaum deutlich. Sie beschreiben ein fast deckungsgleiches, konfliktarmes und ausgesprochen harmonisches Verhältnis. Nur selten kommt zum Ausdruck, dass die Stabilität freundschaftlicher Beziehungen auch Auseinandersetzungen zulässt. Dabei wird häufig die Erwartung geäußert, im Cliquenplem voreinander alles offen aussprechen zu können; die Aufhebung von Privatheit wird gleichsam zur Norm der Zusammengehörigkeit.

*Die Clique gibt den Jungen Rückhalt und Unterstützung.*

Sprachlich gefasst als Anspruch, „dass alle zusammenhalten“, steht Clique auch für Rückhalt und gegenseitige Unterstützung. Dieser Pakt gibt allen Verbündeten Geborgenheit und Schutz – auch vor äußeren Gefahren. Wer „Stress“ hat, dem soll die Clique fraglos beistehen. Darauf spielen insbesondere die Jungen an, die eine Bedrohungs- und Straßenkampfszenerie entwerfen (vgl. den Abschnitt „Angst“ in Kapitel 3.2). Ohne Clique fühlen sie sich ausgeliefert und wehrlos. „Also wenn ich in der Clique bin, fühle ich mich absolut sicher. Ich fühl mich absolut sicher, wenn ich in der Clique bin.“ Der Rückhalt ist meistens allerdings nicht weiter positiv gefüllt, sondern wird eher dadurch bestimmt, dass über die Nichtbefolgung von Cliquespielregeln reflektiert wird. Als Bedrohung des Zusammenhalts erscheint dann alles, was in Richtung Verrat oder Ausnutzen der anderen geht; man muss Geheimnisse bewahren können. Auf Petzen und Verpfeifen steht die schärfste Sanktion: Wer sich nicht an die Spielregeln hält, fliegt raus. Interessant ist dabei, daß über konkret notwendig gewordene Exkommunikationen nichts berichtet wird, obwohl es regelmäßig Hinweise darauf gibt, dass die eigentlich geforderte absolute Offenheit und Vertraulichkeit ein letztlich unerreichtes Ideal bleibt. Es scheint so, dass sich über die Themen Schutz und Vertrauen vor allem die Bindung an die Clique verhandeln lässt.

*Wer sich nicht an die Spielregeln der Clique hält, fliegt raus.*

*In und vor der Clique werden keine Schwächen gezeigt.*

Allerdings geben einige Jungen zu erkennen, dass die Offenheit Grenzen hat, wenn es etwa darum geht, in oder vor der Clique Schwächen zu zeigen: „Das macht keiner.“ Es gibt „private“ Geheimnisse, die man nicht erzählt, z.B. „eine andere haben“. Die Vertrauensbasis in



der Clique ist nicht durchgängig, sondern personenabhängig. Für prekäre Themen und „Privatsachen“ sucht man sich lieber Einzelgespräche; persönliche Probleme werden eher mit einem guten Freund besprochen. In Bezug auf persönliche Gespräche ist die Clique für die meisten Befragten weit weniger ein öffentliches Forum, sondern eher ein Pool, der individuelle und in gewissem Sinn private Gesprächszugänge ermöglicht.

Grenzen gibt es deutlich auch beim Thema Sex, was zwar häufig als Hauptgesprächsthema und Hauptquelle der Aufklärung benannt, jedoch auf einer eher allgemeinen Ebene gehalten wird (vgl. die Abschnitte „Sexualität“ in Kap. 2.5.5 und „Über Probleme und Sexualität reden“ in Kap. 3.7.1). Reden über Sex gehört vielerorts zum Cliquenalltag. Mädchen und Freundschaften sind Sujets eines kontinuierlichen Austauschs, Pornos werden am liebsten in der Gruppe angesehen usw. Dabei geht es mehr um eine sprachliche Einübung als um problem- oder erfahrungsbezogene Gespräche, was sich auch in der Wortwahl ausdrückt: „Wir labern halt, was weiß ich ... über Sex. Schon offen, nicht offen halt mit Freundin und so.“ Persönlichere Themen dagegen werden „nicht im großen Rahmen“ besprochen, sondern dann, wenn zwei oder drei Cliquenmitglieder zusammen sind.

*Reden über Sex in der  
Clique gehört zur  
sprachlichen Einübung.*

## **DIE CLIQUE ALS ORT DES „EIGENEN“**

Die Clique ist für viele der befragten Jungen nach wie vor wichtig, so dass es sich empfiehlt, auch die differenzierten und nicht in traditionellem Sinn cliquenförmig definierten Gesellungsformen in sexualpädagogische Überlegungen aufzunehmen und zu berücksichtigen. Cliquen sind für die Befragten besonders bedeutsam wegen der Möglichkeit, dort ihr „Eigenes“ präsentieren zu können. Sie erscheinen als ein Ort, an dem dieses „Eigene“ sein darf und einen vergleichsweise hohen Stellenwert hat. Vor allem für marginalisierte Jungen ist die Clique entsprechend Bewältigungsform und Forum für Identitätsfragen zugleich. Das Thema der Gefährdung durch die Clique erhält demgegenüber geringes Gewicht. Auffällig ist, dass persönlich kein Cliquendruck wahrgenommen wird – es gibt zwar Grenzen, die aber als sehr weit empfunden werden; jeder kann eigentlich so sein, wie er will. Die formulierte Normalitätserwartung widerspricht dem nicht, sie erscheint als normal und wird deshalb nicht gesondert herausgehoben und reflektiert – hier wird die kontrastierende Sichtweise der Experten/Expertinnen und Schlüsselpersonen wichtig. Vielleicht hat die Betonung der Freiheit von Druck gerade auch den Sinn, in

*Es empfiehlt sich, die  
Clique in sexualpädagogische Überlegungen einzubeziehen.*

*Die Clique als Ort  
des „Eigenen“*



Zeiten des Übergangs Ablösung zu erleichtern und zunehmende Freiheit herzustellen.

*Für die einen bedeutet Zugehörigkeit in einer Clique Stabilität, für die anderen Instabilität.*

Die Jungen haben insgesamt einen hohen Cliquenethos präsentiert, damit also eher die Moral, wie es in einer optimalen Clique zugehen sollte. Dabei ist zu differenzieren zwischen denjenigen, für die die Zugehörigkeit zu einer Clique eine größere Steigerung der persönlichen Stabilität bedeutet (und umgekehrt Instabilität), und denen, die aufgrund der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen beziehungsgebundene Identitätsfragen auf ganz andere Weise managen können. Vor allem die Gruppeninterviews, in denen ja mehrheitlich „Cliquensegmente“ befragt wurden, gaben den Jungen Gelegenheit, sich gegenseitig die jeweilige Cliquenmoral zu bestätigen und neu zuzusichern. Unklar bleibt, ob das Ethos im Fall von Krisen durch die enthaltene Tendenz zur Überhöhung tauglich ist, und wie mit den tatsächlichen Schwierigkeiten umgegangen wird.

*Mit zunehmendem Alter strukturieren sich Cliquen überwiegend geschlechtsgemischt.*

So, wie die Jungen über ihre Cliquen erzählen, reden sie dort – selbstverständlich in ihrem Jargon und Format – über viele Dinge ihres Lebens. Die Clique stellt dabei einen Personenpool dar, aus dem sich vielfältige Bezüge zwischen einzelnen Cliquenmitgliedern entwickeln können. Für die meisten Jungen sind in den Gleichaltrigenbeziehungen gleichermaßen drei Qualitäten wichtig und auszubalancieren: die Clique als Freundesgruppe, einzelne Freundschaften und „beste Freunde“ sowie die Beziehung zur Freundin. Dabei gibt es temporäre Schwerpunkte, situativ-biografische Unterschiede und letztlich keinen Idealverlauf hin zur Erwachsenenidentität.

*Die Clique als Lernort für die Integration intimer Beziehungen*

Das Thema Individualität und Autonomie vermittelt sich gleichsam am Thema Freundin/Freund. Für manche Jungen stehen Beziehungen zu Mädchen allerdings in direkter Konkurrenz zu „Männerfreundschaften“, sie können nur in Form eines Ausschlusses – keine Freundin in der Clique – vermittelt werden (vgl. unten den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“). Die Clique, in der auch Beziehungen gelebt werden können, ist dagegen ein Lernort oder Forum, wo die Integration einer intime(re)n Zweierbeziehung in größere soziale Zusammenhänge erprobt werden kann: Wie gelingt es, eine Freundschaft zu leben, und dabei Rollenwechsel und Spannung zwischen den unterschiedlichen Rollen auszuhalten? Die Clique ist in gewissem Sinn ein Übergangsphänomen, sie puffert dabei auch ab, wenn Einzelbeziehungen temporär belastend oder nicht vorhanden sind.

## 3.6.2 JUNGENFREUNDSCHAFTEN: FREUNDE UND BESTE FREUNDE

Das differenzierte Beziehungsfeld zwischen den Polen „Clique“, „Freunde“ und „bester Freund“ ist ein Indikator für Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse – und gleichzeitig ein Hinweis auf erweiterte Handlungsspielräume für Jungen, die über die scheinbare Uniformität von Cliquen hinausgehen. Dem steht die Vorstellung gegenüber, dass bei Jungen nur wenig differenzierte Beziehungsformen in überwiegend lockeren Assoziationen zu finden sind und dass sich Jungenfreundschaften hauptsächlich auf Aktivitäten, gemeinsamen Spaß und den Austausch über Sachthemen gründen. Die hier vorliegenden Ergebnisse zeigen jedoch, dass der genaue Blick auf Jungenfreundschaften viele Facetten und Differenzierungen zutage bringt, die über die gängigen Annahmen hinausgehen.

Das Interviewmaterial im Bereich Jungenfreundschaft ist überraschend vielschichtig. So äußern die Befragten klare und prägnante Qualitätskriterien, die erfüllt sein müssen, damit man überhaupt von Freundschaft reden kann. Diese Kriterien sind teilweise unterschiedlich, es gibt jedoch einige typische Häufungen wie etwa, dass man sich auf einen Freund unbedingt verlassen können muss. Darin drückt sich – als eine bisher zu wenig beachtete Jungenrealität – die große Bedeutung von Jungenfreundschaften aus, was verbietet, in Form gängiger Klischees über das Thema Jungenfreundschaft zu sprechen oder Jungen „richtige“ Freundschaften abzusprechen. Freundschaft unter Jungen hat für die Befragten durchgängig einen hohen Stellenwert: „Also, es ist wirklich was Gutes, Freunde zu haben. Ohne Freund kann man nicht leben. Okay, kann man schon leben, aber nicht so – da guckst du, ah, die haben Freunde – ich hab keine Freunde, dann bist du traurig, immer traurig, dann bleibst du immer traurig.“ Als normativer Standard gilt deshalb: „Jeder braucht einen Freund.“

Besonders auffällig ist eine Zweiteilung der Interviews bei der Frage nach dem besten Freund: Die Befragten gaben etwa zur Hälfte an, dass sie („nur“) einen besten Freund haben – die anderen betonten, dass sie viele Freunde haben, die aber allesamt gute oder beste Freunde sind. Fast alle Jungen wählen zwischen diesen beiden Möglichkeiten, das Phänomen Freundschaft zu fassen; ein Zwischenbereich, der sich differenzierter auf mehrere parallele, aber unterschiedlich ausgeprägte Freundschaften bezieht, ist wenig ausgeprägt. Bei dieser Zweiteilung spielen interkulturelle und milieubezogene Faktoren

*Auf einen Freund muss  
man sich unbedingt  
verlassen können.*

*Die Hälfte der  
Befragten haben „nur“  
einen besten Freund –  
die anderen haben  
viele Freunde.*

3

eine große Rolle. Das Alter der Befragten dagegen scheint unerheblich zu sein.

## DER BESTE FREUND...

*In der Regel ist der „beste“ Freund oder Kumpel gleichaltrig und immer präsent.*

In dieser Gruppe sind neben wenigen Jungen ausländischer Herkunft vor allem deutsche Jungen vertreten. Sie lassen sich keiner bestimmten Bildungsschicht zuordnen. In der exklusiven Bedeutung von „bester Freund“ wird synonym auch der Begriff Kumpel verwendet. Der Kumpel besitzt hier die gleiche Qualität wie ein wirklich guter Freund, er ist nicht weniger wertvoll. Für die meisten Jungen ist der beste Freund oder Kumpel gleichaltrig und aktuell präsent. Teilweise wird als bester Freund ein deutlich älterer Junge angegeben; manchem Jungen fällt es leichter, sich einem Älteren anzuvertrauen. Dieser übernimmt stärker eine Orientierungsfunktion. Mehrere Jungen meinen, dass sie nur im Rückblick feststellen können, wer sich in einer bestimmten Situation als bester Freund gezeigt hat.

Warum jemand zum besten Freund wird oder wurde, entscheidet sich bei jüngeren Jungen hauptsächlich an bestimmten Fähigkeiten: „weil er gut kicken kann“ – „weil er gut zeichnen kann“. Die Älteren betonen eher eine persönliche Übereinstimmung. Oft entstehen besondere Freundschaften auch dadurch, dass Jungen sich gemeinsam von anderen abgrenzen oder schwierige Situationen zusammen durchstehen, z.B. als Minorität oder als Außenseiter. Unerlässlich sind auch intensive gemeinsame Aktivitäten. Es ist wichtig, sich möglichst oft zu sehen, zusammen zu spielen, gemeinsam wegzugehen usw.

*Gespräch und Gedankenaustausch sind grundlegende Merkmale einer guten Freundschaft.*

(Qualitäts-)Kriterien für Freundschaft und Erwartungen an den Freund sind aber vorwiegend sozial-kommunikativer Art. Ganz wichtig ist es, miteinander reden zu können und sich die Meinung zu sagen, ohne zu streiten. Ein Freund erweist sich daran, dass man mit ihm über alles reden kann, ohne dass man ausgelacht oder abgewertet wird. Freundschaft bedeutet Anerkennung, Verlässlichkeit und Entlastung: „Man kann ja nicht alles in sich reinfressen.“ Dazu gehört auch, sich öffnen und ausweinen zu können: „Dass man sich auch mal ausweinen kann vor einem. Irgendwie braucht man das und das tut ja keinem weh, wenn man, wenn einer jetzt einem auf die Schulter klopft und ... das ist ja irgendwie, gibt das auch ... ja das ist vielleicht auch ein Gefühl der Anerkennung.“ Basis der Freundschaft ist Verbindlichkeit, gegenseitige Unterstützung, Hilfe und Vertrauen. Sie baut darauf, dass man sich nicht im Stich lässt, dass man sich auf-

einander verlassen kann. Das gelingt unter Freunden besser als in der Clique.

Gesprächsthema unter Freunden ist natürlich – inhaltlich offen und diffus – die eigene Befindlichkeit. In der Clique lassen sich bestimmte Seiten der Persönlichkeit nicht leben, z.B. wenn es einem schlecht geht; diese Seite wird aber gegenüber dem besten Freund thematisiert. Ihm kann man Dinge anvertrauen, die man mit anderen nicht besprechen will. Mit ihm kann man persönliche Probleme beraten, die man „unter Männern“ z.B. in der Kneipe vermeidet. Eine Freundschaft bewährt sich für die Befragten so vor allem dann, wenn man persönlich in belastenden, schwierigen Situationen steckt. Entsprechend werden häufig persönliche Probleme unterschiedlichster Art besprochen. Dabei geht es vor allem um den „Zoff“ mit den Eltern oder in der Schule, bei den älteren Jungen zunehmend auch um Lebensträume, Berufs- und Zukunftsperspektiven sowie ganz besonders um den Komplex Mädchen/Freundin/Beziehungen. Bei der Beschreibung der Gesprächsinhalte unter Freunden gibt es eine Tendenz zu totalen und diffusen Aussagen wie „über alles“. Dies wird aber im weiteren Verlauf des Interviews wieder eingeschränkt. Doch trotz dieser Begrenzung spielt der beste Freund nicht selten eine wichtige Rolle bei der Bewältigung von Krisen, Partnerschaftsproblemen und Fragen der Sexualität.

*Der beste Freund hilft bei der Bewältigung von Problemen und Fragen der Sexualität.*

Tabus oder Grenzen der Freundschaft liegen vor allem im Bereich Sexualität und Partnerschaft. Immer wieder wird deutlich, dass es für die Befragten trotz aller Betonung von Offenheit und Vertrauen noch einen Privat- oder Intimbereich gibt. Eine gewisse Zurückhaltung in der Kommentierung bezieht sich etwa auf die Auswahl der Freundinnen eines besten Freundes. Umgekehrt wird die Beziehung zur Freundin nicht völlig zum Thema der Jungenfreundschaft. Dabei geht es um ein Ausbalancieren von Freundschafts- und Beziehungsmentalität. Manches gehört für die Jungen „in den Privatbereich. Das muss man ja nicht jedem erzählen. Auch wenn es der beste Freund ist.“ Über eine entsprechende gegenseitige Rücksichtnahme scheint es auch Verständigung zwischen Freunden zu geben. Nicht alles preiszugeben, gilt als gutes Recht und stellt keine Bedrohung der Freundschaft dar.

*Freundschaft lässt auch einen „Privatbereich“ des Freundes zu.*

Umgekehrt werden auch Geheimnisse erwähnt, die die Freundin nicht zu hören bekommt. Es kommt auch vor, dass der beste Freund Kontakt zu Mädchen vermittelt oder für ein ungestörtes Zusammentreffen mit Mädchen sorgt. In einem Interview erzählt ein Junge, wie er die Beziehung zu seiner Freundin Schritt für Schritt mit sei-

3

nem Freund bespricht. „Es kommt halt darauf an, dass grad irgendwie eine Krise ist oder so etwas, dann kann's gut sein, dass wir uns täglich treffen, beziehungsweise vorher am Telefon schon reden, uns treffen, in der Schule und abends noch einmal telefonieren. Also das kann gut sein. Sobald's halt wieder irgendwas Neues gibt, wird gleich wieder angerufen ,ja, sie hat gerade angerufen, so und so ist es gerade‘.“

*Freunde halten  
zueinander, wenn  
Mädchen nicht mehr  
zu einem stehen.*

Die Bedeutung und Stabilität von Jungenfreundschaften wird insbesondere dort sichtbar, wo es um die Frage von Prioritäten im Vergleich zu Mädchenbeziehungen geht. Verbreitet ist folgende Haltung: Mädchen oder Freundinnen kommen und gehen, der Freund bleibt und lässt einen nicht im Stich. Man lässt keine Frau die Freundschaft spalten und zwischen sich und den Freund kommen. Aus diesem Grund ist es auch tabu, sich die Freundin auszuspannen – darüber gibt es sogar eine Vereinbarung. Dass ein bester Freund ein potentieller Konkurrent ist, macht es für manche Jungen schwer, sich auf eine Jungenfreundschaft zu verlassen. Besonders die „intimen Sachen“ werden dann eher mit Mädchen besprochen (vgl. den Abschnitt „Über Probleme und Sexualität reden“ in Kap. 3.7.1).

### **...ODER ALLE FREUNDE SIND GLEICH GUTE ODER BESTE FREUNDE**

*Die besten Freunde  
deutscher und  
ausländischer  
Hauptschüler kommen  
aus der gleichen  
Freundesgruppe.*

Diese Gruppe konzentriert sich auf Hauptschüler ausländischer und deutscher Herkunft. Ihre guten oder besten Freunde entstammen meistens der gleichen Freundesgruppe. Diese Jungen sind nicht identisch mit denen, die sich dezidiert zur Cliquenthematik geäußert haben; es gibt nur teilweise Überschneidungen. Trotzdem kann man sie im Vergleich zur ersten Gruppe („bester Freund“) durchaus als cliquenorientierter – allerdings im Sinne einer „modernisierten Clique“ – bezeichnen. In den Doppel- und Gruppeninterviews haben sich die Befragten häufig gegenseitig als beste Freunde bezeichnet. Viele Jungen betonen, dass sie eine Menge Freunde haben oder dass sie für viele Freunde offen sind. Diese Freunde sind entweder „alle gleich“, weshalb es gar keinen einzelnen besten Freund geben kann – „1 000 Freunde, keinen besten“ – oder „jeder ist bester Freund“. Die zentrale Aussage – ich habe keinen besten Freund – ist also kein Beleg für Differenzierung in dem Sinne, dass es mehrere, sich ganz unterschiedlich gestaltende Freundschaften gibt. Dass alle gleich gute oder beste Freunde sind, ist eigentlich nicht schlüssig. Denn das Kriterium „guter oder bester Freund“ ist relativ. Wenn alle gleichermaßen gute oder beste Freunde sind, dann ist das eine wenig aussagekräftige Feststellung. Interessant ist aber, dass diese Aussage zum

Teil sehr vehement vertreten und fast magisch beschworen wird. Diese Jungen sträuben sich offensichtlich gegen eine Differenzierung. Gleichzeitig weisen fast alle Interviews dieser Kategorie einen Widerspruch auf, wenn es um die Beschreibung konkreter Situationen geht: Hier wird indirekt deutlich, dass viele Jungen zu einzelnen Freunden doch ein besonderes, vertrauterer oder exklusiveres Verhältnis haben. Demgegenüber begrenzen nur wenige Jungen die Zahl auf „mehrere“ oder „zwei bis drei“ gute oder beste Freunde, mit denen sie gleichzeitig in unterschiedlicher oder abgestufter Beziehung stehen.

Der egalitäre Anspruch an Freundschaft zieht sich wie ein roter Faden durch die Interviews: Man hat keinen besten Freund, alle sind die besten Freunde. Ein Motiv dafür ist, dass niemand durch eine Differenzierung der Beziehungen beleidigt wird. Betont wird dagegen ein bindungsbezogenes Moment – die Kohäsion geht über die Einzelbeziehungen. Mögliche Konflikte, die den Gruppenzusammenhalt gefährden könnten, sollen deshalb durch eine nivellierende Übereinkunft vermieden werden: Alle sind gut, was fast wie ein magischer Bann klingt. „Alle sind gute Freunde. (...) Alle sind gut. Weil, wenn man sagt ‚er ist gut‘, dann sagt wieder der andere ‚oh Mann, ich bin nicht mehr sein Freund, ich geh’ raus, und ich bin nicht mehr dabei‘. Deswegen sagt man, alle sind gut.“

Kriterien für Freundschaft unterscheiden sich trotzdem nicht wesentlich von denjenigen der Jungen, die einzelne beste Freunde angeben. Fast beschwörend geht es auch hier darum, sich gegenseitig nicht im Stich zu lassen: „Das ist ein Freund für mich, dass, wenn etwas passiert oder so, (dass er) mich nicht im Stich lässt und mich unterstützt bei allem, das ist ein Freund.“ Wieder fällt das Stichwort Vertrauen, als Anspruch gilt, miteinander offen über alles zu reden. Aus diesem Grund soll ein Freund „nicht so cool sein“ und den anderen nicht lächerlich machen.

Ein Unterschied besteht allerdings in der Beschreibung der Freundschaft. Häufig schildern die Befragten Freundschaft und Zusammenhalt in der Clique als ein brüderliches Verhältnis, sie stehen zueinander „wie Brüder“. Diese Konnotation spielt vor allem bei den Jungen ausländischer Herkunft eine größere Rolle. „Also für mich ist ein Freund so was wie ein Bruder, also sagen wir mal Italiener. Und Italiener, Italiener, die müssen zusammenhalten. Und wenn wir uns – guck mal, ich kenn’ mich mit dem M., ich bin mit dem aufgewachsen. Also, wo ich klein war, hat er mich immer abgeholt vom Kindergarten und alles. Und der ist jetzt so was wie ein Bruder für mich. Und wenn ihm was passiert, dann ist es klar, dass ich draufgeh (im

*Alle sind die besten Freunde. Ein Motiv dafür ist, dass niemand ausgegrenzt wird.*

*Gute Freunde helfen einander in jeder Lebenslage oder muntern sich auf.*

*Ein Freund – „das ist so wie ein Bruder“.*

3

*Freundschaft bedeutet für Migrantenjungen auch Solidarität.*

Sinne von: auf den ‚Kriegsschauplatz‘), und wenn irgendwas mit ihm passiert, ich weiß nicht, aber ich flipp’ aus halt.“ Das sind deutliche Hinweise darauf, dass Freundschaft für Migrantenjungen noch ganz andere, zusätzliche Bedeutungen hat: Solidarität, sich Zusammenschließen gegen Ausländerfeindlichkeit, Freundschaft als Widerstand.

*Freundschaft konstituiert sich für die Jungen mit mehreren besten Freunden etwas stärker über gemeinsame Aktivitäten.*

Freundschaft konstituiert sich für die Jungen mit mehreren besten Freunden etwas stärker über gemeinsame Aktivitäten, nichtsdestoweniger geht es ihnen auch darum, ihre Befindlichkeit und Gefühlslage zu besprechen. Themenbereiche, die allgemein benannt werden, sind wiederum Schulprobleme, Probleme mit Eltern, das Thema Freundin. Dabei gibt es scheinbar nichts, über das man nicht sprechen kann, es gibt keine Tabus. An Stellen wie dieser blitzt eine gewisse Differenzierung auf, durch die Grenzen der Freundschaft markiert werden. Es soll nicht sein, „dass man sich einen Seelenstriptease gibt“; schwierig ist für manche auch das Gebot absoluter Offenheit. Da der Zusammenhalt untereinander bereits stark betont wird, fällt auch die Abgrenzung gegenüber den Mädchenfreundschaften im Vergleich zur ersten Gruppe stärker aus. „Wir wollen auch mal alleine sein.“

*Mit zunehmendem Alter verschiebt sich die ursprüngliche Priorität für die Freunde jedoch hin zur Freundin.*

Wer aus der Freundesbeziehung „ausbricht“, muss mit bissigen Kommentaren der Zurückgelassenen rechnen. Weder die besondere Betonung eines fast unauflöslichen Zusammenhalts noch die Vereinbarung, dass die Freundschaft auf keinen Fall durch Mädchen gespalten werden darf, schützt auf Dauer vor Differenzierung und Weiterentwicklung (vgl. unten die Bemerkungen zum Thema „Mädchenmacht“ im Abschnitt „Die Freundin als Einschränkung...“). Die – oft mit einem gewissen Bedauern verbundene – Erfahrung vieler älterer Jungen ist die, dass sich ein Verhältnis gegenseitiger Ausschließlichkeit entwickelt, welches zugunsten von Zweierbeziehungen aufgelöst wird. Jungenfreundschaften relativieren sich, selbst Cliques höchster Kohärenz lösen sich auf. Beispiele, die auf eine gelingende Integration hindeuten, sind eher selten. Was die Jungen außer den kommunikativen Qualitäten am seltenen Zusammensein mit Männern auch schätzen, entspricht dann weitgehend dem Klischee. Es geht um Autos, Frauen, latente Frauenabwertung (mit beinahe kathartischer Wirkung in Bezug auf den Moralüberhang) – kurz: um all das, was nicht geht, wenn Mädchen dabei sind. Mit anderen Männern kann man etwas riskieren, Mädchen dabei zu haben bedeutet eine Einschränkung. In Bezug auf die eigene Attraktivität für Mädchen gibt es durchaus auch einen Konkurrenzkampf zwischen Freunden, entsprechend gegenseitige Eifersucht oder Scham voreinander, wenn



man leer ausgeht. Diese Facette von Jungenfreundschaft gibt es also auch, was aber nicht bedeutet, dass alles andere keinen Platz mehr hat.

## AUFFÄLLIGKEITEN UND WIDERSPRÜCHE

In Bezug auf Qualitätsmaßstäbe für Freundschaft gibt es keine wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. So lässt sich auch nicht erheben, dass die gruppen- oder cliquenbezogeneren Jungen weniger Nähe vertragen, oder dass die Jungen mit dem einen besten Freund in der Gefahr der Isolation stehen. Für die meisten Jungen aus beiden Gruppen sind mehrere tragfähige Freundschaften wichtig – die Frage des besten Freundes ist letztlich auch eine Frage der Bewertung und Stilisierung. Vor diesem Hintergrund lässt sich von einer durchgängig hohen Anziehungskraft von Jungenfreundschaften sprechen – und damit von gleichgeschlechtlichen Beziehungen, was den Mythos der Nichtexistenz von Jungenfreundschaften und das Homophobieparadigma deutlich in Frage stellt. Letzteres identifiziert Abgrenzungsprozesse, die zu jeder Form von Beziehung gehören, schon sprachlich mit der Abwehr und Abwertung von Homosexualität, und zieht damit eine Verknüpfung, die sich aus unserem Material nicht belegen lässt. Gleiches gilt für die Annahme, dass Jungenfreundschaften sich als Männerbund wesentlich in der Abgrenzung zu Mädchen und Frauen konstituieren – die meisten Jungen heben gerade den Eigenwert der Freundschaftsbeziehungen hervor.

*Die Qualitätsmaßstäbe in den Gruppen „bester Freund...“ und „alle sind gute Freunde...“ sind kaum unterscheidbar.*

Die tendenzielle Polarisierung in die beiden Hauptkategorien hat auch einen gewissen Überschneidungsbereich. So zieht sich die Zweiteilung der Interviews darin, dass zum einen ein bester Freund bestimmt wird, zum anderen explizit abgelehnt wird, einen besten Freund zu definieren, teilweise durch einzelne (Gruppen-)Interviews. Jungen verneinen die Frage nach dem besten Freund und erzählen an anderer Stelle, dass es doch eine besondere Vertrauensperson gibt, oder sie entziehen sich einer Antwort, indem sie es dem Interviewer überlassen, Kriterien für eine gute Freundschaft zu entwickeln: „Was heißt bester Freund?“ Ein Junge antwortet auf die Frage, ob er einen besten Freund hat, zunächst: „Nee, nee, alle sind gleich gute Freunde.“ Wenig später ergibt sich, dass er seine Probleme doch nicht allen anvertraut: „Nein nein! Nicht – ich geh nicht da hin und erzähl dann halt jedem einzeln. Nur halt mit einem, dem ich vertrauen kann und so, mit dem man reden kann.“ Zum Teil weichen die Jungen bei der Frage der Zugehörigkeit zu den besten Freunden von ihren eigenen

*Nur wenige Interviews blieben in Bezug auf die Haltung zu Freundschaft unklar oder widersprüchlich.*

3

Qualitätsmaßstäben ab: „Ja – zwei (beste Freunde). Einen, auf den ich mich voll verlassen kann. Und einer ist nicht so zuverlässig.“ Trotz der Hinweise, dass es jeweils doch Freunde gibt, die den Jungen näher stehen, sehen sie es als äußerst wichtig an, alle als ihre besten Freunde zu definieren.

*Jungen können sich der Norm, viele Freunde haben zu müssen, kaum entziehen.*

Es hat den Anschein, als ob sich die Jungen trotz anders lautenden Erfahrungen nicht ganz der Norm entziehen können, dass man möglichst viele Freunde haben muss. Viele Freunde gelten hier offensichtlich mehr als Ausweis sozialer Kompetenz als ein differenziertes Freundschaftsspektrum. Auffällig war, dass sich Jungen nur ganz vereinzelt als isoliert oder einsam sehen. In den entsprechenden Interviews gibt es tatsächlich kaum Hinweise auf Freundschaften. Auf der anderen Seite äußern sich die anderen Jungen so gut wie nie über Probleme oder Abbrüche von bestehenden Freundschaftsbeziehungen. Zwar wird immer wieder hervorgehoben, dass es wichtig ist zu merken, „wer die richtigen Freunde sind“, äußerst selten dagegen wird von Enttäuschungen oder von „falschen Freunden“ berichtet. Daraus entsteht die Frage, ob wirklich alle anderen im Moment einen oder mehrere gute Freunde haben, oder ob die Tatsache, dass es temporär Schwierigkeiten oder sogar keinen (besten) Freund gibt, hinter der nivellierenden Aussage „viele gute Freunde“ kaschiert wird.

An vielen Stellen kommen Bedürfnisse der Jungen nach Rückhalt und Akzeptanz zum Vorschein. Die immer wiederkehrende Aussage, dass Freunde sich nicht im Stich lassen dürfen, verweist darauf, wie sehr Jungen in ihrer Selbstwahrnehmung unter Druck stehen und Absicherung durch soziale Bezüge brauchen. Die Tatsache, dass Jungen das vor allem unter Gleichaltrigen gleichen Geschlechts finden, ist zwar selbstverständlich und dennoch bemerkenswert. Hier zeigt sich in doppelter Weise ein intergenerativer und geschlechtsbezogener Aspekt. Freundschaft ist auch deshalb so wichtig, weil die gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen ähnliche Erfahrungen (mit den Eltern, mit Mädchen usw.) machen und teilen. Deshalb können in dieser Hinsicht Ältere oder Erwachsene niemals auf gleiche Art und Weise Freunde von Jungen sein.

*Freundschaft bietet Entlastung, Freiraum und auch Gegen-erfahrung zu einer alltäglichen, erwachsenen Männerwelt.*

Interessant ist dabei, dass Freundschaft als Entlastung, Freiraum und auch als Gegenerfahrung zu einer alltäglichen, erwachsenen Männerwelt gedeutet wird. In diesem Zusammenhang relativiert die Betonung der kommunikativen Aspekte von Freundschaft das Bild, dass Jungen einander wenig zu sagen haben, was über Autos, Fußball und Frauen hinausgeht; dass sie dazu neigen, nicht über sich zu reden und alles „Innere“ mit sich selbst auszumachen. Zwar gibt es – nicht

nur im Bereich Freundschaft (vgl. den Abschnitt „Über Probleme und Sexualität reden“ in Kap. 3.7.1) – einen Widerspruch zwischen der Norm, über alles reden zu können und der Einschränkung, dass bestimmte Dinge in den Privatbereich gehören. An dieser Stelle setzen unterschiedliche Interpretationsansätze an. Ein defizit- oder problemorientierter Ansatz betont, dass das eigentlich Schwierige dann doch nicht mit dem Freund besprochen wird. Ein weniger normativer Ansatz setzt dagegen: Es reicht zunächst, wenn Jungen wissen, dass sie Freunde haben, zu denen sie in einer „Notlage“ gehen können. Sie haben ein stabiles soziales Netz und potentielle Anlaufpunkte, um sich in belastenderen Situationen Unterstützung zu suchen. Möglicherweise reicht vielen Jungen dieses Wissen, auch wenn sie diese Möglichkeit nur selten in Anspruch nehmen (müssen). Dazu kommt, dass das Phänomen Jungenfreundschaft letztlich nach den Maßstäben der Jungen zu bestimmen ist und nicht – in einer Überschreitung der Generationengrenze – an den Maßstäben von teilweise differenzierteren Erwachsenenfreundschaften. Jungen sind auch Lernende auf dem Gebiet der Freundschaft. Deutlich wird das bereits am Sprachgebrauch: Wenn die Jungen an manchen Stellen von „Kumpel“ reden, gibt das einen Hinweis darauf, dass sie ganz einfach eine andere Sprache sprechen.

*Es gibt einen Widerspruch zwischen der Norm, über alles reden zu können und der Einschränkung, dass bestimmte Dinge in den Privatbereich gehören.*

Immer wieder heben die Befragten hervor, wie wichtig es ist, dass man einen Freund mit den beschriebenen Qualitäten hat, um in schwierigen Situationen nicht allein zu stehen. Bemerkenswert ist, dass fast alle Jungen sagen, dass sie so einen Freund haben bzw. dass alle Freunde solchermaßen gute oder beste Freunde sind. Unabhängig davon, ob das aktuell immer zutrifft, ist Freundschaft, damit mehr noch als die Clique, ein wichtiges Element für eine stabile, soziale und persönliche Identität der Jungen. Daneben ist Freundschaft offensichtlich eine wichtige Norm, die es zu erfüllen gilt. Freunde werden aber nicht erst rückblickend konstruiert, um diese Norm zu erfüllen, sondern gegenwärtig bestimmt. Jungen greifen dabei weniger auf das Klischee der Männerfreundschaft zurück, sondern machen deutlich, dass es ein inneres Bedürfnis nach Freundschaft gibt, das über das Stammtischniveau hinausgeht.

*Freundschaft steht für eine stabile, soziale und persönliche Identität der Jungen.*

Eine wichtige und zugleich schwierige Aufgabe für Jungen ist es, die Beziehung zum einzelnen Freund, zur Freundesgruppe und zur Freundin auszutariieren und ein differenziertes Beziehungsnetz zu entwickeln, das mehr Abstufungen kennt als die Alternative „bester Freund“ oder „nur beste Freunde“. Die Vorstellung eines lebenslangen besten Freundes ist für die meisten Jungen utopisch; viele sehen ihre Freundschaften nicht statisch, sondern dynamisch und einer

3

*Die Vorstellung eines lebenslangen besten Freundes ist für die meisten Jungen utopisch.*

ständigen Veränderung unterzogen, weil sie sich selbst und ihre Aktivitäten ändern. Es gibt Phasen mit wenigen Freunden und Phasen mit vielen Beziehungen, so dass sich die jeweilige Qualität der Freundschaft oft erst retrospektiv bestimmen lässt. Eine Krise der Jungenfreundschaften deutet sich bereits mit dem Ende der Jugendphase an, wenn durch Schul- oder Ortswechsel die personellen Ressourcen im Freundeskreis schwinden und neue Freundschaften hergestellt werden müssen. Jungen, die soziale Kompetenz in Beziehungspflege und -gestaltung einbringen können, werden den Verlust eines derartigen Personenpools leichter bewältigen.

### 3.6.3 MÄDCHEN UND FREUNDINNEN

*Die „Freundin“ steht hier in doppeltem Sinn für die ganze Bandbreite zwischen freundschaftlicher Nähe und sexueller/intimer Beziehung.*

Aus der ersten Interviewreihe ergaben sich Hinweise auf die Bedeutung der interaktiven Dynamik zwischen Jungen und Mädchen, so dass wir die Jungen direkt nach ihrem Umgang mit Mädchen und Freundinnen fragten. Interessant erschien uns auch die – mit Aktivitäts- und Passivitätszuschreibungen verbundene – Annäherungsthematik als einer interaktiven Situation, in der die Akteure eng verbunden sind und „zusammenspielen“ müssen. Beim gesamten Themenkomplex ist zu berücksichtigen, dass „Freundin“ hier im doppelten Sinn steht für die ganze Bandbreite zwischen freundschaftlicher Nähe und sexueller/intimer Beziehung. Vor allem auch alters- und erfahrungsabhängig verschiebt sich dieser Bedeutungsgehalt individuell nochmals sehr unterschiedlich. „Freundin“ bedeutet für manche Jungen zunächst „nur“ eine gewisse körperliche Erfahrung mit einem Mädchen, das diesen Jungen interessiert (sog. One-Night-Stand), woraus sich unter bestimmten Umständen ein sozusagen auch inhaltlicher Qualitätsanspruch im Sinn einer längerfristigen Beziehung entwickeln kann. Für andere Jungen scheinen solche kurzfristigen Beziehungen nahezu undenkbar.

*Sprachliche Uneindeutigkeit im Umgang mit ihren Beziehungsrealitäten*

Die zugrunde liegende sprachliche Uneindeutigkeit spiegelt sich auch darin, wie Jungen manchmal in der Beschreibung einer konkreten oder vergangenen Freundschaft auf eine ganz bestimmte Weise offen oder unsicher darin bleiben, wie sie diese Beziehungsrealität fassen und definieren können. Wir haben diese Erfahrung der Jungen insofern nachvollzogen, als wir das Verhältnis zu Mädchen allgemein und die besondere Beziehung zu einer Freundin auf eben diese Weise als Kontinuum und zusammen darstellen werden. Dies erscheint uns auch deshalb als sinnvoll, weil aufklärungsrelevante Themen in diese soziale Realität eingebettet bzw. damit verwoben sind und sich nicht

nur den eindeutig sexuellen Beziehungen zuordnen lassen. Sexualaufklärung setzt die vielschichtige und vielfältige jugendliche Lebenswirklichkeit als Bezugsrahmen voraus, weshalb jedes Daranansetzen ein differenziertes Bild dieser Beziehungen erfordert.

## UMGANG MIT MÄDCHEN

Bei der Frage nach der Beziehung zu Mädchen allgemein zeigten sich die Jungen sehr unterschiedlich. Auffällig ist, dass es für die Jungen kaum einen positiv „normalen“, unproblematischen Umgang mit Mädchen gibt. Das andere Geschlecht, der Umgang mit Mädchen ist gewissermaßen immer etwas Besonderes. Dabei lassen sich vier Gruppen unterscheiden, die wir wie folgt charakterisieren:

- gleichgültig „normaler“ Umgang,
- konfliktgeladener Umgang,
- möglichst kein Umgang,
- idealisierte Sichtweise („Mädchen sind etwas ganz Besonderes.“).

Viele Jungen relativieren zunächst den Geschlechterunterschied, indem sie entweder individuelle Unterschiede als bedeutsamer hervorheben oder indem sie auf ein – aus ihrer Sicht – gleichberechtigtes Miteinander abheben. Sie sehen oft auch keine prinzipiellen Unterschiede bezüglich Kompetenzen und Stärken. Eine Negation des Geschlechterunterschieds findet sich besonders häufig dort, wo es um Mädchen in tendenziell jungendominierten Räumen geht. Innerhalb von Schulklassen oder in geschlechtsgemischten Cliquen werden Freundschaften tendenziell ausgeschlossen – „die kennen uns zu gut“ – und es wird ein kameradschaftliches Verhältnis propagiert.

Der entsprechende Umgang mit Mädchen wird relativ undifferenziert, aber betont charakterisiert als „(ganz) gut“, als „(ganz) normal“ oder als „kein Problem“. Allerdings bedeutet das nicht unbedingt, dass über gegebene beziehungsweise unvermeidbare Alltagskontakte hinaus tatsächlich intensivere oder freundschaftliche Beziehungen bestehen. Geschlechterdifferenz, Mädchen, gegenseitige Anziehung – das scheint oft gar kein wichtiges Thema zu sein. Es gibt dabei kein besonderes Interesse, aber auch keine direkte Abwehr oder Abwertung der Mädchen. Mädchen sind irgendwie dabei, bleiben aber gleichzeitig ein weitgehend unbekanntes Feld. So gibt ein Junge an, dass er eigentlich „keine Erfahrungen mit Mädchen“ hat und gerne wissen will, „ob die genauso gut spielen können wie Buben“. Als überwie-

*Der Umgang mit Mädchen ist immer etwas Besonderes, nie „normal“.*

*Ziel ist ein kameradschaftliches Nebeneinander.*

*Mädchen gehören zum Alltag.*

3

gend und bedeutsamer für Jungen erscheinen so – trotz der Alltagskontakte zu Mädchen – fast durchweg die geschlechtshomogenen und/oder jungendominierten Gesellungsformen.

*Jüngere Jungen grenzen sich deutlich ab.*

Jüngere Jungen beschreiben ihren Kontakt zu Mädchen dagegen häufig als sehr konfliktgeladen und zwiespältig. Jüngere Jungen finden Mädchen dominant, „weil sie immer recht haben wollen“ oder weil alles nach ihnen gehen soll. Mädchen zu ärgern, wird einerseits als Freizeitbeschäftigung angeführt, andererseits sind sie doch auch uninteressant und die Jungen wollen keinen Kontakt. Es ist lästig und nervt geradezu, wenn sich Mädchen für die Jungen interessieren, entsprechende Provokationen gelten als Zumutung. In diesem Kontext finden sich dann deutliche Abgrenzungen und Abwertungen wie „die Mädchen sind doof“, „Frauen sind ein bisschen behämmert“ oder „ich hasse Mädchen“. Es ist hier – abgesehen vom Ärgern – fast undenkbar, „richtig“ mit Mädchen zu spielen oder sonstwie in Kontakt zu treten. Diese vereinzelte, dann aber um so deutlichere Abwertung lässt sich aus dem erhobenen Material heraus jedoch kaum mit einem Gefühl der Unterlegenheit der Jungen erklären. Der weitaus größte Teil der Jungen äußert sich auch bei direkter Nachfrage nicht in diesem Sinn.

*Jungen fühlen sich in der Schule gegenüber Mädchen deutlich benachteiligt.*

Als einziger Ort, an dem sich Jungen gegenüber Mädchen deutlich benachteiligt sehen, wird mehrfach die Schule genannt. Mädchen gelten hier als bevorzugt, weil in der Wahrnehmung der Jungen Lehrerinnen und Lehrer mit ihnen selbst disziplinarisch ungleich strenger verfahren, weil sie bei Konflikten zwischen Jungen und Mädchen sehr schnell für die Mädchen Partei ergreifen, weil Jungen stärker zu irgendwelchen Aufgaben und Arbeiten herangezogen werden und weil Mädchen sowohl mehr Wertschätzung und emotionale Anerkennung als auch inhaltliche Aufmerksamkeit z.B. im Biologieunterricht erfahren.

*Einige Jungen wünschen keinen Kontakt zu Mädchen.*

Einige Jungen machen deutlich, dass sie kaum alltäglichen Kontakt zu Mädchen haben bzw. wünschen. Auf die Frage nach einem Grund dafür nennen sie keine Abwertung, sondern weichen in Rationalisierungen aus – z.B. „... da wohnt halt niemand in der Gegend, also“. Es ist zu vermuten, dass diese Jungen versuchen, Mädchen aus ihrer Wahrnehmung auszublenden, um auch gedanklich „unter sich“ zu bleiben.

Eine Minderheit gibt dagegen an, dass sie eher Jungen meidet und Mädchen als Spielpartnerinnen oder Freundinnen bevorzugt. Vereinzelt schwimmt dabei das eigene Geschlecht: „Wir sind jetzt,

kann man sagen, die besten Freundinnen (sic!), unternehmen viel miteinander, wenn sie mal da ist und Zeit hat.“ Zum Teil sehen Jungen solche Beziehungen zu Mädchen recht funktional. Sie betonen, dass sie mit Mädchen besser reden können, dass diese im Umgang angenehmer und vertrauensvoller sind als Jungen. Vielleicht verbirgt sich darin auch eine Form der verhaltenen, geschützten Annäherung – über sich reden schafft Nähe und Beziehung. Nur bei den wenigsten Jungen ist aber tatsächlich eine Mischung aus Freunden und Freundinnen zu erkennen, bei denen Mädchen als „normale“, d.h. gleichwertige und gleichberechtigte – und auch nicht als überhöhte – Spielpartnerinnen oder funktionale Kontaktpersonen erscheinen.

*Einige Jungen betonen, dass sie mit Mädchen besser reden können.*

## **ERSTE KONTAKTE – EROTISCHES INTERESSE UND STATUSGEWINN**

Mit zunehmendem Alter werden Mädchen interessanter. Die Aussagen der Jungen erhalten mehr erotische Färbung, wenn die Kontaktaufnahme auch weiter noch über gegenseitiges Ärgern oder erste Versuche der Anmache läuft. Beliebt sind auch Liebesbriefe oder Zettelchen: „Willst du mit mir gehen? Ja – Nein, also kreuze an: Ja – Nein – Vielleicht“. In dieser Phase ist nicht immer klar, um welche Qualität von Freundschaft es sich handelt. Umgekehrt sind auch manche Jungen damit überfordert, wenn ein Mädchen deutliches Interesse an ihnen zeigt. Sie fühlen sich dadurch provoziert. Für andere wird es zur Statusfrage, eine Freundin zu haben. Manche Jungen geraten dadurch ziemlich unter Druck, was ihre Hilflosigkeit noch erhöht. Andere fantasieren ein fatales Schicksal, das für ihre gegenwärtige Mangelsituation verantwortlich ist.

*Einige Jungen fühlen sich überfordert, wenn Mädchen deutliches Interesse zeigen, für andere wird es zur Statusfrage.*

Gegenüber den erwachsenen Interviewern erhält die Beantwortung der Frage nach Freundschaftserfahrungen teilweise demonstrativen Charakter. Die Jungen fühlen sich genötigt, ihre Kompetenz und Erfahrung unter Beweis zu stellen. Vor allem aber in den Jungen-frauen-Jungen-Interviews spielt die Zahl der bisherigen Beziehungen eine große Rolle. Einige wenige Jungen stilisieren sich selbst zum Frauenhelden. Neidvoll wird zu ihnen aufgeblickt. Dabei scheint es eine Unterscheidung zwischen jugeninterner Bewertung (möglichst große Zahl) und dem, was Mädchen gegenüber für zumutbar gehalten wird, zu geben. Der deutliche Druck, der entsprechend auf Jungen ohne Freundin lastet, wird genauso verneint wie das Thema des Statusgewinns durch Freundinnen. Eine Möglichkeit ist auch, den eigenen Normalitätsdruck auf die Mädchen überzuleiten, denen „Komplexe“ unterstellt werden, wenn sie zu gegebener Zeit noch kei-

*Die Zahl der bisherigen Beziehungen spielt eine große Rolle.*

3



nen Freund gehabt haben. Bei Jungen scheint es sich dagegen um eine reine Willensfrage zu handeln: „Egal, wenn er eine Freundin hat, dann hat er eine Freundin, und wenn nicht, dann keine Freundin. Wenn er keine will, dann will er keine.“

Was diese Art von Freundschaften ausmacht, bleibt in den Schilderungen der Jungen seltsam blass und inhaltsleer. Ihre Zählung orientiert sich ganz formal nur an gehabten Freundinnen. Zum Teil finden sich aber Hinweise auf die geringe Dauer solcher Beziehungen, z.B. in der Charakterisierung als „One-Night-Stands“ (vgl. dazu oben den Abschnitt „Sexualität“) – worin sich vermutlich eher der zeitliche Aspekt als die sexuelle Intensität ausdrückt – oder darauf, dass die Jungen eigentlich noch nicht richtig wissen, was sie mit einer Freundin anfangen sollen.

*Die meisten Jungen hatten zur Zeit der Befragung keine feste Beziehung.*

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass die meisten Jungen, die sich zum Thema „Freundin“ äußerten, zur Zeit der Befragung keine aktuelle Beziehung hatten. Dies bedeutet wohl, dass ihre Äußerungen vor allem Einblick in ihre Vorstellungswelt geben. So hatten sich viele nach eigenen Angaben entweder erst vor Kurzem getrennt oder sie berichteten von vergangenen, wohl eher kürzeren Freundschaften. Manche waren offensichtlich enttäuscht, konnten aber ihren Schwierigkeiten kaum Ausdruck verleihen. Aktuelle Krisen waren deshalb so gut wie nie Gesprächsgegenstand.

## **DIE FREUNDIN ALS EINSCHRÄNKUNG UND ALS KONKURRENZ ZU MÄNNERBEZIEHUNGEN**

*Jüngere Jungen halten Mädchen für viele ihrer Freizeitaktivitäten für ungeeignet.*

Einige jüngere Jungen begründen die Tatsache, dass sie noch keine Freundin haben, damit, dass sie dann lang nicht mehr so viel machen könnten wie jetzt noch ohne. Andere Jungen halten Mädchen für viele ihrer Freizeitaktivitäten für ungeeignet, sie zeigen ihnen zu viel Angst bei bestimmten Spielen oder im Sport. Aber nicht nur der direkte Umgang ist schwierig – auch Mädchen und Freunde oder Freundin und Clique kriegten Jungen offensichtlich nicht leicht zusammen. Andererseits ist die Clique ein gutes Konstrukt, in der das „Keine-Freundin-Haben“ ganz gut weggesteckt, ja sogar idealisiert werden kann: Die Clique geht vor, eine Freundin „reißt“ einen aus der Clique usw. Wenn ein Junge seine Clique wegen einer Freundin verlässt, ist es für diejenigen, die „übrig bleiben“, deutlich schwierig, diesen Schritt zu akzeptieren. Sie fühlen sich abgewertet, lasten das aber nicht dem Jungen, sondern dem Mädchen an.

So werden Mädchen insgesamt beschrieben als diejenigen, die aus der Sicht der Jungen schon allein quantitativ höhere Erwartungen an die Beziehung stellen und ein Eigenleben des Jungen, seinen „Wunsch nach Freiheit“, nur schwer akzeptieren können. Daraus entsteht für die Jungen das Gefühl, nicht mehr das bzw. alles machen zu können, was sie wollen (alleine, mit anderen Jungen) – die unterschiedlichen Erwartungen werden schnell zum lästigen Beziehungsthema. Schwierig ist es mitunter, die verschiedenen Interessen unter einen Hut zu bringen. Viele Jungen reagieren empfindlich auf alles, was nach Vorschrift oder Bevormundung aussieht, und empfinden Mädchen in ihren Beziehungsvorstellungen mitunter auch als „penetrant“. Dabei meinen die Jungen, ihre freie Zeit „gerecht“ auf Freundin und Freunde bzw. Clique zu verteilen – der Nachmittag gehört z.B. der Freundin, der Abend der Clique, am Wochenende bekommen beide je einen Tag. Für viele Jungen hat die Beziehung zu anderen Jungen eine sehr hohe Bedeutung, wenn nicht Vorrang – genannt wird bevorzugt das, was ein spezielles jugenkulturelles Milieu ausmacht – mit der Clique losziehen und „andere Frauen anbaggern, Saufen gehen, Spaß haben, Scheiße bauen“ –, und deshalb wollen sie die Freundin natürlich nicht so gerne mitnehmen: „Kein Bier.“ Wenn Mädchen oder Freundinnen dabei sind, verändert das den Charakter und die Qualität der Veranstaltung im Vergleich zum Setting „Jungs unter sich“ – allerdings bleibt unklar, was diesen Unterschied tatsächlich ausmacht. „Und wenn die Freundinnen dabei sind, dann mach ich es sowieso nicht.“ In Mädchen und Freundinnen personifizieren bzw. potenzieren sich demnach für die Jungen auch Moralvorstellungen, gesellschaftliche Normalitätserwartungen usw., denen sie sich nicht ohne Widerstand beugen wollen.

Die Freundin würde bei bestimmten Cliquenaktivitäten wie „Scheiße bauen“, Schlägereien – „nichts Kriminelles“ – nicht nur stören, es wäre für sie auch zu gefährlich. Sie soll deshalb zu Hause bleiben, weil man sonst zuviel Rücksicht auf sie nehmen muss. Beschrieben wird in diesem Zusammenhang auch die Gefahr, dass andere Jungen oder sogar Freunde die jeweilige Freundin anmachen könnten. Ihr Freund müsste sie dann beschützen, wäre damit gebunden und könnte bei den Cliquenaktivitäten nicht mehr so gut mithalten. Abgesehen davon können diese nicht unbedingt vor Mädchen bestehen und müssen deshalb tendenziell verheimlicht werden. Beschrieben wird auch, dass Jungen von ihrer Freundin zum „Aussteigen“ angehalten werden. Manche versuchen es ihr zuliebe, ohne aber dabei so ganz glücklich zu werden. Bei bestimmten Punkten klappt es auch nicht so recht (z.B. Alkohol, Schlägereien, die Vorstellung, einen gewissen Spaß auch mit anderen Mädchen zu haben).

*Die Freundin steht vor allem dort, wo die Cliquen (noch) eine hohe Bedeutung haben, eindeutig in Konkurrenz zu den Jungen- bzw. Männerbeziehungen.*

*Deutlich wird allenfalls der korrigierende, normalisierende Einfluss, den Mädchen haben.*

*Die Freundin stört bei bestimmten Cliquenaktivitäten.*

3

*Die Jungen betonen eine „Mädchenmacht“, gegen deren Zugriff sie sich zur Wehr setzen müssen.*

Immer wieder thematisieren Jungen ihre Ambivalenz zwischen Unabhängigkeit und Bindung. An mehreren Stellen kommt dabei eine besondere, subtile „Mädchenmacht“ zur Sprache, d.h. angeblich „weibliche Mechanismen“ in der Auseinandersetzung, gegen deren Zugriff sie sich zur Wehr setzen müssen. Das gipfelt in der Definition als „seelische Gewalt“ oder führt zu folgender Verhaltensmaxime: „Man sollte auch nicht irgendwie zu sehr, auch wenn man zum Beispiel ein Mädchen richtig liebt, man sollte es ihr nicht so richtig zeigen. Wenn sie sieht, man denkt viel zu viel an sie, dann denkt sie, ach, mit dem kann ich machen, was ich will.“ Eine andere Idee ist es, die Zahl und Dauer der Begegnungen zu vermindern. „Einmal im Monat treffen, sicher nicht jeden Tag.“ Denn durch diese – nur unkonkret beschreibbare – Macht sehen die Jungen vor allem ihre Unabhängigkeit bedroht. Dabei stehen sie in der Gefahr, sich selbst zu verlieren und „von den Freunden wegzukommen“. Die Vorstellungen über eine „Mädchenmacht“, der sie sich nicht gewachsen fühlen, tragen fast magische Züge – die Freundin bringt den Jungen aus seiner eigentlichen (Männer-)Welt weg in eine Situation, in der nur noch sie das Sagen hat. Gegen diese Mädchenmacht entwickeln die – übrig gebliebenen und eifersüchtigen – Jungen manchmal eine Art Gegenzauber, indem sie das Paar stören, ärgern, lächerlich machen usw. Projektiv kulminiert das Thema Einschränkung in der Vorstellung zu einer frühen, ungewollten Vaterschaft oder auch darin zu heiraten. In beiden Fällen geht es um die damit verbundene Verantwortung und Einengung persönlicher Freiheit, die den eigenen Konzepten von Jugend diametral entgegenstehen.

## **ABWARTEN UND ABSTINENZ ALS BEWÄLTIGUNGSFORM**

*Viele jüngere Jungen wollen oft noch keine Freundin.*

Während viele Jungen trotz der vorgenannten Konfliktfelder eher einer Orientierung des Experimentierens folgen, neigt eine zweite große Gruppe zum – vorläufigen – Alleinbleiben, Abwarten oder zu einer Beziehungspause. Die Jüngeren wollen oft noch keine Freundin – „Nicht so. Noch nicht. Na ja, später.“ Dabei spielt auch die Vorstellung eine Rolle, dass erst ein älterer Junge seine Freundin beschützen kann. Obwohl sie noch kaum Vorstellungen oder Überlegungen dazu äußern, wie die Freundin sein soll, halten sie sich diese Option gedanklich offen – überwiegend mit einer großen Bestimmtheit. Das bedeutet für sie „abwarten. Ob mal jemand kommt, wo eine Freundin dann wird.“ Sie sind überzeugt, „das wird bestimmt auch noch

kommen“. Deutlich weniger Jungen ist das Thema Freundin „noch ziemlich egal“, wobei auch sie keine starke Abneigung oder Abwehr zeigen.

Manche Jungen bezeichnen sich selbst als (zu) schüchtern und bewältigen ihre Annäherungsprobleme in Form eines gedanklichen Bedürfnisaufschubs. Mit zunehmendem Alter wächst in der Regel der Wunsch nach einer Freundin bzw. der Normalitätsdruck, dass es langsam an der Zeit ist, entsprechende Erfahrungen vorzuweisen. Ein innerer Zwiespalt bleibt jedoch wahrnehmbar, es fällt nicht ganz leicht, die Wunsch- und Drucksituation für sich zu relativieren.

Sehr oft stießen wir auf eine Haltung, die die schwierige Freundschaftsthematik gleichsam in der Schwebelage hält. Dadurch lässt sich die beschriebene Wunsch- und Drucksituation mit der realen „Mangelerfahrung“ vermitteln. Betont wird dabei häufig die eigene Entscheidung als Kompetenz und maßgeblicher Steuerungsfaktor: Hinter der Aussage „ich will im Moment gar keine Freundin“ kann dementsprechend sowohl die eigene Entscheidung wie auch die Bewältigung einer als unbefriedigend erlebten Situation stehen, keine Freundin zu bekommen.

Dieses „Pausieren“ wird sogar bei bestehenden Beziehungen vorweggenommen. Die Jungen bewegen sich so zwischen der Sehnsucht nach Beziehung und Nähe einerseits und einer fast demonstrativen Stärke darin, das Alleinsein gut auszuhalten und durchzustehen. Die Normalitätserwartung, in einer Freundschaftsbeziehung zu leben, wie auch eigene positive Erfahrungen schlagen dabei jedoch immer wieder durch. Mehrere Jungen bezeichnen sich selbst als schüchtern. Es fällt ihnen schwer, persönlich und direkt auf Mädchen zuzugehen, die richtigen Worte zu finden, sie sind mehr oder weniger hilflos darin, was sie überhaupt unternehmen können. Andere Jungen erfahren Unterstützung durch Freunde oder stimulieren sich mit Alkohol: „Ha ja klar, mich kostet das Widerwillen, ich bin eher zu schüchtern, 'ne Frau anzusprechen. Aber dann trink' ich einiges, dann bin ich aber auch nicht mehr zu schüchtern.“ Nur eine kleine Minderheit der älteren Jungen gibt an, dass sie sich vom Thema Freundschaft nicht tangieren lassen will.

*Bedürfnisaufschub  
als Konfliktlösung*

*„Ich will keine  
Freundin“ dokumentiert  
einerseits die eigene  
Entscheidung,  
andererseits eine  
unbefriedigende  
Situation.*

3

## **DIE ANNÄHERUNGSSITUATION – VERÄNDERUNG ERWÜNSCHT, ABER SCHWIERIG**

*In der  
Annäherungssituation  
zwischen Jungen und  
Mädchen spitzt sich  
das individuelle  
Verhältnis zum  
anderen Geschlecht zu.*

In der Annäherungssituation zwischen Jungen und Mädchen spitzt sich das individuelle Verhältnis zum anderen Geschlecht zu. Sie ist ein hoch komplizierter interaktiver Prozess, der durch die Auflösung traditioneller, ritualisierter Annäherungsmöglichkeiten nicht leichter wird. Eine gewisse Vereinfachung findet sie allerdings nach wie vor in spielerischen Formen. Vor allem für die Jüngeren sind Spiele wie Flaschendreher und „Wahrheit oder Pflicht“ eine große Attraktion bei Parties, auch wenn es dabei zu teilweise lästigen oder unangenehmen Konstellationen kommt – sofern diese bekannt sind, unterstützen sich Jungen und Mädchen in ihren Absichten – sowohl untereinander als auch gegenseitig. Aus den Erzählungen der Jungen ist hier noch keine Zuordnung der Annäherung in die Verantwortung entweder von Jungen oder von Mädchen erkennbar. Das Motiv der Vermittlung, das Kuppeln, hält sich auch noch in zunehmendem Alter und gilt offenbar als legitime Form einer – zunächst indirekten – Kontaktaufnahme. Allerdings bewegt sie sich durch die soziale Einbindung über Freunde oder die Clique auf einem mitunter ambivalenten Feld zwischen Unterstützung und Kontrolle.

*Die meisten Jungen  
gehen davon aus, dass  
der erste Schritt von  
ihnen erwartet wird.*

Nur wenige Jungen sehen keine bzw. nur individuelle Unterschiede darin, von wem der erste Schritt erwartet wird. Verbreiteter ist das Stereotyp vom ersten Schritt, den Jungen nun mal oder leider immer noch machen müssen – wobei die Jungen von hier aus ganz unterschiedliche Bewertungen vornehmen. Vermutlich handelt es sich bei diesem gängigen Stereotyp um eine Wahrnehmungsfrage, die sich hauptsächlich aus der Ideologie männlicher Aktivität speist. Jungen erscheinen uns im von ihnen beschriebenen Prozess der Annäherung insgesamt nicht unbedingt aktiver als Mädchen. Sie erleben sich jedoch in einer anderen Rolle, der das Attribut „aktiv“ zugeschrieben wird, während sie die Aktivitäten der Mädchen als „passiv“ oder abwartend deuten und beschreiben. Viele Jungen zeigen sich zwar unzufrieden mit dieser „aktiven“ Rolle, haben aber noch gewisse Schwierigkeiten mit der Erweiterung ihres Rollenrepertoires, wie der Blick auf die „aktiven“ Mädchen verdeutlicht. Eine größere Gruppe von Jungen geht jedoch davon aus, dass der entscheidende Schritt quasi naturwüchsig ganz allein ihre Sache ist – und das selbst dann noch, wenn es anders lautende Erfahrungen oder Möglichkeiten gibt. „Manchmal sind es auch, sagen wir, Mädchen, die halt zu Jungs kommen, das ist auch okay. Aber ein Mann sollte es, gut, das gehört sich halt. Die Jungs sollten halt den ersten Schritt schon tun.“ Hier zeigen sich deutliche Reste traditioneller Selbst-

verständlichkeiten, die durch die modernisierte Möglichkeitsbreite zwar aufgeweicht, aber kulturell immer noch vorhanden sind.

Beschrieben werden Szenen, in denen Jungen sich mit „Vorführungen“ nach ihren jeweiligen Möglichkeiten zeigen und präsentieren müssen, während Mädchen begutachtend zuschauen können. Um an Mädchen ranzukommen, müssen sie sich dem anpassen, was gefragt ist. Die Annäherung an ein Mädchen wird in diesem Kontext auch als ein relativ harter Konkurrenzkampf zwischen Männern erlebt und gedeutet. Wer sich für ein Mädchen interessiert, dessen Aufgabe ist es, zu „gucken, dass ich der sympathisch werd’ oder so“. Als günstig gilt es, „die allgemeinen Flirtregeln“ oder möglichst viele Verhaltensregeln und Tipps zu kennen, die bei anderen bereits zum Erfolg geführt haben. Wer dieses Expertenwissen hat, der weiß Bescheid. Bestimmte Jungen beschreiben dabei einen gleichsam sportlichen Ehrgeiz, den sie auch dann entwickeln, wenn sie nicht unbedingt konkrete Absichten verfolgen. Für die meisten Jungen scheint dieser Weg jedoch nicht gangbar oder attraktiv zu sein, selbst wenn sie ihre direkten Freunde bzw. deren Selbststilisierung so erleben. Viele wünschen sich dagegen „aktivere“ Mädchen, ein ausgewogeneres Verhältnis, auch wenn das ihrer bisherigen Erfahrung eher widerspricht. Eine große Zahl von Jungen betont ausdrücklich, dass eine Veränderung in diesem Sinn ganz in ihrem Interesse liegt. Mehrere Jungen führen dabei den Begriff „Arbeit“ ein, welche ihrem Eindruck nach vor allem sie leisten müssen, wenn es um die Annäherung geht. Das empfinden sie als „anstrengend“. Diese Aufgabe möchten diese Jungen besser verteilt sehen. Das geschieht ihnen jedoch zu selten, „die reden fast nie“. In den Gruppeninterviews sind sich die Jungen ganz einig: „Ja, aktiver müssten die schon werden.“ Damit bestätigen sie sich natürlich auch gegenseitig ihren Mut und ihre Aktivität in der Annäherungsarbeit. Gleichzeitig führen sie als Begründung für die geringere Aktivität der Mädchen deren höhere Gefährdung durch einen schlechten Ruf an, womit sie ganz bei alten Rollenvorstellungen liegen. Wenn die Mädchen mit den Jungen gleichziehen würden, „dann würde man die gleich als Schlampe oder so bezeichnen. Und wegen dem haben die wahrscheinlich Angst, die Mädchen.“

Viele Jungen haben also ein höchst ambivalentes Verhältnis zur zugespitzten Rollenverteilung in der Annäherungssituation. Auf eine Veränderung im Sinn aktiverer Mädchen, die sie sich einerseits wünschen, reagieren sie in der entsprechenden Situation unsicher bis überfordert. Eine interessante Lösung ist es, für kurzfristige Beziehungen den Mädchen das Feld zu überlassen und den Jungen die Aktivität für die längerfristigen vorzubehalten. Ein aktives Mädchen

*Viele Jungen  
wünschen sich  
„aktivere“ Mädchen.*

*Auf aktive Mädchen  
reagieren Jungen  
oft überfordert.*

3

*Aktive Mädchen  
wünschen einen  
„Rollentausch“.*

schmeichelt zwar offensichtlich dem eigenen Selbstwertgefühl, führt aber zunächst zu erhöhter Vorsicht und – zumindest vorübergehender – Distanzierung und Abgrenzung oder zum Empfinden einer nervigen Aufdringlichkeit des Mädchens. Ein Kuss, der von ihr ausgeht, wird, obwohl nicht unerwünscht, doch als „sozusagen zu schnell“ empfunden – „Ich konnte ja nix machen!“. Den betreffenden Jungen scheint das Heft des Handelns aus den Händen genommen, was sich nur schwer mit ihrem Selbstkonzept vereinbaren lässt. Es scheint fast, als ob durch aktivere Mädchen die bekannten Rollen in der Annäherung nicht aufgehoben und gänzlich neu geschrieben, sondern lediglich ausgetauscht werden. Akzeptiert wird Annäherungsaktivität der Mädchen vor allem dann, wenn sie zum eigenen Vorteil ist.

Auch Jungen, die sich selbst als schüchtern bezeichnen, zeigen eine widersprüchliche, zwiespältige Haltung. Sie erhalten zwar Entlastung von ihrem Aktivitätsdruck, sind zugleich aber nicht nur angenehm berührt oder erleichtert, wenn ein Mädchen auf sie zugeht. Eher spärlich sind Hinweise darauf, dass Jungen gut, unproblematisch und ohne Aber mit der Situation umgehen können.

## **SOZIALE EINBINDUNG VON FREUNDSCHAFTEN – INTIMITÄT UND KONTROLLE**

*Soziale Kontrolle  
erschwert manchmal  
schon die Annäherung.*

Als Gegenpol zu der Tendenz, dass eine Freundschaft von den Freunden, von der Clique entfernt, beschreiben Jungen die Erfahrung, dass ihre Freundschaft nicht respektiert und lächerlich gemacht wird. Wohlmeinende Freunde beenden auch schon mal stellvertretend die Beziehung für einen Freund. „Wenn die zum Beispiel jetzt wissen, wie die Freundin heißt, ob man mal einen Tag mit der gegangen ist, dann sagen die gleich ‚hey, eine Freundin...‘ und nerven einen damit rum. Da muss man sich halt – die meisten schämen sich darüber.“ Noch peinlicher sind öffentliche Misserfolge. „Weil die Clique sagt, ha, guck mal, der hat einen Korb gekriegt, voll scheiße. Dann lachen alle. Da schämst du dich schon.“

Die anderen Jungen sind oft zu neugierig, sie lachen das Paar aus oder drängen sich eifersüchtig dazwischen – bis zum Bruch der Beziehung. Ein Versuch, sich davor zu schützen, ist wiederum eine strenge Trennung der Bereiche und die Abgrenzung der Beziehung vor der Öffentlichkeit. Eine andere Schutzvorkehrung ist es, die Freundin möglichst nicht aus dem Nahbereich, z.B. der eigenen Klasse oder Clique, zu wählen, um sich so der sozialen Kontrolle zu entziehen, denn



„wenn der Freundeskreis der gleiche ist, dann ist es schon ein bisschen komplizierter“. Verständlich ist vor diesem Hintergrund die Haltung „Das ist meine Sache. (...) Von mir erfahren die nichts“. Dies gilt umso mehr für sexuelle Erfahrungen. Allerdings berichten viele Jungen auch über positive Erfahrungen darin, sich mit Freunden über Beziehungsfragen auszutauschen. Einem Großteil der Jungen scheint es zu gelingen, Intimität und Kontrolle zu vermitteln und für sich die eher stützenden Anteile zu aktivieren. Freunde oder die Clique puffern die intensiven Erlebnisse von Beziehungen ab und fangen sie auf bei Liebeskummer. Die Clique ist ein Forum, auf dem so alle möglichen Informationen über Beziehungsthemen gehandelt und vermittelt werden.

*Freunde oder die Clique  
fangen die Jungen bei  
Liebeskummer auf.*

Peinlich berührt sind Jungen, deren erste Beziehungsversuche nicht ernst genommen und mit Auslachen quittiert werden. Eltern werden vereinzelt als diejenigen benannt, die die gewünschte Intimität nicht respektieren oder Vertraulichkeit nicht wahren können. Umgekehrt erscheinen in Beziehungsfragen gerade Väter als wenig zugänglich für ihre Söhne. „Ich seh das schon an seinem Gesicht, wenn ich es schon anspreche, das will er nicht. Er mag das nicht.“ Der Tendenz zur Verhäuslichung und Zähmung der Jugendsexualität entsprechend spielt elterliche Restriktion eine insgesamt scheinbar geringe Rolle.

*Jungen fordern  
von den Eltern  
Respekt vor ihrer  
Intimsphäre.*

## **PARTNERSCHAFTSVORSTELLUNGEN, BEZIEHUNGSWERTE**

Immer wieder thematisieren die Jungen Vorstellungen darüber, wie eine (gelingende) Beziehung aussehen soll. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Tendenz – zumindest in der Idealvorstellung – zu „exogamen“ Annäherungsversuchen wünschen sich viele Jungen eine Liebe auf den ersten Blick. Dabei gehen sie zunächst von der körperlichen Attraktivität aus, einige haben darüber hinaus kaum Vorstellungen, was daraus werden soll – sie bleiben gedanklich sozusagen in der Annäherungssituation gefangen und entwickeln keine Perspektiven für längerfristige Beziehungen. Andere gehen davon aus, dass es in einem Trial-and-Error-Verfahren lediglich darum geht, „die Richtige“ oder ihre Traumfrau zu finden, was sich jeweils an Ausmaß und Intensität von Auseinandersetzungen bemisst. Mit der Richtigen gibt es keinen Streit. Die Zielvorstellung heißt dann: „Möglichst nur Spaß, keinen Stress, sonst ist Schluss.“ Leichter als Überlegungen zur Beziehungsgestaltung fällt allemal die Projektion auf die gewünschten Eigenschaften der Freundin: „Ja, Aussehen, das Äußerliche... Aber der Charakter muss halt gut sein.“ Für eine dau-

*Viele Jungen wünschen  
sich eine Liebe auf  
den ersten Blick.*

3

erhafte Beziehung und näheres Kennenlernen wird so fast durchgehend eine Verschiebung vom Körperlichen zu „inneren Werten“ postuliert.

*Die meisten Jungen  
überlegen sich, wie eine  
Freundin sein muss.*

Die meisten überlegen sich dabei, wie eine Freundin sein muss, damit sie zu ihnen passt oder damit es harmoniert – und weniger, was sie selbst dazu tun können. Eher eine Ausnahme stellt eine potentiell auseinandersetzungsoffene Orientierung dar: „Also, sie soll nur Sachen machen, die sie auch selber wirklich will (...), also, selbstbewusst sollte sie sein, dann eben... offen... selbstbewusst, offen.“ Relikthaft tauchen Vorstellungen über eine – auch ganz handgreifliche – Beschützerrolle auf sowie direkt an Besitzvorstellungen gebundene Überlegungen zu Eifersucht. Überwiegend produzieren die Jungen jedoch Bilder von Harmonie, Nähe und Intimität – „Stress zu Hause, Stress im Betrieb, Stress mit der Schule und die Freundin als Stütze“ – oder von einer im Medium Freundschaft gleichsam sozial vermittelten Selbsterfahrung – „wenn ich mit meiner Freundin am Strand liege und mich geborgen fühl...“.

*Besonders viele  
Jungen greifen auf  
ein romantisches  
Vokabular zurück.*

Besonders viele Jungen greifen dabei auf ein romantisches Vokabular zurück, es geht ihnen um die „echte, wahre Liebe“. Sie träumen davon oder sind „total verliebt, ... meine wirklich erste so wirkliche Liebe“. Auffällig ist dabei, wie häufig pragmatische Abweichungen von diesem Ideal diskutiert und entweder verworfen oder legitimiert werden. Aber auch diejenigen, die eine weniger rigide Moral vertreten – „so eine mal zum Zeitvertreib, das ist korrekt“ –, glauben weiter an „die große Liebe“ und ziehen eine deutliche Trennlinie zu „Spaßbeziehungen“ oder „One-Night-Stands“. Vor allem in den Jungen-fragen-Jungen-Interviews wird eine präzise Kasuistik entfaltet, welche Definition zu gelten hat, nach welchen Kriterien und ab wann ein Mädchen als richtige Freundin gilt.

*Jungen erwarten  
Offenheit und Treue.*

Inhaltlich gefüllt wird die dominierende romantische Liebesvorstellung fast ausschließlich mit den Zielbestimmungen „gegenseitiges Vertrauen“ und „kommunikative Öffnung“. Erwartet wird etwa „Offenheit und Treue. Also dass man über alles schwätzen kann...“ oder „Vertrauen, aufeinander eingehen, sich ganz anvertrauen, drüber sprechen können“, wobei mitunter eine verabsolutierende, überhöhende Tendenz durchschlägt. Die kommunikativen Werte scheinen alle anderen zu überlagern. „Man muss mit ihr reden können, also sie..., dass sie treu ist, ist schon auch wichtig, aber ich find's nicht mal so das Wichtigste.“ Auf der anderen Seite ist die Betonung der Kommunikation derart auffällig, dass es sich dabei kaum nur um die Rezeption „moderner“ Beziehungswerte handeln dürfte, sondern

zumindest auch um einen Verweis auf momentane oder vorweggenommene Defizite der Jungen, um Konflikterfahrungen in zurückliegenden Beziehungen, die an diesem Wert gemessen werden.

Interessant ist, wie die romantischen Aufladungen zwar weithin unangefochtenen Konzepte für Freundschaften und Liebesbeziehungen abgeben, immer wieder aber durch die Realität gebrochen werden. Eine gewisse Ernüchterung bleibt nicht aus, wird aber meistens nicht in das Grundkonzept übernommen – man sucht weiter. Viele Jungen träumen also von der Liebe auf den ersten Blick, bei der schnell klar wird, was es ist – „aber so schnell geht es bei mir wahrscheinlich nicht“. Manche werden vor lauter Liebe blockiert. „Ich hab mich da gar nicht getraut, ihr das (die Liebe) zu sagen, weil ich sie so sehr geliebt habe.“ Der Wunsch nach Intimität und Verschmelzung bricht am „Wunsch nach Freiheit“ und Unabhängigkeit. Das erträumte Ideal stößt auf seine abgespaltenen Seiten. Auch eine vermeintlich wirkliche Liebe setzt sich nicht automatisch ewig fort. „Ich beende zum Beispiel eine Beziehung, wenn ich nicht mehr in sie verliebt bin oder so. Auch wenn ich sie trotzdem noch nett finde.“ Distanzierung von romantischen Vorstellungen und ihre Vermittlung mit der Erfahrungsebene ist eine schwierige Integrationsaufgabe, der viele Jungen eher hilflos gegenüberstehen – nicht zuletzt deshalb, weil sie gesellschaftliche Bilder reproduzieren, die auch von vielen Erwachsenen nicht integriert werden können. Dabei ist eine Wendung von Moral in eigene Verantwortung, Kompetenz und Entscheidung zu beobachten.

*Viele Jungen träumen  
von der wahren Liebe  
oder der Liebe auf den  
ersten Blick.*

## **DAS LIEBESIDEAL, MORAL UND DIE NOTWENDIGKEIT, ERFAHRUNGEN ZU SAMMELN**

Das Verhältnis von Ausprobieren und Ernst, von Spaß und Liebe im Diskurs unter und mit Jungen markiert einen Bereich, der von den Polen „Beziehungsmoral“ und „lustvoll eigene Erfahrungen sammeln“ bestimmt ist. Die beiden Pole müssen mindestens so vermittelt werden, dass Liebe mit im Spiel ist. Hier wird die Vorstellung entwickelt, dass Liebe etwas gleichsam Vorgegebenes, Vorfindbares ist, dessen Auffinden im Kontakt zu einem Mädchen die Aufnahme einer freundschaftlichen, intimen Beziehung erst erlaubt. Andere Jungen entwickeln hier eine unkomplizierte, sorglosere, in gewissem Sinn jugendlichere Beziehungs- und Bindungsmoral. „Man will ja Abenteuer mit anderen Mädchen und (...) mal was anderes ausprobieren.“ Bei einigen wird deutlich, dass sie sich eigene Lernprozesse

*Für viele Jungen gilt  
Liebe als das  
Höherwertige und als  
Voraussetzung für die  
eigene Erfahrung.*

3

*Die feste Beziehung ist ein Fernziel, bis dahin ist Ausprobieren akzeptiert.*

gestatten und nicht die Erwartung hegen, gleich zur Bestform aufzulaufen. Auch in Bezug auf sexuelle Erfahrungen wird ein objektiver Lernbedarf festgestellt – und durchaus auch reklamiert, diesen auf unkomplizierte Weise zu decken. Es ist sogar gut, viele Freundinnen zu haben in allen möglichen Intensitätsgraden und Erfahrungsspielarten, um aus diesen Erfahrungen zu lernen. Einige Jungen türkischer Herkunft geben an, dass sie sexuelle Erfahrungen eher mit deutschen Mädchen machen, dagegen aber die Heirat einer „sauberen“ türkischen Frau bevorzugen. Ähnlich ambivalente Vorstellungen in Bezug auf die eigene sexuelle Freiheit und derjenigen von Mädchen und Frauen finden sich – ohne die nationale Zuschreibung – aber auch bei deutschen Jungen.

*Der weibliche Körper ist für die Jungen eine weitgehend unbekannte Region.*

Insbesondere der weibliche Körper ist für die Jungen eine praktisch und haptisch zunächst weitgehend unbekannte Region, die Neugier und Interesse auf sich zieht, wo Lernen durch Erfahrung alle theoretische Aufklärung nicht zu ersetzen vermag. Kleine Jungen beschreiben, dass sie fummeln, um zu ärgern, haben wohl aber auch ein Interesse an sexuellen Entdeckungen. Dieser Bereich wandert später bei einigen Jungen in fragwürdige Fantasien aus: Mädchen werden benutzt, bis man mit ihnen im Bett war, dann kommt die nächste dran, denn „Ich bin ja noch jung!“; „Gleich vögeln. Es gibt viele Mädchen, wo das möchten“. Ihre Terminologie deutet eine „take it easy“-Haltung an: Mädchen werden angemacht, abgeschleppt, gepackt, an Mädchen wird rumgemacht usw. Einzelne Jungen verwenden eine ordinäre bzw. pornografische Sprache und reden nicht von Mädchen, sondern von „Muschi“ und „Löchern“.

*Erfahrungen mit Mädchen „für eine Nacht“ sind für Jungen attraktiv, die Mädchen werden allerdings als „Schlampen“ bezeichnet.*

Mädchen, die den Ruf haben, dass man mit ihnen Erfahrungen machen kann, sind einerseits attraktiv für erste sexuelle Kontakte. Solche Gelegenheiten werden genutzt, und gleichzeitig werden die Mädchen abgewertet als „Schlampe, die ausgenützt werden will, so für eine Nacht“. Gerade Jungen mit eigenen Erfahrungen werten ihre entsprechenden Partnerinnen besonders stark ab. Andere Mädchen, die einem Jungen nicht so leicht Gelegenheit geben, taugen dagegen als „richtige“ Freundin – und dieser Statusunterschied bedingt eminent Umgang und Bewertung. Diese Äußerungen sind jedoch vereinzelt und kein durchgängiges Phänomen. Abgesehen davon, dass ein einfacher Rückschluss von sprachlicher Bewältigung auf Verhalten zu kurz greift, sehen Jungen offenbar ganz überwiegend keinen Anlass dazu, Mädchen in der Interviewsituation abzuwerten. Ein deutlicher Kontrast zu Fantasien und eigenen Erfahrungen entsteht in der Regel auch bei den „härteren“ Jungen dann, wenn sie sich dazu äußern, was bei Mädchen ankommt bzw. wie sie meinen, mit Mädchen

umgehen zu sollen. Was männliche Attraktivität ausmacht, scheint dabei für die Jungen insgesamt weitgehend festzustehen – quasi als Gebrauchsanleitung für einen richtigen Mann. „Weil eigentlich weiß man ja fast immer alles, was Mädchen wollen.“ Offensichtlich findet unter den Jungen ein Diskurs über diese Fragen statt, was sich in Form von Tipps und Ratschlägen anreichert und somit als vermeintlicher Wissensbestand über die Wünsche von Mädchen verfügbar ist: „Also, ich glaub’, da kenn ich mich aus. Also, ich kenn’ schon alle Tipps.“ Daraus versuchen Jungen, verbindliche Orientierung für ihren Umgang mit Mädchen und Freundinnen zu gewinnen – nicht zuletzt in der Annäherungssituation. Allerdings wird schnell auch die begrenzte Reichweite solcher Tipps und Ratschläge sichtbar.

*Die Jungen glauben zu wissen, was die Mädchen „wollen“.*

Ein wichtiger Teil der entsprechenden Moral scheint zu sein, mit Mädchen besonders vorsichtig umzugehen, sich gerade nicht als (sexueller) Egoist zu gerieren. Gewalt und Druck gegen Mädchen gelten als tabu, Aufgabe ist, sie davor zu schützen. Entsprechend äußern sich auch die „härteren“ Jugendlichen. Um bei Mädchen anzukommen, muss man dagegen „sehr nett sein. Sehr nett, sehr höflich sein. Nie etwas Falsches sagen. (...) Cool sein, nett sein, korrekt sein. (...) Man muss einfach korrekt sein zu ihr.“ Nett oder korrekt sein bleibt dabei unbestimmt und offen und steht für eine Orientierung an den Wünschen der Mädchen. Ihnen gegenüber sollten „nur ernste Absichten“ verfolgt werden, braucht es „Taktgefühl“ und „Bescheidenheit“. Jungen sollten das Mädchen ihrer Wahl „nicht dumm anmachen“, kein „Macho-Gehabe“ zeigen, „nicht eingebildet sein, also nicht angeben“ und „sich nicht produzieren, weil man da genau das Gegenteil erreicht“. Bestimmte Gepflogenheiten aus der Jungenkultur sollten vor Mädchen nicht gezeigt werden, z.B. „Wetttrinken kommt da nicht so toll an“.

*Wenn „ernste Absichten“ verfolgt werden, ist Taktgefühl und Bescheidenheit für Jungen unverzichtbar.*

Dabei glauben viele Jungen, dass eine gewisse Männlichkeit weiterhin gefragt ist. Die Frauen wollen demnach „schon harte Männer, keine weinerlichen, die männliche Ausstrahlung muss stimmen“. Ein Fehler ist es deshalb „zu unsicher (zu) sein“, „sich (vor Mädchen zu) blamieren“ oder „sich lächerlich (zu) machen“. Diese als erwünscht vermutete Männlichkeit ist jedoch begrenzt. Es kommt nicht gut an, „machohaft auf(zu)treten, (...) also, jetzt irgendwie zu tun, als ob ich der Coolste bin und alles managen könnte und alles im Griff hätte und der große Partymann wäre“. Dagegen soll der Junge „ganz normal sein“, zwar unterhaltsam, „schön reden und lustig“ sein, dabei aber „ganz natürlich auftreten“ und „nie übertreiben, nie angeben“.

*Frauen wollen „harte Männer“, glauben viele Jungen.*

3

*Ein attraktiver Junge muss sportlich sein.*

Eine gute, attraktive Körperlichkeit scheint in der Perspektive auf Erwartungen der Mädchen wie selbstverständlich, wird aber nur selten ganz hoch bewertet. Gefragt erscheint jedenfalls ein „athletischer Typ“, zufriedenstellende „Hygiene, Knackarsch und Bauchmuskeln“, ein attraktiver Junge muss möglichst „schnell und sportlich sein“. Nicht unerheblich ist auch eine ausreichende Körpergröße. Wichtiger als die äußere Körperlichkeit sind jedoch die „inneren Werte“, bei denen es darauf anzukommen scheint, dass Jungen sich auf Mädchen und Freundinnen einstellen können. Thematisiert wird das mit dem Stichwort „abwarten, Zeit lassen“. Ein Junge sollte insgesamt nicht „zu schnell rangehen“, sondern „langsam tun“. Er sollte in der Annäherung nicht offensiv anmachen und „nerven durch blöde Sprüche“ oder „gleich hingehen und irgend ’nen Schrott erzählen, dann kann man es gleich vergessen“. Besser ist es, einfühlsam und etwas zurückhaltend zu sein.

*Jungen sollen einfühlsam und zurückhaltend sein.*

Besonders wichtig wird die Maxime des Abwartens in der sexuellen Annäherung, was schon am Umfang der geäußerten Regeln und Leitlinien deutlich wird. Nach diesem Katalog gilt es, „vorsichtig (zu) sein, also nicht gleich drauf losstürmen, nicht sofort begripschen“ oder „befummeln“, schon gar nicht „gleich mit ihr ins Nest gehen oder so“. „Du musst schon abwarten (...), das geht doch nicht von Anfang an, das braucht schon Zeit.“ Erst sollte sich das entsprechende Vertrauen entwickeln, „und – ich glaub das mit dem miteinander schlafen oder so, dass das früher oder später kommt. (...) Das kann dann ruhig eine Weile gehen“. In diesem Fall sollte ein Junge aber auch nicht „einfach aufgeben“.

*Für Jungen ist die Maxime des Abwartens in der sexuellen Annäherung wichtig.*

Zumindest vorübergehend erscheinen sexuelle Wünsche und Bedürfnisse jedoch ganz zurückstellbar. In der Regel scheint sich aber der Junge zurückzunehmen bzw. zurücknehmen zu müssen, um damit seiner Freundin entgegenzukommen. Es ist der Junge, der Zeit lässt und deshalb sich unter Kontrolle halten muss. „Ich hab eh immer Zeit gelassen, ich mein’, man hat ja Zeit. Hab’ das eigentlich nie eilig gehabt, ja, ich kann auch warten. (...) Ja, sonst kommt’s, als würde ich sie bedrängen, würdest ihr keine Zeit lassen (...). Ein Mann muss sich unter Kontrolle haben in so einem Fall, wenn man jemand mag, kann man doch da auch drauf warten.“ So erscheint es als undenkbar, eine Freundin zu suchen, damit man Sex haben kann. Durch die überdeutliche Betonung des Warten- und Zeitlassenkönnens liegt es wiederum nahe, dass den Jungen dieser Part doch nicht so leichtfällt, wie sie angeben. Sie erleben sich dabei nicht zuletzt im Widerspruch zum Druck, der Aktive zu sein, was sich insbesondere im Vergleich zu ihren Fantasien und zu bestimmten Schilderungen der Anmache zeigt.



Immer wieder findet sich auch die Abwertung der Anmache anderer Jungen – vielleicht ein Indiz für deren heimliche Attraktion oder für eine verdeckte Beschäftigung mit der entsprechenden Moral bei mangelhaften Fantasien gelingender Kontaktaufnahme. Wenn Jungen sich selbst nicht „rantrauen“, können sie auf diese Weise ihren unerfüllten Kontaktwunsch, ihre vermeintliche Inkompetenz in Beziehungsdingen bewältigen. So angenehm ein hoher Moralkodex gegenüber der Anmache erscheint, so deutlich tritt damit ein Dilemma zwischen „moderner“ Moral, „altem“ Verhaltensrepertoire und den eigenen Lustinteressen hervor, insbesondere als Moralüberhang, insofern Jungen – unter Zurückstellung eigener Interessen – eine Zuschreibung der Verantwortung für das Wohlergehen der Mädchen fast klaglos reproduzieren und geradezu als eigene Zuständigkeit übernehmen. Auch wenn dabei noch zwischen „offizieller“, das heißt übernommener und geäußerter Moral und den tatsächlich handlungsleitenden Impulsen zu unterscheiden ist, so ist doch zu erkennen, dass Jungen blockiert werden: Verantwortung steht weit über der Lust – was tun, damit sie zum Zuge kommt? Ein ausgesprochen heikles Thema ist neben der Abwertung von Mädchen übergreifendes und gewaltförmiges Verhalten.

*„Anmache“ wird von  
den Jungen abgelehnt:  
ein Dilemma zwischen  
Lust und Frust.*

Das, was die Jungen über ihren Umgang mit Mädchen erzählen, ist jedoch in der überwiegend hohen Moralität widersprüchlich zu dem, wie die Befragten der ersten Interviewreihe sie wahrnehmen (vgl. die Aufstellung in Kap. 2.1.3, „Männlichkeitsbilder – Negativentwürfe“). Das liegt wohl zum einen an einem erweiterten Blick durch die Aufnahme interaktiver Aspekte zwischen Mädchen und Jungen, zum anderen an der Differenz zwischen teilweise demonstrativer öffentlicher Präsentation und „privatem“ Jungesein. Was Jungen in bestimmten Situationen zeigen, ist nicht gleichzusetzen mit dem, wie sie „an sich“ und beispielsweise im Umgang mit einer Freundin sind. Unsicherheiten und Ängste im Umgang mit Mädchen münden offensichtlich bei den meisten Jungen weder in das vielzitierte Unterlebensgefühlsgefühl, noch finden sie direkt gewaltförmige, vermeidende oder sich produzierende Bewältigung<sup>82</sup>, sondern werden in Form von Moral zum Ausdruck gebracht. Sie bewirkt, dass sich die Jungen in schwierigen Situationen vermittelt bewegen: ein bestimmtes, Jungen zugeschriebenes Verhalten ist stellenweise einfach nicht gestattet. Eine Klärung dieser Dynamik im Zusammenhang mit, aber auch jenseits von Moralfragen muss jedoch einer interaktiven Studie vorbehalten bleiben.

*Ein Teil der Jungen  
neigt dazu, der Moral  
widersprechende  
Erfahrungen  
tendenziell  
auszublenden und  
nicht zu bearbeiten.*

<sup>82</sup> vgl. ENGELFRIED (1997)





## KRISEN, SCHEITERN, VERLETZUNGEN

*Beziehungen enthalten  
auf den ersten  
Blick kaum  
Konfliktpotential.*

Erstaunlicherweise wird der ganze Bereich der Freundschaftsbeziehungen relativ undramatisch, unkompliziert und fast ohne Auftreten größerer Belastungen geschildert. Die (relativ spärlichen) Darstellungen aktueller Freundschaften sind überwiegend positiv und entsprechen dem harmonischen Leitbild. Nur indirekt lassen sich gewisse Rückschlüsse ziehen. So berichten einige Jungen, dass sie mit anderen Mädchen oder mit Freunden reden, wenn es Probleme mit der Freundin gibt. „Die sagen einem dann immer die Meinung, egal worum es geht.“ Über die Inhalte von Beziehungskonflikten erscheint jedoch fast nichts, konkrete oder aktuelle Schwierigkeiten sind kein Thema. In der Schilderung vergangener Beziehungen tauchen vereinzelt auch eigene Kränkungen und Verletzungen auf, etwa wenn Jungen sich ausgenutzt oder betrogen fühlen.

*Stellvertretend  
für andere  
Beziehungsthemen  
steht das  
„Schlussmachen“.*

Ein aufschlussreiches Thema, das für die Jungen vielleicht stellvertretend für andere Beziehungsthemen steht, ist das „Schlussmachen“, über das bemerkenswert konfliktarm und unemotional berichtet wird. „Aber da haben wir dann beide gemerkt, dass es nicht das Richtige ist, und das ging dann halt so auseinander, kein Streit oder so was. Kein Streit oder so, sondern – das hat sich halt so auseinander...“ Ein Schluss soll „sauber“ sein, d.h. souverän und ganz ohne Aufruhr vor sich gehen, wobei die entgegengesetzte Dynamik zumindest potentiell angelegt ist. Es geht auch darum, einem Entschluss der Freundin zuvorzukommen, damit die Jungen das Heft des Handelns bis zuletzt behalten. „Ich hab’ mit ihr Schluss gemacht. Weil, mir ist das lieber. Weil – hätt’ ich es nicht gemacht, hätt’ es also, sie gemacht.“

*Die Jungen grenzen sich  
gerne gegen die  
emotionale Form des  
Schlussmachens ab.*

Auch wenn nicht alle Jungen sich als gänzlich unbelastet geben und etwa andeuten, dass Schlussmachen nicht leicht direkt zwischen Jungen und Mädchen zu verhandeln ist oder dass man wie in der Annäherung Vermittlung sucht, so grenzen sie sich doch gern gegen eine emotionalere Form des Schlussmachens ab, die sie ganz den Mädchen zuschreiben. „Bei Mädchen find’ ich’s doof, wenn man Schluss macht, dann bringen sie sich gleich um oder so. Ich hab’ gesagt, ich mach’ Schluss mit meiner Freundin, und dann hat sie gesagt, ja dann häng’ ich mich auf. Wenn Schluss ist, ist Schluss, da gibt’s ja auch irgendeinen Grund dafür.“ In der besonderen Betonung der Rationalität und Praktikabilität von Trennungen liegt wiederum ein Hinweis darauf, dass die Erfahrungen der Jungen in Beziehungen wohl teilweise anders – dramatischer und belastender – sind.

Schon jüngere Jungen geben zu erkennen, dass sie sich vor Mädchen besonders blamieren, wenn sie etwa von Mädchen taxiert und ausgelacht werden. Sie erleben Mädchen in ihrer Entwicklung als weiter, reifer und kompetenter in Beziehungsdingen. Das spitzt sich für sie in der potentiell blamablen Annäherungssituation nochmals zu: „Das Problem ist halt, wir können mehr falsch machen (...), weil wir müssen ja den ersten Schritt machen, und da macht man dann halt irgendwie mehr falsch. Weil die müssen ja ... oft praktisch mehr oder weniger halt aufs Angebot eingehen. Und dann machen sie, können sie weniger falsch machen. Weil wir stellen uns ja dann praktisch bloß. Wir kommen ja her, präsentieren uns in irgendeiner Art und Weise, und die ist dann vielleicht entweder schlecht oder gut, je nachdem.“ Als anstrengend und belastend schildern die Älteren öfter die Gefahr des Abgewiesenwerdens in der Annäherungssituation, sie bilanzieren und überlegen, wie viele Körbe man unbeschadet wegstecken kann, reden über Hemmungen und Angst, sich falsch zu verhalten.

Verletzlich zeigen sich Jungen auch auf sexuellem Gebiet, thematisierbar für sie beim Stichwort „das erste Mal“. „Also, ich find', meine Freundin sollte es verstehen, wenn ich nicht der Beste im Bett bin.“ Interessant ist dabei – vor dem Hintergrund eigener negativer Erfahrungen –, dass ein Perspektivenwechsel vollzogen wird, der Jungen in den Augen der Mädchen zu potentiellen „Versagern“ macht. Aus dieser Gedankenbewegung heraus wird dann eine Gleichbehandlung, besser Gleichbewertung von Jungen und Mädchen gefordert. „Ich denk' einfach, dass das genau das gleiche ist. Da wird bei den Frauen immer Mords das Geschiss drum gemacht, und bei Männern wird das unter den Tisch geworfen. Wobei ich aber nicht denk', dass es bei Männern anders ist als bei Frauen, weil da ist ja genauso Gefühl dabei so.“ Insgesamt können Jungen Belastungen, Verletzungen durch und im Kontakt zu Mädchen nur ansatzweise thematisieren – zumindest an den für sie schwierigsten Stellen (Annäherung, erstes Mal, Schluss machen) dringt davon etwas durch. Nicht nur an diesem Punkt erscheint eine Interaktions- oder Paarstudie erforderlich.

*Der teilweise unsichere  
Anfang einer Beziehung  
birgt Gefahren.*

*Ablehnung erleben die  
Jungen trotz aller  
Gewöhnung als  
schmerzlich, auch  
wenn davon wenig  
nach außen dringt.*

*Jungen zeigen sich  
sehr verletzlich  
beim Stichwort  
„das erste Mal“.*

3

## 3.7 KOMMUNIKATION UND BERATUNG

Die Befragten der ersten Interviewreihe legten großen Wert auf die Verbalisierung von Sexualität und Problemen bzw. bedauerten, dass Jungen dazu kaum in der Lage sind. Mit den Fragen in diesem Bereich versuchten wir deshalb Aufschluss zum einen darüber zu erhalten, wie die Jungen ihren Umgang mit – nicht nur sexuellen – Problemen beschreiben, zum anderen darüber, wie sie ihren Diskurs über Sexualität gestalten (der Bereich „intime Kommunikation“ findet sich im Abschnitt Sexualität). Dabei ging es uns nicht zuletzt darum, das landläufige Bild von den Jungen, die keine Probleme zeigen (können) und deshalb auch nicht darüber reden können, zu differenzieren. Aus dieser Fragestellung erwarteten wir auch Hinweise auf jungenbezogene Beratungsansätze, die ja vor allem dort zu vermuten sind, wo problematisches Verhalten oder Wissenslücken mit einer geringen Ressourcenkapazität in Bezug auf eigenaktive Bewältigung zusammentreffen.

*Die Untersuchung erhofft sich, jungenbezogene Beratungsansätze zu finden.*

### 3.7.1 ÜBER PROBLEME UND SEXUALITÄT REDEN

*Jungen reden verhalten bis widerwillig über eigene Probleme.*

Im Abschnitt „Aneignung von Sexualität“ (Kap. 3.5.5) wurde bereits deutlich, dass Jungen – wie viele erwachsene Männer und Frauen auch – tendenziell verhalten bis widerwillig über eigene Probleme und Schwierigkeiten reden, weil das ihren eigenkompetenten Status einschränkt. Deshalb wird vieles gar nicht erst als Problem beschrieben, sondern als relativ normale, unspektakuläre Erfahrung definiert. Nur ungern werden akute, tagesaktuelle Sorgen berichtet, leichter fällt der Rekurs auf vergangene und deshalb in der Regel bewältigte Schwierigkeiten (vgl. den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“ in Kap. 3.6.3). Selbst diese wurden oft nur angedeutet und blieben deshalb in Gehalt und Tragweite unkonkret. Als Konfliktbereiche wurden – der Fragestellung der Untersuchung entsprechend – vor allem Freundin, Sexualität und Schwangerschaft genannt, seltener Auseinandersetzungen in Schulkasse und Clique (z.B. als Außenseiter) oder mit den Eltern sowie zuletzt körperliche und gesundheitliche Probleme (vgl. jeweils dort; auch Belege für Angst wurden gesondert erfasst und ausgewertet). Im Folgenden soll es weniger um eine Inhaltsanalyse einzelner Problembereiche gehen, sondern mehr

um die Auswertung von Haltungen zum Umgang mit Problemen sowie zu deren kommunikativer Bewältigung.

## DIE INNERE HALTUNG ZU EIGENEN PROBLEMEN

Situationen, in denen die eigene innere Verfassung zum Thema wird, werden von manchen Befragten fast schon als extreme Ausnahmen berichtet, in denen sie sich rückblickend eher versteckt hätten. Es scheint ihnen darauf anzukommen, nach außen ein möglichst unberührtes, ungetrübtes Bild abzugeben. Während in den vorangehenden Zitaten die Schattenseiten immerhin noch mit enthalten sind, nehmen manche Jungen auch im Interview die Haltung ein, Probleme nicht nur nicht zu zeigen, sondern schon für sich selbst Probleme möglichst gar nicht erst an- und wahrzunehmen. An dieser Stelle setzt immer wieder eine Verknüpfung von „keine Schwäche zeigen“ und Männlichkeit ein. Durch das Aushalten von Problemen und das Zurückhalten von Schwächen zeigt bzw. stilisiert man sich in kompetenter, stabiler Männlichkeit. „Ich glaub’ nicht, dass man seine Schwächen zeigen darf, weil wir in der Clique sind nicht solche Männer, wissen Sie, wir machen uns nicht wegen jedem Teil Sorgen. Wir sind halt traurig, aber wir lassen es dann in uns, ja? Wir zeigen es nicht den anderen. (...) Dass man mal traurig ist, das kann schon mal passieren, aber das ist nicht so schlimm, ja?“

*Probleme werden  
von einigen Jungen  
nicht an- und  
wahrgenommen.*

Dass diese Verknüpfung vor allem ein ideologisches Problem ist, zeigt sich im weiteren Verlauf dieses Interviews. Neben ihrer Akzeptanz z.B. von Trauer betonen die Jungen, dass sie, „wenn’s drauf ankommt“, auch miteinander reden: Wenn man wirklich was erzählen muss, dann geht das auch, und die anderen haben dafür Verständnis. Ähnliche Widersprüche finden sich öfter, was wiederum ein Hinweis darauf ist, dass Nichtzeigen, Nichttun und Nichtkönnen jeweils auseinanderzuhalten sind. So beschreibt ein Junge allgemein, wie es guttut, sich auszuweinen, sagt aber in Bezug auf eine für ihn harte Auseinandersetzung: „Ich tu’ dann vielleicht wegen so einem Problem nicht weinen.“ Es scheint, als ob bei einigen Jungen erst ein stark erhöhter innerer Druck dazu führt, sich vor anderen zu öffnen und die eigene (negative) Gefühlslage anzusprechen – und selbst das noch wohltdosiert und in kleinen Portionen.

*Erst ein stark erhöhter  
innerer Druck führt  
dazu, dass sich Jungen  
vor anderen öffnen.*

Erst wenn man „absolut voll scheiße drauf“ ist, geht man zu seinen Freunden – und kann sich dann aber auch ausweinen. Als Problem gilt entsprechend nur das, was mit einer besonders hohen emotionalen Belastung verbunden oder was durch eine bestimmte Schwere

3

und Dramatik ausgewiesen ist. Kleinere Schwierigkeiten sind dagegen eben gar kein Problem. Von dieser rigiden Definition werden die eher alltäglichen Probleme natürlich nicht erfasst – was nicht heißen muss, dass es die nicht auch gibt bzw. dass Jungen kein Gespür für diese haben und nicht mit anderen darüber reden.

*Viele Jungen reagieren ablehnend auf den Problembegriff, obwohl sie betonen, Probleme selbst oder mit Freunden lösen zu können.*

Unser Eindruck ist, dass viele Jungen vor allem auf den Problembegriff so ablehnend reagieren, was nicht ohne Weiteres auf die gemeinte Sache übertragen werden kann. So betonen sie an anderer Stelle, dass für sie gerade Offenheit im Gespräch und „über alles reden können“ eine Freundschaft qualifiziert (vgl. den Abschnitt „Jungenfreundschaften“ in Kap. 3.6.2). Einige Befragte sprechen Jungen allgemein eine hohe Kompetenz zu, Probleme selbst oder mit Freunden zu lösen. Dabei berichten sie von einem ständigen Beratungsprozess mit ihrem besten Freund oder charakterisieren ihre Clique geradezu als Hilfs- und Unterstützungssystem. Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass die Jungen autonome und kommunikative Problembewältigung jeweils ganz unterschiedlich und differenziert mischen. Dabei ist damit zu rechnen, dass die im Interview geäußerte Haltung weiter situativ variiert. Gefragt war, ob und mit wem die Jungen über persönliche Dinge oder Probleme reden:

- Das gab's noch nie, keine Probleme: Eine ganz kleine Gruppe von Jungen verneint im Interview jegliche persönliche Betroffenheit von Problemen. „Mir fehlt nix, nö.“ – „Nee, nie.“ Die meisten äußern sich etwas differenzierter.
- Andere haben Probleme: Eine weitere Art des Ausweichens ist es, eigene Probleme im Vergleich zu den Dimensionen, die sie angeblich bei anderen Jungen einnehmen, zu relativieren, oder beim Thema Probleme gleich auf die der anderen zu sprechen zu kommen. Immerhin ist auf diese Weise eine gewisse Kommunikation über den Gegenstand möglich.
- Noch keine Probleme, man redet halt so: Einige Jungen schwächen das, was sie mit anderen bereden, ab – das sind „eigentlich“ oder „noch“ keine richtigen, großartigen Probleme. Eine Betonung liegt dabei auf dem „noch“, was wir positiv als prinzipiell offene Option deuten. Es ist also vorstellbar, dass es mal noch „dicker“ kommt und dass auch dann mit anderen geredet werden kann. Umgekehrt ist das, was alltäglich und mit einer unproblematischen Haltung besprochen wird, vielleicht gerade deshalb so zu nehmen, weil mit anderen darüber gesprochen wird.

- Mein Problem, aber offen für andere: Einige Jungen gehen davon aus, dass sie genügend eigene Problemlösungskompetenz besitzen, so dass sie zunächst auch ohne ein stützendes Gespräch mit anderen zurechtkommen. Dabei findet sich eine latente Abwertung derjenigen, die hier eine niedrigere Schwelle haben, z.B. als „Schwätzer“. Trotzdem ist ein Gespräch unter bestimmten Bedingungen möglich, ein freundschaftlicher Rat gefragt – wenn es wirklich schlimm und nötig ist. Diese Bestimmung ist ganz subjektiv zu sehen; an keiner Stelle tauchen Skalen oder Regeln auf, mit deren Hilfe eine genaue Unterscheidung von selbst oder unterstützt zu lösenden Fragen möglich wäre.
- Offen für andere, aber Tendenz, „mit mir selbst ins Reine zu kommen“: Eine große Zahl der Jungen gibt sich zunächst als offen und gesprächsfreudig – vielleicht auch deshalb, weil sich diese Norm mittlerweile rumgesprochen hat –, vollzieht dann aber gleich anschließend eine introvertierte Wendung. Wichtig erscheint hierbei, die Grenzen des Gesprächs und damit das Maß der Öffnung selbst zu bestimmen – etwa, wenn man die Probleme als hausgemacht ansieht oder wenn man in einer Freundschaftsbeziehung trotz aller Offenheit auch noch einen Rest an Privatheit oder persönlicher Intimität bewahren will.
- Keine anderen, ich denk’ in mich rein: Wiederum wenige Jungen betonen von vornherein den autonomen Teil der Bewältigung von Problemen, auch wenn die Formulierung teilweise darauf hindeutet, dass es auch den anderen Pol gibt. Allerdings wird das nicht ausgeführt und spielt vermutlich auch eine eher untergeordnete Rolle.

*Eine große Zahl der Jungen gibt sich zunächst offen und gesprächsbereit, vollzieht dann aber gleich eine introvertierte Wendung.*

Insgesamt wurde deutlich, dass die größte Zahl der Befragten eine differenzierte Haltung zwischen den Polen autonome und kommunikative Problembewältigung einnimmt. Im Ergebnis beschreiben die Jungen keine eindeutige, stereotype – z.B. tendenziell ablehnende – Position zum sozial eingebundenen, kommunikativen Pol, sondern bestimmen sich weitgehend individuell. Der autonome Pol ist selbstredend überall vorhanden, wenngleich auch ganz unterschiedlich ausgeprägt. Selbst bei den Jungen, die eher zur autonomen Problemlösung neigen, zeigt sich in bestimmtem Umfang und unter bestimmten Bedingungen eine Offenheit für gesprächsförmige Unterstützung. Wichtig erscheint uns deshalb, diese jeweils individuell unterschiedlichen Voraussetzungen zu kennen und nicht pauschal von einer insgesamt geringen Gesprächsoffenheit von Jungen auszugehen. Die notwendige, gleichsam diagnostische Analyse lässt

*Es ist festzustellen, dass eine große Zahl der Befragten eine differenzierte Haltung zwischen den Polen autonome und kommunikative Problembewältigung einnimmt.*

sich an der Stelle des Übergangs von der Haltung zum Verhalten weiter vertiefen durch einen Blick darauf, in welcher konkreten Form die Jungen das Gespräch über Persönliches, über Fragen und Probleme suchen.

## PERSÖNLICHE REGELN UND STRATEGIEN

*Jungen geben zu erkennen, dass Anonymität oder große Vertrautheit absolut notwendig ist, um ein persönliches und tiefer gehendes Gespräch zu führen.*

Viele Jungen geben zu erkennen, dass ihr Problem weniger das ist, sich bzw. ihre Probleme überhaupt ausdrücken zu können, als vielmehr die Sorge darum, dass in einem persönlichen, tiefer gehenden Gespräch Intimität geschützt bleibt, indem Vertraulichkeit gewahrt wird. Aus diesem Grund setzen sie bei der Auswahl der Gesprächspartner auf Anonymität oder große Vertrautheit. Offenheit ist zwar einerseits sehr erwünscht, gleichzeitig wird aber die Notwendigkeit von Schutz und Vorsicht betont – auch aus der Erfahrung heraus, dass „Halbvertraute“ Vertrauen zerstört haben. Viele Jungen zeigen sich hier von einer vorsichtigen, verletzbaren und schutzbedürftigen Seite. So sehr sie es schätzen, mit jemandem „richtig zu reden“, ganz offen geht es nicht mit jedem, sondern vor allem mit (wenigen) engeren Freunden, die man kennt und einzuschätzen gelernt hat. Das Vertrauensproblem wird allerdings auch zeitweise – ähnlich wie bei der Annäherungsthematik – spielerisch oder alkoholisiert überwunden. Bei demonstrativen Storys und vertraulichen persönlichen Gesprächen handelt es sich dagegen um zwei auch von den meisten Jungen deutlich unterschiedene Ebenen, wie an der möglichen Beschämung durch die Veröffentlichung intimer Fakten deutlich wird. Den entsprechenden Schutz stellen die Befragten mit unterschiedlichen Mitteln her.

*Jungen überlegen sehr genau, wie weit und gegenüber wem sie sich öffnen.*

- Nicht mit allen reden, nicht über alles reden, nicht mit allen über alles reden: Viele Jungen geben zu erkennen, dass sie sehr genau überlegen, mit wem bzw. mit welcher Tiefe sie ihre wichtigen Themen verhandeln. Als Gefahr erscheint, sich zu weit zu öffnen bei Personen, bei denen sich der Umgang mit dem Mitgeteilten nicht abschätzen lässt. Bestimmte Themen werden deshalb schon von vornherein eher zurückgehalten. Welche das im Einzelnen sind, wurde in der Regel nicht angegeben, was darauf schließen lässt, dass es sich bei der angeführten Regel nicht um eine kategorische, sondern eher um eine Kontrollfrage handelt, die hilft, ein Gespräch über Persönliches zu managen. Die problematischen Themen lassen sich allerdings im Umkehrschluss herleiten (vgl. den Abschnitt „Scham und Peinlichkeit“ in Kap. 3.2).



Ein besonders prekärer Bereich sind offensichtlich „Familienprobleme“, die als interne Angelegenheit und deshalb von vornherein als weniger kommunikabel gelten. In die gleiche Richtung gehen Partnerschaftsprobleme, aus denen sich umgekehrt Freunde herauszuhalten versuchen.

- Probleme vergessen, sich ablenken, Rückzug: Einige Jungen bevorzugen eine Strategie der Ablenkung, bis das Schlimmste vorbei ist. „Im Laufen kannst du alles vergessen.“ Auch Alkohol wird als Remedium angeführt, mit dem sich Probleme einerseits zuspitzen, andererseits dämpfen lassen, bis die Zeit die Wunden heilt. Probleme lassen sich auch dadurch entschärfen, dass die soziale Situation einfach gemieden wird, insbesondere dann, wenn sie Problemursache ist.
- Sich nicht reinsteigern, nicht gleich weinen, drüberstehen: Das Gewicht von Problemen lässt sich auch durch eine Neubestimmung ihrer jeweiligen Bedeutung reduzieren. Diese Aufgabe richtet sich sowohl nach innen und erfordert eine Haltung der Gelassenheit oder Gleichgültigkeit als auch nach außen etwa in dem Sinn, Tränen, die eigentlich fließen würden, zurückzuhalten.
- Keine Geheimnisse, knallhart und vertrauensvoll: In eine andere Richtung geht der Versuch, die Grenzen der Besprechbarkeit möglichst weit nach hinten zu verlegen, entweder auf der Basis einer gewissen Rigidität im Offenheits- und Veröffentlichungsanspruch oder – sympathischer – auf der Basis eines organischen, gewachsenen Vertrauensverhältnisses, hier allerdings mit einem etwas fragwürdigen Leitbild. Erfahrungsgemäß sind Familien nicht so und müssen es auch nicht sein.
- Gezielte Suche und Auswahl von Gesprächspartnern: Einige Jungen geben an, dass sie sich generell ganz gezielt und themenabhängig Gesprächspartner suchen, je nachdem, ob ihnen die jeweilige Konstellation förderlich für ihr Anliegen erscheint. Dasselbe geschieht auch situativ; wenn aufgrund der persönlichen Verfassung ein Gespräch wünschenswert erscheint, wird das Zustandekommen nicht nur dem Zufall überlassen.
- Einzelne Vertrauenspersonen oder „Ich habe meine Leute“: Einige Jungen scheinen in der Frage nach der Problembewältigung einen leisen Verdacht herauszuhören, dass sie dieser Aufgabe nicht gewachsen sind. Entsprechend betonen sie, dass ihnen hier genügend Ressourcen zur Verfügung stehen. Das gilt aber nicht für alle,

*Einige Jungen bevorzugen Probleme zu vergessen.*

*Für einige Jungen heißt die Devise „locker bleiben“.*

*Es wird versucht, die Grenzen der Besprechbarkeit möglichst weit nach hinten zu verlegen.*

*Einige Jungen suchen sich themenabhängige Gesprächspartner.*

*Einige Jungen betonen, sie seien „versorgt“.*



die erwähnten, dass sie „versorgt“ sind. Zum Teil tauchen hier auch Erwachsene als Gesprächspartner auf. Bei eher wenigen handelt es sich lediglich um eine einzige, herausgehobene Bezugsperson, z.B. den älteren Bruder, einen Erzieher, die Oma oder die Freundin. „Ich hab’ ja schon gesagt, ich rede mit meiner Freundin über alles.“ Eine größere Zahl von Jungen hat hier mehr Auswahl.

*Jüngere holen sich Rat  
im familiären Umfeld,  
Ältere bevorzugen  
Experten.*

- Handfeste Tipps, Ratschläge von Experten: Eine Reihe von Jungen erwartet sich Unterstützung bei Problemen ganz handfest durch Tipps und Ratschläge. Bei Jüngeren entstammen die Ratgeber meistens dem engeren familiären Umfeld, die Älteren kennen zunehmend auch Experten, die ganz konkrete Hilfe leisten. So führt ein Befragter an, dass er bei Fragen seine Ausbildung betreffend das Arbeitsamt aufsucht, bei gesundheitlichen Problemen geht er zum Arzt usw. – für jeden Bereich seines Lebens ist jeweils ein anderer Experte zuständig. Eine weniger naive Haltung gegenüber Fachleuten ist natürlich auch anzutreffen. Entsprechende Erfahrungen werden wiederum als Ersatz oder Äquivalent des familiären Bereichs gedeutet.

*Für Jungen ist  
wichtig, trotz  
Inanspruchnahme  
von Hilfe den Status  
der Selbstkompetenz  
nicht aufzugeben.*

- Hilfe und Eigenständigkeit: Ein mehr oder weniger durchgängiges Thema der Jungen in Bezug auf ihre persönlichen Regeln zur Problembewältigung ist wiederum die Abwägung zwischen Hilfe und Eigenständigkeit. Mit Hilfe der im Vorangehenden herausgearbeiteten Regeln versuchen sie, sich auf der Basis und in Übereinstimmung mit der jeweiligen habituellen Haltung in diesem Spannungsfeld zu verorten und zu steuern. Für die Jungen ist es wichtig, trotz Inanspruchnahme von Hilfe den Status der Selbstkompetenz nicht aufzugeben – eine Konzeption, die letztlich vielen Beratungsansätzen entspricht.

Das gilt auch umgekehrt, wenn Jungen ihre Unterstützung anbieten und zugleich relativieren. „Ja, ich geb’ ihm halt Tipps. Und aber ich sag’, mach, was dein Herz sagt, das ist besser. Ich geb’ ihm nur Tipps, und danach sag’ ich das. Mach, was dein Herz sagt.“ Betrachtet man diesen Zusammenhang als Lernfeld für die Jungen, so geht es um die Integration und situativ adäquate Handhabung der beiden Komponenten Autonomie und Kommunikation. Kompetenz weist sich dann nicht nur oder vorrangig durch autonome Problemlösung aus, sondern durch einen der jeweiligen Problemkonstellation angemessenen Umgang. Viele Jungen scheinen hier auf einem guten Weg zu sein.

## MIT MÄNNERN REDEN, MIT FRAUEN REDEN

Bei der Frage, ob sie sich lieber mit Jungen oder Männern beziehungsweise mit Mädchen oder Frauen besprechen, waren die Befragten gespalten. Für viele Jungen ist das Gespräch mit anderen Jungen schon allein deshalb häufiger, weil sie sich überwiegend im jungenbezogenen Setting bewegen und im Alltag ein oft eher distanziertes Verhältnis zu Mädchen und Frauen haben (vgl. den Abschnitt „Mädchen und Freundinnen“ in Kap. 3.6.3). Einige betonten, dass sie das Gespräch unter Männern gerade beim Thema Sex bevorzugen. Die Kategorie Geschlecht ist dabei teilweise sogar vorrangig vor der des Alters. Auf der anderen Seite gibt es eine Tendenz, die sorgende und unterstützende Funktion der Frauenseite zuzuordnen, der Männerseite dagegen Kritik und Konkurrenz. Eine große Zahl von Jungen bespricht sich deshalb gern oder lieber mit Mädchen und Frauen, wobei es hier vor allem um den „weichen“ Bereich, also eher um Fragen der Beziehungsgestaltung geht.

*Jungen, die sich überwiegend im jungenbezogenen Setting bewegen, besprechen sich lieber mit Jungen.*

Einige Jungen bevorzugen Mädchen und Frauen generell, wenn es um ihre Probleme geht. Sie halten Mädchen für rücksichtsvoller, und deshalb können sie sich ihnen gegenüber besser öffnen. Manche Jungen geben an, dass sie mit anderen Jungen überhaupt nicht vernünftig reden können. Dieses Defizit geht aber voll zu Lasten der anderen Jungen – mit Mädchen geht es ja –, wobei sie das Stereotyp reproduzieren, dass Mädchen überhaupt viel besser zuhören. Jungen, die angeben, dass sie mit anderen Jungen nicht besonders klarkommen und eigentlich keine Freunde haben, verlagern ihre Kommunikation fast ausschließlich auf das andere Geschlecht. „Mit denen kannst du reden ohne Probleme.“ Hier ist offensichtlich das Gleichgewicht zwischen dem Bezug aufs eigene und dem aufs andere Geschlecht aus dem Lot.

*Fragen der Beziehungsgestaltung werden eher mit Mädchen und Frauen besprochen.*

## 3.7.2 REDEN ÜBER SEX: SPRACHLOSIGKEIT ODER CHIFFRIERUNG?

In der Experten- und Schlüsselpersonenbefragung wurde immer wieder eine große Sprachlosigkeit von Jungen beim Thema Sexualität festgestellt. Diese Meinung teilten auch einige ältere Befragte der zweiten Befragungsreihe – sowohl in der Retrospektive der eigenen Jugend als auch im Blick auf die „heutige Jugend“ –, „dass man nicht weiß: wie rede ich über Sexualität“. Vor diesem Hintergrund fragten wir die Jungen nach ihren schwierigsten, kaum oder gar nicht

*Große Sprachlosigkeit von Jungen beim Thema Sexualität wurde in der Experten- und Schlüsselpersonenbefragung festgestellt.*

besprechbaren Themen. Manches war auch in der geschützten Interviewsituation nicht thematisierbar.

*Schwierige Themen*

Von sich aus geben die meisten Befragten an, dass es „eigentlich“ nichts gibt, was sie nicht besprechen könnten oder besprechen würden, sei es mit den Eltern, Freunden oder andernorts. Als mögliche Lücken werden höchstens Dinge genannt, die sie nicht konkret betreffen. Auf die Interviewsituation bezogen wurden dagegen schwierige Bereiche (z.B. „private Sachen“) benannt.

*Prinzipiell können sich die Jungen nicht vorstellen, über Selbstbefriedigung zu reden.*

Insgesamt blieb die Beschreibung schwieriger Themen relativ unkonkret und lückenhaft. So fiel uns auf, dass das Thema Selbstbefriedigung weitgehend vermieden wurde, weshalb wir von uns aus gezielt danach gefragt haben. In der Tendenz ergaben direkte Antworten darauf, dass Selbstbefriedigung kein Thema ist, dass die meisten Jungen sich prinzipiell nicht vorstellen können, „da drüber“ zu reden. Selbstbefriedigung erscheint so als Thema, das fast gänzlich autonom bewältigt werden muss. In der kommunikativen Bewältigung gelten andere Themen als wichtiger. Die Jungen, die sich auch im Interview dem Thema Selbstbefriedigung nicht gleich entzogen, gaben jedoch zu erkennen, dass es sehr wohl einen Diskurs über Selbstbefriedigung unter Jungen gibt, wenn auch auf einer anderen Ebene.

*„Chiffrierungen“ dienen als Mittel, Sprachlosigkeit zu überwinden.*

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Jungen letztlich nicht sprachlos sind, auch wenn sie nicht immer Klartext reden. Sie reden verschlüsselt, aber sie reden – und zwar so, „dass es irgendwie total locker ist“. Dagegen bedeutet Sprachlosigkeit genau genommen, über gar keine kommunikativen Mittel zu verfügen, ein Thema völlig zu vermeiden – letztlich also das, was ursprünglich mit Tabu gemeint ist. Bestimmte Themen oder Probleme werden chiffriert, um sie dadurch auf einer „milderen“ Ebene tatsächlich auf eine bestimmte Art und Weise besprechbar zu machen und besprechbar zu halten. Entsprechend können auch Storys nicht nur als Protzen oder in der Funktion der Selbstdarstellung gelesen werden, sondern auch als eine – den Jungen mögliche – Form des Diskurses, die der Situation, den eigenen Mitteln usw. angepasst ist und die Problemgehalt oder Peinlichkeit gleichsam „verdünnt“. Als Begründung für diesen Umgang wurde angegeben, dass nur eine ganz lockere, scherz- und lachhafte Ebene ohne Ernst garantiert, dass sich der andere nicht angegriffen fühlt – außer bei Selbstbefriedigung auch bei der „Längendiskussion“, beim Thema „das erste Mal“ usw. Dies ist selbst manchen Jungen „vielleicht nicht ernsthaft genug“, erscheint ihnen aber deshalb erforderlich zu sein, weil „sonst könnt’ da vielleicht doch einer irgendwie einen Knacks oder Minderwertigkeitsgefühle (bekommen),

dass er da irgendwie...“. Für die Jungen geht es bei dieser Kommunikationsform auch um (gegenseitigen) Schutz, der es ermöglicht, auch Gespräche wie das folgende zu führen, ohne dass die Gesprächsbasis zerbricht.

- I: Bist du noch Jungfrau (lacht)?  
B: Ja, eigentlich schon.  
I: Willst du, dass sich das in nächster Zeit ändert, oder willst du das ganz gemächlich, irgendwann? Würdest du jetzt in einer Spaß-Beziehung jetzt einfach mal mit dem Mädchen schlafen?  
B: Nö.  
I: Nicht nur für eine Nacht?  
B: Nö.  
I: Ist da irgendein Zeitraum für dich da, wo du mit einem Mädchen zusammensein müsstest, um mit ihr zu schlafen?  
B: Nö, ich müsste nur das Gefühl haben, dass ich sie liebe und dass sie mich auch liebt, und dann würde ich es auch machen. Also, wenn wir beide natürlich wollen.

Schwierige, peinliche oder ängstigende Themen werden also nicht durchgehend ausdrücklich vermieden, sondern häufig umschrieben oder witz- und spruchförmig bewältigt. Die Jungen ziehen dabei zwar häufig eine Trennlinie zum „richtigen“ Gespräch – Witze, Sprüche und Storys werden entsprechend nicht von allen als Reden über Sexualität eingeordnet. Es gibt aber mehrfach Belege dafür, dass gerade von dieser Ebene aus weitergehende Gespräche entstehen können. Storys, Witze und Sprüche sind dabei nicht die einzige Möglichkeit, um das Gespräch über Sexualität in Gang zu halten. Aufschlussreich sind hier insbesondere die Jungen-fragen-Jungen-Interviews. Eine verbreitete Form der distanzierten Behandlung ist das Gespräch über Probleme der anderen. Eine andere, eher bewältigungsorientierte Chiffrierung deutet eigene Probleme in Erfahrungen um, und über Erfahrungen lässt sich schon viel leichter reden: „Probleme würde ich das nicht nennen. Es waren Erfahrungen.“

„Richtig ehrlich reden“ unter Jungen geht aber auch – zumindest in Form des (Jungen-fragen-Jungen-)Interviews. Eine Voraussetzung für das Gespräch über Sexualität scheint die Fähigkeit zu sein, sich bzw. einen eigenen Bereich von Intimität vor Neugier und Zugriff der anderen abgrenzen zu können. In bestimmten Grenzen ist ein Gespräch über Sexualität unter Jungen offensichtlich möglich. „So ein bisschen das bereden, das geht schon.“ Wir gehen zunächst davon aus, dass diese Grenzen für die Jungen auf irgendeine Weise sinnvoll

*Eine bewältigungs-  
orientierte  
Chiffrierung deutet  
eigene Probleme  
in Erfahrungen um.*

*„Offen“ miteinander  
reden unter Jungen?*

3

sind. Die Frage ist deshalb weniger die, wie Jungen überhaupt oder „besser“ zum Reden kommen, sondern die, ob Gesprächsebene und -intensität hinreichend für ihre Aneignung und Bewältigung des Bereichs Sexualität sind.

Interessant erscheint, dass diese Grenzen auch bei ausdrücklich guten und intensiven Freundschaftsbeziehungen nicht einfach verschwinden. Wir deuten das so, dass viele Jungen beim Thema Sexualität auch untereinander eine Haltung an den Tag legen, wie sie sie bei anderen Themen generell gegenüber Erwachsenen einnehmen (vgl. dazu in Kapitel 3.3.3 den Abschnitt „Generationenverhältnisse“). In Verbindung mit der Tendenz zu Intimität, Abgrenzung und autonomer Bewältigung wären Sexualität und Partnerschaft demnach auch ein Medium, um gegenüber Gleichaltrigen den eigenen Status oder Entwicklungsfortschritt in Richtung Erwachsenwerden zu markieren. Erwachsensein auf sexuellem Gebiet hieße dann, autonom und kompetent über das Notwendige zu verfügen und das entsprechend sprachlich auszudrücken. Die Forderung von Erwachsenen, hier mehr und besser oder in Bezug auf Probleme offener miteinander zu kommunizieren, liefe dann doppelt ins Leere – als Zurücksetzung vor den Gleichaltrigen und vor den Erwachsenen.

## MIT ERWACHSENEN ÜBER SEX REDEN

*Aus der Sicht der Jungen ist das Gespräch mit Erwachsenen recht schwierig.*

Noch schwieriger, unmöglicher als schon das Gespräch untereinander, scheint aus Sicht der Jungen das Gespräch mit Erwachsenen zu sein. Eine entsprechende, geradezu demonstrative Betonung findet sich durchgehend in den Jungen-fragen-Jungen-Interviews. Diese Bewertung steht im Gegensatz zu den Ergebnissen der regulären Interviews, bei denen sich viele Jungen in vergleichbarer Weise geöffnet – und abgegrenzt – haben. Sie entspricht jedoch der beliebten Haltung einer Projektion von Schwierigkeiten auf die Erwachsenen: „Das ist eigentlich ein Tabuthema. Ich denk’, die Lehrer gehen damit manchmal ein bisschen arg prüde um. Und ja schon ein bisschen verklemmt. (...) Also, es wird zu wenig geredet, meiner Meinung nach.“ Die Meinung, dass zwischen Jugendlichen und Erwachsenen zu wenig über Sexualität geredet wird, ist offensichtlich von den Erwachsenen übernommen. Denn viele Jungen geben an, dass sie zwar keine Erwachsenen haben oder kennen, um über Probleme zu reden – aber scheinbar wollen sie das auch gar nicht ohne Weiteres, sondern höchstens im Extremfall oder etwa, um damit einem Freund zu helfen. Für sie selbst gilt die „Normalitätsvermutung“, d.h. sie werden das sowieso nicht brauchen. Positiv gedeutet entwickeln sie dadurch eine

unproblematische, sozusagen „gesunde“, erwachsene Haltung. Erwachsene erhalten demnach von vornherein begrenzten Zugang, dabei kommt es nicht zuletzt auf die jeweilige Gesprächsebene an („rein Biologisches“ geht gut zu bereden, „Privates und Intimes“ dagegen gar nicht).

Wenn Eltern überhaupt als Gesprächspartner in Sachen Sexualität genannt werden, dann handelt es sich in der Regel um die Mütter. Der Vater „muss es nicht sein“, es ist die große Ausnahme, wenn ein Junge hier als erstes seinen Vater benennt – wohl die meisten Jungen haben wenig Erfahrungen im Gespräch mit den Vätern und entsprechend geringe Erwartungen auch bei diesem Themenbereich (vgl. den Abschnitt „Vater und Vaterbeziehung“ in Kap. 3.3). Einige Jungen betonen, dass sie mit ihren Eltern auf einer Ebene kommunizieren können. „Also, vom Gespräch her kann ich wirklich wie ein Erwachsener mit ihnen reden.“ – Die Eltern stehen aber etwa bei diesem Jungen an dritter Stelle hinter gleichaltrigen Freunden und erwachsenen Bekannten, wenn es um Sexualität, Verhütung, Partnerschaft geht. Eine interessante Lösung ist auch die Beteiligung der Eltern dann, wenn alle anderen Möglichkeiten wegbrechen sollten. Bei anderen ist das Gespräch mit den Eltern eine potentielle, aber konkret nicht genutzte Option, die vielleicht eher das gute Verhältnis ausdrückt. Abgesehen von der Inanspruchnahme dieser Möglichkeit ist die Frage auch, was dann besprochen würde und was nicht. Anderen Jungen ist es peinlich, mit Eltern über Sexualaufklärung zu reden; nach Möglichkeit vermeiden sie diesen Themenbereich – „da red’ ich kaum was drüber zu Hause“. Insgesamt scheiden Eltern/Mütter für viele Gesprächsinhalte aus, Freunde haben Vorrang. Dazu kommt, dass die Wahrung von Intimität durch Eltern manchmal nicht gewährleistet ist (vgl. den Abschnitt „Sexualität“ in Kap. 3.5).

*Wenn Eltern als Gesprächspartner genannt werden, ist es oft die Mutter.*

*Das Gespräch mit den Eltern ist eine potentielle, aber konkret nicht genutzte Option.*

## **ZUR KOMMUNIKATION MIT DEN JUNGEN IN DEN INTERVIEWS**

Die Befragung durch die erwachsenen Interviewer war für die Jungen auch eine Art „Ernstfall-Situation“ für das Gespräch über Sexualität im weitesten Sinn und insofern teilweise beispielhaft für die entsprechende Aufklärungssituation. Wie spielen sich Nähe und Distanz ein, wie „tief“ kann der Interviewer nachfragen? Mit welchem Gefühl geht der Befragte aus dem Interview? Aus diesem Grund stellten wir an den Schluss des Leitfadens Fragen zur Einschätzung des Interviews durch die Jungen, die im Folgenden ausgewertet werden. Teilweise ging es an dieser Stelle nochmals um das Thema Scham, was im ent-

*Die Befragung durch die erwachsenen Interviewer über das Thema Sexualität war für die Jungen eine Art „Ernstfall-Situation“.*



sprechenden Abschnitt behandelt wird (vgl. den Abschnitt „Scham und Peinlichkeit“ in Kap. 3.2.4).

*Die Haltung der Jungen zu Fragen der Sexualität pendelt zwischen Neugier und Abgrenzung, Offenheit und Schutz.*

Am interessantesten und spannendsten fanden viele Jungen die Fragen zu Sexualität und Erziehung, also die Aufgabe, sich selbst und die eigene Entwicklung als sexuelles Wesen im Kontext des jeweiligen familiären Kontextes zu betrachten. Einige Jungen hatten die Vorstellung, „dass es mehr über Sex geht“. Sie hatten offensichtlich ein engeres Verständnis von Sexualität und warteten auf irgendwelche „heißen“ oder „kitzigen“ Fragen. Dieses Verständnis steht allerdings in einem gewissen Widerspruch dazu, dass Jungen in vielen Interviews Sexualität auf ihren sozialen Kontext (Familie, Schule, Freunde, Clique, Freundin usw.) bezogen und mithin als weiten Begriff verstanden haben. So sind auch die Forderungen nach „mehr Sex“ nicht immer eindeutig: Ein Junge hätte sich einerseits mehr „intime“, andererseits eher „sachliche“ Fragen etwa zur schulischen Sexualaufklärung erwartet. Ein anderer hat erwartet, dass „ein bisschen mehr nachgehakt (wird) über die Sexualität“ und sich dabei „mehr so Allgemeinfragen“ vorgestellt. Diese Widersprüche nehmen wir als Hinweis darauf, wie sich Jungen im schwierigen Feld zwischen Neugier und Abgrenzung, Offenheit und Schutz bewegen.

*Mehrere Jungen standen unter einem gewissen Druck, weil sie dachten, dass der Interviewer ihre Beiträge nach „richtig oder falsch“ einordnet.*

In der Schlussbewertung gaben mehrere Jungen an, dass sie unter einem gewissen Druck standen, weil sie dachten, dass der Interviewer ihre Beiträge vor dem Hintergrund der Kategorie „richtig oder falsch“ einordnet. Das deckt sich mit der Beobachtung der Interviewer, dass manche Jungen eine Art Prüfungssituation fantasierten, in der sie sich möglichst kompetent zeigen mussten. Sie wollten „möglichst nichts Falsches sagen“, fanden das Interview „anstrengend – und schwierig, das Richtige zu sagen“, und hatten die Befürchtung „Hoffentlich blamier’ ich mich da nicht?“. Die Assoziation „Psychiater“ für den Interviewer zeigt an, wie prekär das Interview trotz Anonymität, Geschütztheit usw. für manchen Jungen ist.

*Überwiegend gaben sich die Befragten jedoch eher gelassen.*

Überwiegend gaben sich die Befragten jedoch eher gelassen. „Über solche Sachen kann man reden, es gibt ja Schlimmeres.“ – „Es ging eigentlich.“ Viele Jungen waren fast erstaunt über die Schlussfrage, als ob es für sie ganz außer Frage steht, dass so ein Interview ein Problem sein könnte. Wir hatten den Eindruck, dass sie sich von uns gleichsam als Experten über sich selbst, über Jugend und Sexualität angesprochen fühlten. Die Selbstdefinition als Experte erleichterte ihnen die Kommunikation und erlaubte eine abschließend positive Bewertung. Das Interview fanden sie entsprechend „gut“, „locker“, „nett, in Ordnung. War ja sehr neutral“. Sie fühlten sich nicht bedrängt, Nach-

fragen wurden nicht als Bohren oder Löchern empfunden, bisweilen zeigten sich die Interviewpartner fast schon begeistert: „Ja, es hat mir gefallen. Konnte alles – halt erzählen. Hat mir gefallen. Die Fragen waren gut. Hat mir gefallen.“ Alle Schwierigkeiten waren glatt zu meistern. „Ja, ich hatt’ eigentlich keine größeren Probleme.“ – „Gut, kein Problem... machen wir gleich noch einmal.“ Für manche Jungen war das Interview fast banal. „Gut, war mir eigentlich auch egal, weil manchmal in der Schule machen wir auch so Sachen.“ – „Nichts Besonderes, ich weiß nicht, es war auch keine Frage dabei, die mich irgendwie aufgeregt hätte oder so.“ Einige Jungen gaben ihre „Experteninterviews“ auch in einer Erwartung, damit anderen weiterzuhelfen. Die Form eines weitgehend offenen Interviews hat sich auf diese Weise bewährt, um einen Zugang zwischen Erwachsenen und Jungen zu schaffen. Eine Frage, die sich uns gestellt hat, war die, inwieweit die Haltung und Rolle, die in der Interviewsituation verborgen ist – zugespitzt auf „Experte“ und „interessierter Zuhörer“ –, sich auf sexualpädagogische Situationen übertragen lässt.

### **3.7.3 DAS BEDÜRFNIS NACH ANERKENNUNG UND INTERESSE**

Das Gelingen eines Interviews war oft ein Indikator für das Bedürfnis der Befragten nach Selbstthematisierung und Thematisierung der eigenen Biografie und Herkunft. Dies um so mehr, je weniger Gelegenheit die Jungen in ihren Bezügen haben. „Mit denen (Freunde) könnt’ ich da nicht so reden wie mit dir.“ Solche Bedürfnisse sind teilweise deutlich wahrnehmbar, bleiben aber oft hinter der anfänglichen Ambivalenz der Jugendlichen verborgen (das Gespräch wollen und es doch nicht wollen). Aus Sicht der Interviewer haben die Jungen oft Angst vor dem Interview. Ein solches Gespräch scheint eine gewisse Gefahr für sie darzustellen; sie drucksen rum, warten erst mal, bis ein paar andere Interviews gelaufen sind (z.B. in der Clique oder im Jugendhaus) und sind erst dann bereit. Aber dann finden sie es zum großen Teil gut. Wenn das Gespräch erst einmal zustande gekommen ist, dann öffnen sie sich und erzählen sehr viel.

Viele Jungen signalisierten dann ein Bedürfnis nach Anerkennung und danach, dass sich jemand für sie interessiert: als Jungen mit ihren Themen, ihrem Diskurs über Sexualität – oder auch als randständige Jugendliche – sie brauchen jemanden, der nicht mit einem Vermittlungsinteresse kommt. „Ja toll, dass ihr euch da Sorgen macht oder Gedanken.“ Das ermöglicht ihnen, sich zu öffnen. Es scheint, als

*Das Gelingen eines Interviews war oft ein Indikator für das Bedürfnis der Befragten nach Selbstthematisierung und Thematisierung der eigenen Biografie und Herkunft.*

ob das Interview auf diese Weise für manchen Jungen ein singuläres Ereignis ist. „Ich fand’s auch gut, dass man da, dass es überhaupt so was gibt, dass man darüber reden kann (...). Das ist geil, das ist okay, wenn einer zuhört und so. (...) Das finde ich okay, dass man die Wahrheit sagt und mit Männern zusammen reden kann, das find’ ich schon okay.“ Besonders deutlich und durchgängig spürbar war das bei den Interviews mit Migrant\*innen- und Unterschichtsjungen. Für sie als benachteiligte und randständige Jugendliche entsteht eine exklusive, beeindruckende Situation: Sie stehen im Mittelpunkt. Abzulesen war das auch an den Reaktionen im Nachgang zu den Interviews: „Ich will dann aber unbedingt das Buch haben!“ – „Steht da auch mein Name irgendwo drin?“ – „Wenn ihr mal wieder einen Interviewpartner braucht, ruf mich wieder an.“

*Die Jungen empfanden das Interview als Möglichkeit, sich auszusprechen.*

Die Gesprächsqualität, die für die Jungen im Interview gegeben war, ist in ihren alltäglichen Gesprächen nicht gegeben – obwohl das Interview der Form nach etwas anderes ist als ein Gespräch. Das gilt auch ganz besonders für die Gespräche mit Erwachsenen. So fanden Jungen das Interview auch deshalb „echt gut“, weil mal ein Erwachsener sie fragen kommt und sich für sie als Jugendliche interessiert – „sonst schimpfen immer alle nur und machen uns mies“. Diese Aussage bestätigte ein Jugendhausleiter: Gespräche gibt es meistens dann, „wenn was los ist“, wenn die Jungen was „angestellt“ oder „ausgefressen“ haben. Deshalb empfanden die Jungen das Interview als Möglichkeit, sich auszusprechen, für sie ungewöhnlich vor allem im sexuellen Bereich. „In Ordnung. Ja, musste mal sein, mal irgendwas raussprechen.“ Ein Junge, der im Interview sehr wenig geredet hatte, fand das Interview: „Gut. Man hat sich ausreden können“. Diese Thematik erscheint auch in den Jungen-fragen-Jungen-Interviews. „Es ist gut, dass es anonym ist, und es ist auch mal wieder gut, sich so auszusprechen.“

*Wenige Jugendliche erzählen auch „harte Sachen“, in der Hoffnung auf Resonanz in Verbindung mit dem Bedürfnis nach Grenzen und Klarheit.*

Dabei erzählten einige wenige Jugendliche auch „harte Sachen“ (Gewalttätigkeiten, sexuelle Übergriffe, Vergewaltigungen, Wohnungen „räumen“). Der Wunsch danach, dass jemand zunächst ohne moralische oder leistungsbezogene Bewertung zuhört, verbindet sich dann häufig mit dem nach Resonanz und einem Bedürfnis nach Grenzen und Klarheit. Eine Nicht-Reaktion würde ihr Handeln nachträglich bestätigen oder legitimieren. Dazu gehören auch – bei einem Teil der Jugendlichen – Wünsche nach Bewertung oder nach einer Stellungnahme, zum Teil auch das Gegeninteresse der Jugendlichen: „Wie war es denn bei dir?“ So wird deutlich, dass ein Interview für die Jungen nicht nur ein Interview ist, vielmehr werden – auch im Zusammenhang mit Bedürfnissen nach Anerkennung und Interesse

an der eigenen Person – Bereiche der Persönlichkeit, der Biografie und auch von Ethik und Moral (gerade, wenn es um Sexualität geht) berührt und angesprochen. Zum Teil steckt hinter solchen „harten“ Erlebnisberichten die Unsicherheit der Jugendlichen, ob ihr Handeln richtig war bzw. ist, zum Teil handelt es sich vielleicht auch um Sehnsüchte nach dem jeweils anderen, unterdrückten Persönlichkeitsanteil, z.B. Empathie: Wie ging es wohl dem Mädchen dabei? oder Über-Ich: Das ist aber verboten, was ihr da gemacht habt! Dies wird auch dadurch dokumentiert, dass den Jugendlichen häufig selbst bewusst ist, was sie den Mädchen oder jungen Frauen antun.

## KOMMUNIKATIONSSCHWIERIGKEITEN IN DEN INTERVIEWS

Zusätzlich gab es auch kommunikative Schwierigkeiten in den Interviews. Die Hinweise auf solche Probleme werten wir als wichtiges Indiz für das, was möglicherweise auch hinter der Zuschreibung von Erwachsenen stecken könnte, dass Jungen „nicht reden können“. Manche Jungen waren offensichtlich – nicht nur sprachlich – von der Thematik überfordert, sie antworteten kurz und knapp, ein Gespräch kam kaum in Gang. Es scheint im Alltag von Kindern und Jugendlichen insgesamt eher wenig „eingebettete“ Anlässe zu geben, „normale“ Sexualität, Körperlichkeit und Gesundheit zu thematisieren. Wenn es Anlässe gibt, dann sind es die „schlimmen“ Sachen (Gewalt, Aids usw.). Das Durchbrechen dieser Normalität kann dann eine Überforderung sein, die zum Schweigen führt. Nichtreden ist andererseits auch ein Schutz etwa davor, Unsicherheit zeigen zu müssen, oder ein Zeichen für Macht: „Dir erzähl’ ich doch schon gar nichts.“ Einige Jungen haben offenbar die Idee und Befürchtung, dass das Interview zu Kontrollverlust führen könnte. Sie sind zu Beginn des Gesprächs darauf bedacht, entsprechend vorsichtig zu antworten. Hier hatten wir den Eindruck, dass nach einer Öffnung im Verlauf des Gesprächs gegen Schluss wieder die Überlegung aufkam, ob sie nicht doch zu viel erzählt, sich zu weit geöffnet haben, verbunden mit Rückzugstendenzen. Diese anfängliche Skepsis vieler Jungen deutet darauf hin, dass für sie Sexuaufklärung durch Erwachsene grundsätzlich mit Vorbehalten verbunden ist – wohl nicht zuletzt durch die Übersetzungs- und Vermittlungsprobleme von Erwachsenen.

Andere Jungen grenzten sich sprachlich vom Interviewer ab – „Aufklärung‘ ist Studentensprache“ –, wobei kommunikative Divergenzen und Missverständnisse entstanden, ein „aneinander-Vorbeire-

*Im Alltag von Kindern  
und Jugendlichen  
gibt es eher wenig  
„eingebettete“ Anlässe,  
„normale“ Sexualität,  
Körperlichkeit  
und Gesundheit zu  
thematizieren.*

3

*Die Distanz zwischen Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen drückt sich nicht zuletzt sprachlich aus.*

den“, „auf verschiedenen Ebenen reden“ usw. Spezifische Wörter sind nicht unbedingt „eingeführt“ bei bestimmten Jungen, Milieukultur und Bildung disponiert die jeweilige (Sexual-)Sprache. Was in den Interviews vorkam, wird sehr wahrscheinlich auch bei der Sexuaufklärung durch Eltern, Lehrer, Ärzte passieren: Man „redet aneinander vorbei“, weil bestimmte Begriffe verwendet werden (müssen). Die Distanz zwischen Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen drückt sich nicht zuletzt sprachlich aus; der Anspruch, eine Thematik auf ein sprachlich verständliches und vermittelbares Niveau zu bringen, ist in der Realität oft schwierig. Ein Problem war so für die Interviewer, die Fragen des Leitfadens altersgerecht zu übersetzen. Dabei war Peinlichkeit ein geringeres Problem als der sprachliche Kontakt.

Wenn festgestellt oder unterstellt wird, Jungen könnten nicht über Probleme reden, dann ist demnach in Betracht zu ziehen, dass nicht die mangelhafte Kompetenz die Ursache dafür darstellt, sondern vielleicht auch Überforderung der Jungen, das Ausspielen ihrer Macht (auch als gegenüber Erwachsenen Unterlegene) sowie die Grenzen der kulturellen Normalität und sozial-kulturelle Schichtunterschiede.

## **EINZELINTERVIEWS – GRUPPENINTERVIEWS**

*Die Interviewten in den Gruppeninterviews geben sich gegenseitig Halt.*

Eine interessante Vergleichsmöglichkeit bieten die Gesprächssituationen „Einzelinterview“ und „Gruppeninterview“. Im Gruppeninterview kam es – der Situation in der Clique entsprechend – weit häufiger zur Produktion von Storys, zu einem „Sich-voreinander-Produzieren-und-Blockieren“, z.B. durch Witze und blöde Bemerkungen; die Interviews verloren an Ernst oder Tiefe und waren vom Ergebnis her oft nicht sehr ertragreich. Der Vorteil der Gruppeninterviews war jedoch gerade, diese Dynamik real mit einzubeziehen. Außerdem haben sich die Interviewten in einigen Gruppeninterviews gegenseitig Halt gegeben, die Jungen haben sich also nicht durchgängig blockiert. Ein weiterer Vorteil der Gruppeninterviews war nach der Beobachtung von Interviewer und Kontaktpersonen, dass sich die Jungen oft noch weiter angeregt darüber unterhalten konnten.

Die in Gruppen befragten Jungen beurteilten die Herausforderungen der beiden Situationen unterschiedlich, z.B. auf die Frage, ob sie denn alleine mehr erzählt hätten. Einerseits antworteten sie mit: „Jein... zu Sexualität wahrscheinlich mehr“, andererseits: „(alleine) da traut man sich weniger.“ Manche Jungen wollten unbedingt nur zu zweit oder mit mehreren interviewt werden. „Alleine, da kommt es so vor, so wie,

ob du so ein Psycho wärst, und da redet einer mit dir (lacht) über deine Probleme oder so.“ In der Gruppe fühlten sich die Jungen dem nicht so sehr ausgeliefert. Dort gab es für sie eine in gewissem Sinn automatische Begrenzung der Gesprächstiefe. „Wir kennen uns schon lange, das ist kein Problem. Das sind alles so Sachen (...), die deine Freunde mit erfahren oder so. Aber wenn es jetzt mal was richtig Persönliches ist und so, dann ist klar, wenn es nicht dein bester Kumpel ist, dann red’ ich halt auch nicht. (...) Ja alleine, da sagst du schon mehr. Bist ja auch alleine.“ Umgekehrt kann es Probleme bereiten, wenn man sich in der Gruppensituation zu weit öffnet.

Der Vorteil jeweils von Anonymität (fremder Interviewer) und Vertrautheit (bekannter Interviewer) für die Tiefe eines Gesprächs hebt sich nach Ansicht vieler Jungen auf. Gefallen hat einigen Jungen jedoch gerade „das Offene“, sie haben das Interview nicht als Grenzverletzung empfunden, auch wenn ihnen ein fremder Erwachsener gegenüber saß. Deutlich wurde aber auch, dass die Jungen immer einen Teil zurückhalten, den sie nicht veröffentlichen wollen. „Also, ich hab’ noch mehr – mein Geheimnis, das verrate ich auf keinen Fall.“

## PROBLEMFOKUS VERSUS NORMALITÄTSDEFINITION

Viele Äußerungen deuten darauf, dass ein Fokus auf Probleme bis zu einem bestimmten Leidensdruck unzulänglich ist und für die meisten Jungen eher blockierend wirkt. Als empathische Grundannahme im Umgang mit Jungen müsste deshalb zunächst gelten (und Jungen entsprechend vermittelt werden): Es ist sinnvoll, wie Jungen mit ihren Problemen umgehen. Sie sollen nicht umgekrempelt werden. Die Jungen reden – nach ihren eigenen Angaben – sehr wohl auch über Probleme. Sie nennen als Freundschafts- oder Cliqueskriterium gerade den Anspruch, über alles reden zu können. Ihre Grenze liegt „normalerweise“ dort, wo sie von der Normalitätsdefinition und einer positiven Kontrollüberzeugung abweichen müssen: Wenn ich dauernd über meine Probleme rede, habe ich tatsächlich ein Problem. So scheint es – am Durchschnitt der Jungen gemessen – wirklich wenig Bedarf für professionelle Hilfe beim Problemlösen zu geben. Die Jungen sind aus ihrer Sicht „eigentlich relativ“ kompetent, stabil, problemlösungsfähig usw. Sie vertrauen hinsichtlich kritischer Zeiten auf die Unterstützung durch ihre Freunde.

*Ihre Grenze liegt „normalerweise“ dort, wo sie von der Normalitätsdefinition und einer Kontrollüberzeugung abweichen müssen.*

Was im Durchschnitt gelten mag, erscheint jedoch in Bezug auf den Einzelfall ambivalent: Die Tragfähigkeit sozialer Netze erweist sich definitiv erst in der kritischen Situation, und nicht schon aus der

hypothetischen Perspektive des „Normalzustands“. Die Annahme, dass nun jeder Junge seine Probleme tatsächlich mühelos selbst oder mit Hilfe freundschaftlicher Unterstützung lösen kann, ist sicher nicht richtig, vielmehr wäre es angebracht und notwendig, wenn einige von ihnen mehr Hilfe in Anspruch nehmen könnten. Vor diesem Hintergrund wäre eine (sexual)pädagogische Balance wichtig: die Jungen ohne Dramatisierungen sein lassen und trotzdem – auf der Basis des vermittelnden und Anschlüsse ermöglichenden „Eigentlich“ – Angebote präsentieren. Eine Pauschaldiagnose enthebt vom heiklen Differenzierungszwang. Einfacher ist es zwar zu sagen: Alle, also „die Jungen“, reden nicht über ihre Probleme, weil dann keine besonderen Zielgruppen herausgehoben und gegebenenfalls stigmatisiert werden. (Auch für das Postulat „mehr reden über Sexualität“ gilt, zunächst genauer zu bestimmen, worüber wer in welchem Rahmen reden soll.) Umgekehrt bedeutet eine flächendeckende Anwendung dieser Vermutung, dass marginalisierte oder „ressourcenarme“ Jungen vergleichsweise wenig und letztlich zu wenig zielgerichtete Unterstützung erhalten. Dies bezieht sich möglicherweise nicht unbedingt nur auf die „üblichen Verdächtigen“ (Unterschichtsjungen, Jungen ausländischer Herkunft), sondern auch auf Mittelschichtsjugendliche und beziehungsbezogen „wohlstandsverwahrloste“ Jungen.

### 3.7.4 BERATUNG VON JUNGEN

*Jungen verfügen  
kaum über  
Beratungserfahrungen.*

Im Rahmen der Befragung von Jungen und männlichen Jugendlichen war „Beratung“ kein ausgesprochen ergiebiges Thema. Das lag zum einen sicher daran, dass es kaum eigene Beratungserfahrungen zu berichten gab, zum anderen waren auch irgendwelche thematisch relevanten Beratungsstellen, die über ein spezialisiertes Angebot für Jungen verfügen oder gezielt offene Sexualberatung für Jugendliche anbieten, so gut wie unbekannt. (Abgesehen davon gibt es die ja auch kaum.) Damit zeigt sich das Thema Beratung für die Befragten als ein Gegenstand, der sich eigener Kenntnis und Anschauung fast gänzlich entzieht. Ihre Äußerungen basieren so auf einem Vorverständnis, dessen Quellen nur selten deutlich werden, und beziehen sich meistens auf Vorstellungen, die mit einem aus der alltäglichen Erfahrung abgehobenen, „offiziellen“ und damit ausgesprochen bedeutsamem Charakter von Beratung verbunden sind. Was sich darin andeutet, ist den meisten Jungen sehr suspekt.



Allerdings ist damit die Sache an sich – Beratung von Jungen – noch nicht erledigt. Jungen zeigen sich durchgehend sehr aufgeschlossen für eine eher informelle Alltagsberatung und markieren bestimmte Kriterien, unter denen Beratung für sie wenigstens ansatzweise vorstellbar wird. Einzu beziehen sind auch die entsprechenden Ergebnisse für den kommunikativen Bereich, für die Frage der Problemlösungskompetenz oder für den Selbstbezug. Ohne dass hier „offiziell“ von Beratung die Rede ist, wird doch deutlich, in welchem kommunikativen Geflecht eine Vielzahl von Jungen die Herausforderungen ihrer Entwicklung bewältigen kann. Vor diesem Hintergrund kann das Thema Beratung für Jungen breiter eingeordnet werden.

### **BERATUNGSBEDARF? NEIN, ABER...**

Beratung und Beratungsstellen sind in der Regel unbekannt. Entsprechend gering fällt die Einschätzung des eigenen Beratungsbedarfs aus. „Nee, nicht so, also ich kenn’ auch nichts.“ – „Fällt mir gerade nix ein. (...) Und jetzt irgendwie ’ne Beratungsstelle wüsst ich jetzt auch nicht.“ Der Gedanke, selbst eine Beratungsstelle aufzusuchen, liegt ganz offensichtlich weit außerhalb der Normalitätsvorstellung der meisten Befragten, auch wenn für die Zukunft eine gewisse Option offengehalten wird. „Weiß ich nicht. Keine Ahnung. Nee, bis jetzt noch nicht.“ Ohne schon konkrete Beratungsmöglichkeiten zu kennen, verfügen bestimmte Jungen nach eigener Einschätzung über ausreichende Ressourcen, sich bei Bedarf Hilfe zu organisieren.

Bei einigen Jungen stößt die Vorstellung, selbst eine Beratung in Anspruch zu nehmen, dagegen auf ganz deutliche Ablehnung. „Nee, auf jeden Fall nicht.“ Dagegengesetzt wird teilweise wiederum das „Eigene“, der Vorrang eigener vor vermittelter Erfahrung, was durch Beratung infrage zu stehen scheint.

Die Beantwortung der Frage, ob (mehr) Beratungsstellen mit einem jungenspezifischen Ansatz im Bereich Körperlichkeit, Gesundheit, Sexualität überhaupt notwendig sind, fiel je nachdem, ob es dabei um eine allgemeine Einschätzung ging oder um die persönliche Nutzung, sehr unterschiedlich aus: Ganz allgemein werden Beratungsstellen von einer großen Mehrheit für notwendig und sinnvoll gehalten, persönlich wird überwiegend jedoch keinerlei Notwendigkeit gesehen, momentan oder künftig eine Beratungsstelle aufzusuchen. Ganz typisch ist deshalb eine zweigeteilte Haltung: „Nein, nie. – (...) – Also, so Beratung find’ ich nicht schlecht.“

*Der Gedanke, selbst eine Beratungsstelle aufzusuchen, liegt außerhalb der Normalitätsvorstellung.*

*Beratungsstellen werden von vielen für notwendig und sinnvoll gehalten.*

3

*Beratung ist im  
Nahbereich ihres  
unmittelbaren  
Umfelds möglich.*

Die Befragten siedeln ihren persönlichen Beratungs- oder Gesprächsbedarf eher im Alltäglichen und damit im Nahbereich ihres unmittelbaren Umfelds an. Potentielle Gesprächspartner für alltägliche Sorgen, Fragen und Probleme im Gesundheitsbereich oder in Bezug auf Sexualität und Partnerschaft sind dann je nachdem Freunde, gleichaltrige männliche Verwandte, Eltern und Lehrer oder ältere Bekannte, z.B. aus der Jugendarbeit. Auf dieser Ebene sind Beratungsstellen uninteressant, das Bedürfnis nach Informationsaustausch ist abgedeckt, man fühlt sich subjektiv gut ausgerüstet. Jungen profitieren dabei offensichtlich auch von einer breiten Streuung aufklärungsrelevanter Informationen durch Medien wie BRAVO. Zusätzliche Gesprächspartner braucht es nicht. Vermutlich speisen sich Vorstellungen über Beratung nicht zuletzt aus diesem Kontext, kulminierend in der immer wieder erwähnten BRAVO. Beratung ist eine distanzierte, unverbindliche Auskunft, sie wird häufig mit einer konkreten Handlungsanweisung durch gute Tipps gleichgesetzt, wie sie ein Freund, aber auch BRAVO geben kann. Dabei erscheint diese mediale Beratung aus der Distanz, verbunden mit dem Vorteil der Anonymität, durchaus als kompetent und ausreichend. Darüber hinaus konnotiert Beratung mit dem Beratungslehrer bzw. der Beratungslehrerin. Entsprechende Erfahrungen sind unangenehm und eher nicht freiwillig, kontrollierend oder disziplinierend in Erinnerung. Das schlägt auf das Verständnis von Beratung durch.

*„Beratung ist etwas  
für den Notfall.“*

Beratung erscheint auch angesichts der eigenen Problemlösungskompetenz und derjenigen des eigenen sozialen Netzes als überflüssig. Probleme gelten in bestimmtem Rahmen als normal und führen dann nicht zu übergroßer Belastung, wenn man eine „gesunde“, das heißt lösungsorientierte Haltung zu ihnen entwickelt. Beratung ist damit nur etwas für den absoluten Notfall. Selbst hingehen? – „Schon. Also, wenn es ein Extremfall wär', schon.“ Dieser Fall ist jedoch für sich selbst unvorstellbar, er kann nur auf andere projiziert werden. Beratung ist für andere gut und wichtig, selbst bedarf man ihrer natürlich noch lange nicht – was für die meisten Jungen sicher eine wahrscheinliche Prognose ist.

Nicht erst bei der Vorstellung des Extremfalls wird jedoch deutlich, dass Gespräche unter Freunden in manche Gebiete nicht vordringen. Bei bestimmten Fragen und Problemen wird die Kompetenz von Freunden eingeschränkt. So fällt auf, dass es offensichtlich leichter ist, über eine problematische Beziehung als über Probleme beim Sex zu reden. Auch die Grenzen einer Alltagsberatung werden gesehen.

„Also, manchmal können einem die Freunde auch nicht mehr weiterhelfen. Die können auch nur helfen bis zu irgendeinem Punkt, und weiter geht's halt nicht. Trösten vielleicht ein bisschen, aber viel mehr auch nicht. (...) Deshalb wär' vielleicht so 'ne Stelle nicht schlecht, um sich mal richtig auszuheulen deswegen.“

Umgekehrt wollen sich einige Befragte auch nicht selbst überfordern. Solange sich die Gesprächssituation auf einem bestimmten, alltäglichen Problem-Level hält, sind sie dabei; was darüber hinausgeht, wird schnell zu viel. Auch ein dezidiertes Zur-Verfügung-Stellen der eigenen Kompetenzen in Form von Peer-Education wird eher abgelehnt. Wer allerdings den verbleibenden Beratungsbedarf abdecken kann, bleibt oft unklar.

## ALLTÄGLICHE PROBLEME UND PROFESSIONELLE HILFE

Erschwerend kommen vielfältige Widerstände gegen alles, was das „offizielle“ Etikett „Beratung“ trägt, hinzu. Die entsprechende Beratungskompetenz im Bekanntenkreis gleichsam niederschwellig und informell in Anspruch zu nehmen, erscheint dagegen durchaus denkbar. „Ja, das ist nur das Problem, sobald es offiziell ist, wenn das 'ne offizielle Position ist, dann traut sich niemand hinzugehen. Da ist halt doch 'ne gewisse Hemmschwelle da. Ich fänd's viel besser, wenn man den als Freund hat, im Freundeskreis.“ Die vorgestellte Distanz, das Fremde eines potentiellen Beraters schreckt ab, Freunde geben da mehr Sicherheit. „Das ist viel besser, als wenn man fremde Leute da vor sich hat, und die erklären dir was so.“

Diese Scheu vor der Inanspruchnahme von Beratung verknüpft sich auch mit dem Stichwort „Professionalität“. Ihrer zu bedürfen, ist Aufweis einer unvorstellbar großen Belastung und Konfrontation mit eigener Inkompetenz. Direkte persönliche Beratung durch Profis – also keine anonyme Telefon- oder Briefkastenberatung – ist deshalb oft entweder ganz unvorstellbar oder wird dadurch überflüssig, dass mögliche eigene Probleme als nichts Besonderes und geringfügig eingeschätzt werden. Mit ihnen kann und muss man selbst klar kommen. Die Grenze, bei der eigene Kompetenz nicht mehr ausreicht, wird sehr weit gezogen. „Ich mein', sagen wir so, Liebeskummer hat jeder mal oder so, ich denk' mal nicht, dass ich deswegen irgendwie zu einer professionellen (Stelle) geh', aber... ich denk' mal, es ist nix, mit dem ich eigentlich nicht fertig werd' großartig, also ich denk' nicht, dass ich irgendwo so schnell zu einer professionellen Stelle hinmüsste.“

*Scheu vor  
Inanspruchnahme  
von Beratung  
verknüpft sich  
mit dem Stichwort  
„Professionalität“.*

Die Abwertung institutionalisierter professioneller Hilfe stützt sich nicht zuletzt darauf, dass mit Beratern/Beraterinnen keine vertrauliche Gesprächssituation, keine hilfreiche und stützende Erfahrung vorstellbar ist. Die Befragten setzen hier sehr hohe Maßstäbe an bzw. Hürden vor einen Beratungsprozess. Vertrauen als die Voraussetzung für ein Sichöffnen mit eigenen Sorgen, Fragen und Problemen ist gegenüber Unbekannten zunächst undenkbar. Der mögliche Vorteil durch Anonymität wird nicht genannt. Als Gegenmodell tauchen wiederum die Freunde auf. Auch wenn bei bestimmten Dingen Freunde nicht unbedingt die richtige Adresse sind, die Abneigung gegen Beratungsprofis bleibt. „(Ich würde) mit niemandem von meinem persönlichen Freundeskreis sprechen, sondern lieber mit ’nem ganz Fremden, der aber trotzdem kein Profi ist.“ (Der Befragte sucht Beratung bei der Telefonauskunft.)

*Einigen Jungen  
erscheint professionelle  
Beratung weiblich  
besetzt.*

Die Beratungssituation erscheint insgesamt als nicht vertrauens-erweckend und geschützt genug. Gerade auch allein wollen sich Jungen dem nicht aussetzen. Zur eigenen Absicherung und Entlastung entsteht die Idee der gemeinsamen Beratung mit einem Freund. Professionelle Beratung erscheint bei einigen Jungen zudem als weiblich identifiziert und besetzt. Vor diesem Hintergrund entfalten sie wiederum die bereits angeführte zweigeteilte, widersprüchliche Haltung: Ein männliches Pendant wäre zwar einerseits wünschenswert, andererseits ist es nicht so dringend, weil die Problemlösungskompetenz von Jungen höher bewertet wird. „Also, in der Schule gibt’s so ’ne Frau, und die arbeitet dort, und die löst immer die Probleme und so. Meistens gehen da Mädchen hin und sagen ihre Probleme. Also, das ist was Gutes, denk’ ich mal. Für Jungs muss es auch so was geben, aber für Jungs nützt es auch nichts, weil die können ihre Probleme halt selber lösen oder mit den Freunden. Also, denk’ ich mal. Für Mädchen ist es gut, aber für Jungs manchmal nicht.“ Für manche der Befragten entscheidet sich die Inanspruchnahme von Beratung nicht zuletzt dadurch, ob sie einen männlichen Gesprächspartner erwarten können. Das Gespräch von Mann zu Mann fällt ihnen bei bestimmten Themen leichter.

### 3.7.5 ANSÄTZE FÜR JUNGENBERATUNG

Zwar schließen viele Jungen Beratung in dem Sinn aus, dass sie eine Beratungsstelle nicht eigenaktiv aufsuchen würden. Dagegen betonen sie ihre Unabhängigkeit und eigenständige Problemlösungskompetenz. Für andere ist Beratung möglicherweise sinnvoll, dagegen setzen sie selbst zunächst immer erst auf Freunde, Eltern, vertraute Personen. Die Existenz eines entsprechenden Beratungsangebots wird aber nur von einem kleineren Teil kategorisch abgelehnt. Es gibt durchaus Fälle, in denen die Jungen sich vorstellen können, ein Beratungsangebot anzunehmen!

Äußerungen über professionelle Beratung sind jedoch eher abschätzig. Das deckt sich mit einem gängigen Alltagsverständnis, das Beratung identifiziert mit einem Verlust der eigenen Steuerungskompetenz, Sich-auf-die-Couch-Legen, Nicht-mehr-normal-Sein usw. Dadurch fühlt man sich enteignet, bloßgestellt und beschämt. Die Beratungssituation ist dann gleichzusetzen mit einem massiven Statusverlust – was für Jugendliche noch bedeutsamer ist, weil sie sich in der Beratungssituation in eine enge Erwachsenenbeziehung begeben müssen, von der sie sich entwicklungsentsprechend doch gerade lösen wollen.

Im Gegensatz dazu hat die Durchführung unserer Interviews durchgängig gezeigt, dass ein aufsuchender Ansatz von Jungen angenommen wird – sofern Zugänge nicht institutionell oder öffentlich verwehrt werden. Jungen sind in der Lage, sich über sich selbst mehr oder weniger differenziert zu äußern. Manche Jungen scheinen geradezu zu warten, dass jemand zu ihnen kommt und Gelegenheit zur Selbstthematisierung gibt – vielleicht neigen sie eher zu einer kommunikativen Form des Selbstbezugs (vgl. den Abschnitt „Selbstbezug“ in Kap. 3.2.1). Die Jungen würden zwar aus den genannten Gründen nicht zu einer Beratungsstelle gehen, erzählen aber im Interview einiges von sich, finden es anregend und spannend. Man kann mit ihnen weitgehend problemlos auch über Persönliches reden, sie wollen dabei nur nicht „als Problem rumlaufen“. Sie verstehen die Interviewsituation als Gespräch oder als Austausch, betonen, dass es gut war, „mal drüber zu reden“, und fragen hinterher oft nach einer Wiederholung.

*Die Jungen warten auf die Gelegenheit zur Selbstthematisierung.*

3

*Wer mit einem Interesse zu den Jungen kommt, der erhält leichter Zugang.*

Möglicherweise spielt hier wieder das Generationenthema eine Rolle: Wenn Erwachsene den Jungen etwas vermitteln, sie begeistern oder schützen wollen, dann schreckt das eher ab, die Jungen reagieren mit Widerstand. Wer mehr mit einem Interesse zu ihnen kommt, der erhält leichter Zugang. Die Erfahrung, dass es in einer bestimmten Situation gut geht, Anschlüsse an die Selbstthematisierung der Jungen zu bekommen, muss für ein Angebot der Jungenberatung konzeptionell genutzt werden. Es geht dann vor allem darum, die Schwellenproblematik zu verringern. An der Vertrauens thematik wird deutlich, dass sich Jungen hinsichtlich Beratung an – möglichst bekannten – Personen, weniger an Institutionen orientieren. Das spricht für einen Ansatz der Alltagsberatung, das heißt diejenigen zu qualifizieren, die bereits im Kontakt zu den Jungen stehen, bzw. für einen aufsuchenden Ansatz.

*Jungen orientieren sich eher an bekannten Personen als an Institutionen.*

Allerdings braucht dieser Ansatz eine Art Gegenprobe: Welche Jungen sind nicht „gut ausgerüstet“? Welche Jungen haben einen besonderen Beratungsbedarf? Diese Jungen wissen aber wie die meisten nicht konkret, wo sie zur Beratung gehen könnten, oder lehnen Beratung für sich zunächst ab. Deshalb ist es fraglich, ob eine verstärkte Werbung und Information über bestehende konventionelle Angebote für solchen Bedarf besonders hilfreich ist. Ohne Vermittlungsinstanz ist der Weg des Jungen zur Beratungsstelle unvorstellbar weit. Sinnvoller erscheint uns eine Verringerung der Distanz zwischen Beratungsstellen und Alltagsberatung und damit eine Verkürzung der Überweisungsstrecke.

*Ohne Vermittlungsinstanz ist der Weg des Jungen zur Beratungsstelle weit.*

Wenn es einen hohen Wert für die Jungen hat, selbst klarzukommen, sich selbst helfen zu können usw., dann muss sich Beratung auch anders präsentieren: ganz deutlich als Hilfe zur Selbsthilfe, in gewissem Sinn unverbindlicher und einfacher. Sie darf das, was eines ihrer Ziele ist – nicht nur Problembewusstsein, sondern auch Problemmunikation –, bei Jungen nicht bedingungslos voraussetzen. Das bedeutet, nicht bei möglicher Inkompetenz anzusetzen, sondern Jungen zu stärken in der Kompetenz, selbst Kontakt aufzunehmen, Hilfe zu organisieren oder sogar eine Beratungsstelle aufzusuchen, Informationen breit zu streuen und dabei auf die gegenseitige Unterstützung und das Informationsnetz der Jungen zu setzen. Es muss gleichsam mehr „Grauzonen“ in der Beratung geben, die in einem „dreidimensionalen“ Ansatz – auch als mögliche Entwicklungslinien bestehender Beratungsangebote – gebündelt werden:

- Stärkung der Alltagsberatung und der Vermittlungskompetenz von Schlüsselpersonen (Verkürzung der Wege);
- Feldansatz: attraktive aktionsbezogene Projekte (nicht nur) mit Event-Charakter und Fun-Chancen (Ausstrahlungseffekte unter Jungen);
- öffentliche Markierung von Beratung, auch über jungenspezifische Institutionen (Normalisierung von Beratung).

Vor dem Hintergrund der Gleichaltrigendynamik und der kompetenten Selbstpräsentation erscheint ein jungenbezogener Ansatz der Peer-Education aufgrund der Vermittlungsproblematik zwischen Jungen schwierig. Dagegen lassen sich – wie die Jungen selbst angemerkt haben – Informationen von Erwachsenen an Jungen vielleicht einfacher vermitteln, wenn die Verantwortungsebene („was tust du, wenn dich einer fragt“) angesprochen wird. Das erlaubt den Jungen, ihren „Expertenstatus“ aufrechtzuerhalten, und führt im Rahmen des Feldansatzes zu einer weiteren informellen Streuung.







# 4

## **RÜCKBLICK UND PERSPEKTIVEN**

## 4.1 ABGLEICH: ERSTE UND ZWEITE INTERVIEWREIHE

*Zur Perspektive der  
Experten, Expertinnen  
und Schlüsselpersonen*

In der „Außensicht“ der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen bildete sich insbesondere eine verdichtete Wahrnehmung der Problemseiten des Jungeseins ab. Die problematisierende Perspektive von außen hängt vor allem damit zusammen, dass die Professionalität der Befragten in ihren jeweiligen institutionellen Zusammenhängen über diese Probleme definiert wird oder dass sie sich selbst so definieren: Medizin über Krankheit, Schule über Bildungsdefizite, Jugendarbeit über die Zielgruppendefinition (Benachteiligung, Marginalisierung), Sexualaufklärung über Defizite in diesem Bereich usw. Lediglich im Kleinkindbereich liegt die generelle Defizitorientierung nicht so offen, im Hinblick auf Jungen scheint sie dennoch wirksam zu sein. Die Wahrnehmung von Schwierigkeiten hängt also maßgeblich mit der Selbstdefinition der Professionellen in diesen Bereichen zusammen, letztlich sicher auch mit der Legitimation ihrer beruflichen Tätigkeit. Dafür spricht auch die eigene professionelle Selbstdarstellung als „bruchlos“ kompetent und die Delegation der Probleme an die Jungen.

*„Störfaktoren“ der  
Experten- und  
Expertinnensicht*

Die institutionelle Segmentierung trägt bei zu einer auf die „Problemträger“ im jeweiligen Segment eingeschränkten Wahrnehmung der Jungen. Darüber hinaus spielt – wie beide Untersuchungsfelder belegen – auch für die Erwachsenen das Generationenverhältnis eine gewichtige Rolle; hierbei dient der Diskurs über Junge- und Mannsein oder Männlichkeit als Medium des Generationenkonflikts. Bewältigungsstärken und gelingende Seiten sind in dieser Perspektive davon bedroht, sich aufzulösen. Dies alles – institutionelle Sicht, berufliche Legitimation, Generationenverhältnis – sind für den Blick auf die Jungen gewissermaßen Störfelder in der Außensicht, die relativierend berücksichtigt werden müssen. Dennoch ist diese Perspektive wichtig, um die Problemlagen zu fixieren, Bewältigungsbrüche der Jungen wahrnehmen zu können und beides nicht aus dem Blick zu verlieren.

*Zur Perspektive  
der Jungen und  
jungen Männer*

In der „Innensicht“ der Jungen und männlichen Jugendlichen selbst dominiert die Bewältigungsperspektive. Im Vordergrund steht eher die Darstellung der eigenen Kompetenz, das eigene Informiertsein, auch die „autonome“ oder subjektive Binnen-Interaktion (mit sich selbst) und Interaktionen unter Gleichaltrigen. Die Jungen selbst sehen sich natürlich nicht institutionell segmentiert, sondern erleben sich als kohärent. In dieser Perspektive droht das Problematische

zu verschwinden, vor allem weil es hinter hohen Bewältigungsansprüchen und ebenso dichten Moralnebeln verdeckt bleibt.

Bei der Innen- und Außensicht handelt es sich weitgehend um „parallele“ Sichtweisen. Das bedeutet, dass es nicht darum geht zu entscheiden, wer „recht hat“ und wer „falsch liegt“. Es ist vielmehr notwendig, beide Perspektiven wahrzunehmen und aufeinander zu beziehen, weil gerade in diesem Spannungsverhältnis Sexualpädagogik stattfindet – und weil Sexualpädagogik auch damit beschäftigt ist, beides zu vermitteln.

*Aufgabe der  
Sexualpädagogik:  
Integration von  
Innen- und  
Außensicht*

Bei dieser Vorgehensweise einer gewissermaßen „doppelten Interpretation“ stellt sich fast selbstverständlich die Frage nach der Reichweite der Untersuchung. Zunächst muss damit gelebt werden, dass sich die Jungen- und die Schlüsselpersonensicht nicht definitiv aufeinander beziehen lassen. Es bestehen deutliche Diskrepanzen: zwischen der Problemsicht von Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen, die sich zum Teil ja tatsächlich aus dem Kontakt zu überdurchschnittlich problembelasteten Jungen speist (z.B. in der Beratung), ihrer Selbstdarstellung und Pathologisierungstendenz; und der Bewältigungsseite der Jungen, ihrer oft souveränen Präsentation von Kompetenz. Diese Diskrepanz lässt sich nicht einfach als Wahrheitsfrage („Wer hat jetzt recht?“) nach einer Seite auflösen.

*Reichweite der  
Untersuchung*

Das interpretative Verfahren und der wechselseitige Bezug zeigten sich aber als sehr fruchtbar, um auf beiden Seiten „blinde Flecken“ herauszuarbeiten: Das sind professionelle Pathologisierungstendenzen und Wahrnehmungsdeformationen („die Jungen“) ebenso wie die Brüche, mit denen in einer „durchschnittlichen“ Jungenbiografie jenseits aller Aneignungs- und Bewältigungskompetenz zu rechnen ist. Beides produziert – in der Betonung der eigenen Kompetenz und mit der Fähigkeit, der Notwendigkeit, vielleicht auch mit dem Zwang zur Selbstdarstellung – einen „liebenswürdigen Schein“: Die geschickte Selbstdarstellung und die Inszenierung seiner Selbst lassen auf beiden Seiten die dramatischen Zuspitzungen (Abstürze, Zweifel, Scheitern, Verzweiflung usw.) weit zurücktreten. Und es bleibt ein im Alltag schwer zu durchdringender Filz der Normalisierung.

*Stärke der Methode:  
wechselseitiger Bezug  
durch polarisierte  
Datenlage*

Mit unserer Vorgehensweise des qualitativen Interviews, das den Jungen in erster Linie Gelegenheit zur Selbstthematisierung geben sollte, wurden die Bruchstellen zwar wahrnehmbar. Von dem Dahinterliegenden blieb jedoch möglicherweise einiges weitgehend verborgen: Sehnsüchte, Ambivalenzen, Verzweiflung ebenso wie ganz problematisches Bewältigungsverhalten. Dies lag zum einen am Experten-

*Unwägbarkeiten des  
Forschungsansatzes*

status, den wir den Jungen zuerkannten, zum anderen erlaubte die Beziehungsebene im Interview nur einen bestimmten Grad der Intimität und des Nachfragens, ohne beschämend zu wirken; schließlich wird die Dramatik solcher Entwicklungsprobleme in ihrer Bedeutung oft erst retrospektiv greifbar und artikulierbar. Im Rückblick jedoch zeigt sich manches verzerrt, oft auch von aktuellen Themen inspiriert und überlagert, so dass retrospektive Aussagen nur bedingt Auskunft über die „damalige Wirklichkeit“ geben könnten<sup>83</sup>. Aktuell dominiert bei den Jungen in der Regel die Perspektive auf das Bewältigungsverhalten.

Diese Spannung besteht und ist kaum durch pädagogische Tricks aufzulösen. Für die Erwachsenen in sexualaufklärungsrelevanten Bereichen bedeutet dies, diese Phänomene zu kennen und im Kontakt mit Jungen zu berücksichtigen, ohne auf eine Veröffentlichung im laufenden Prozess zu insistieren. Der größere Teil der „Verantwortung“ für die Entwicklung der eigenen Person und für die Bewältigung von Problemen und Krisen muss letztlich bei den Jungen bleiben.

## 4.1.1 ÜBEREINSTIMMUNGEN

Vergleichen wir nun abschließend die erste und die zweite Interviewreihe, dann fallen zunächst verblüffende Übereinstimmungen auf. Diese Übereinstimmungen belegen, dass die Jungen durchaus in Kontakt mit der älteren Generation sind, dass sie sich die Bewältigungsformen der Erwachsenen (und dabei wohl besonders die der Männer) aneignen und deren Moralangebote aufgreifen. Diese Verbindung zwischen den Generationen ist jedoch nur virtuell (d.h. nicht kommunikativ) und überdies gleichzeitig stark gebrochen durch wechselseitige Problemzuschreibungen.

### EIGENES, SELBSTDARSTELLUNG UND GENERATIONEN-VERHÄLTNISSE

*Ziel aller Befragten:  
sich keine Blöße geben*

Die Schlüsselpersonen legen wie die Jungen großen Wert auf die Selbstdarstellung als kompetent und bewältigungsstark. Die erwachsenen Männer aus der Schlüsselpersonenstudie versuchen, sich weder eine persönliche noch eine fachliche Blöße zu geben oder diese zu zeigen. Offene Fragen und Probleme in ihrer Arbeit mit Jungen kön-

<sup>83</sup> vgl. dazu auch BARDELEBEN u.a. (1995), S. 48

nen sie nur dann benennen, wenn sie bereits eine Lösung parat haben, die Schwierigkeiten bewältigt sind, oder sie gehen zur Problematisierung der Jungen über. Die Jungen legen besonderen Wert darauf, sich als kompetent und informiert zu präsentieren und ihre offenen Optionen nur versteckt zu markieren. Auch sie sehen Probleme insbesondere dann, wenn sie retrospektiv als bewältigt betrachtet werden können, oder berichten, dass andere Jungen diese Probleme haben. Beide Gruppen der Befragten nehmen die Bedeutung des „Eigenen“ wahr. Die Jungen betonen die Wichtigkeit der Authentizität, die vor geschlechtsbezogenen Stereotypen liegt. Die befragten Schlüsselpersonen, Expertinnen und Experten unterstreichen das enorme Defizit, das in sämtlichen sexualaufklärungsrelevanten Bereichen in Bezug auf das „Eigene“ der Jungen besteht: auf den eigenen Körper und eigene Körpererfahrungen, eigene Erlebnisse, auch eigene Einschätzungen. Allerdings fühlen sich die befragten Erwachsenen nicht verpflichtet, aufgrund ihrer Diagnose in diesen Lücken aktiv zu werden, die sich bei den Jungen auch als Sehnsucht nach Anerkennung zeigen. Beide Perspektiven weisen damit zurück auf Erkenntnisse, die in der aktuellen Jugendforschung durchgängig akzentuiert werden. Das Primat der Authentizität und die Betonung der Wichtigkeit des „Eigenen“ für die Jungen in der Außensicht sind Folgen verschärfter Individualisierung und damit des generellen Strukturwandels der Gesellschaft<sup>84</sup>.

*Tendenzen:  
Das „Eigene“ und  
„Authentizität“  
gewinnen infolge von  
Individualisierungs-  
prozessen an  
Bedeutung.*

Geschlechtsbezogen sind die befragten erwachsenen Männer und die Jungen wenig miteinander identifiziert. Vielmehr schreiben sie sich wechselseitig jeweils negative Eigenschaften zu. Hier scheint also zwischen Männern und Jungen ein Generationenbruch vorzuliegen, der keineswegs durch die geschlechtliche Gemeinsamkeit (etwa in der Option auf den Männerbund oder im gemeinsamen Profit einer „patriarchalen Dividende“) überbrückt wird. Aus der Sicht der Erwachsenen gehört zur Problemzuschreibung auf die Jungen hin ganz zentral eine Wahrnehmung von Widersprüchlichkeiten. Widersprüche in Einstellungen oder im Verhalten bewerten sie als Indikator für Schwierigkeiten. Die Jungen dagegen schätzen sich ganz anders ein. Ihre Fähigkeit liegt eher darin, Widersprüche und Spannungen zu vermitteln, etwa sich als kompetent zu präsentieren und gleichzeitig Optionen für Kompetenzzuwachs und das Signalisieren möglicher Inkompetenzbereiche offenzuhalten.

*Urteile: „Jungen  
kommunizieren  
nicht, sind schlecht  
informiert und  
verhalten sich  
negativ“ versus  
„Erwachsene klären  
uns schlecht auf,  
stammen moralisch  
aus den 50er-Jahren,  
was sie vermitteln,  
taugt nichts, mit  
ihnen können wir  
nicht reden“.*

In der Art, wie die Generationenverhältnisse über die Themen Sexualität bzw. Sexualaufklärung verhandelt werden, können wir einen

<sup>84</sup> vgl. Jugendwerk 1997; HEINZ/HÜBNER-FUNK 1997

*Generationsprobleme:  
Den „Schwarzen Peter“  
haben immer die  
anderen.*

wichtigen Anschluss zur „allgemeinen“ Jugendforschung finden. Die letzte Shell-Studie hat darauf hingewiesen, dass der „erlebte Gegensatz der Generationen“ nicht ein individueller Konflikt, sondern „eine Dimension der Lebenslage und gesellschaftlichen Position Jugendlicher (ist), die im Widerspruch steht zu der symbolischen Sinnstruktur der Jugendphase“<sup>85</sup>. Dies bestätigt sich in unserer Untersuchung und verweist an zwei Stellen darüber hinaus: Zum einen zeigen sich Generationskonflikte latent, sie tauchen situativ auf<sup>86</sup> und werden verhandelt, ohne dass sie offizielles Thema sind: in unserem Fall z.B. in der Verhandlung des Geschlechterthemas, im Umgang mit dem Thema Jungesein und Männlichkeit. Zum anderen hat der Generationskonflikt ganz eindeutig ein verdecktes zweites Gesicht, nämlich das der Erwachsenen. Sie mischen auf ihre Weise ebenso diffus im Verhandeln des Generationenkonflikts mit, z.B. über Abwertung und das Ausagieren ihrer ungeklärten Emotionen (Neid, Angst). Hier spiegelt sich auch im thematischen Mikrokosmos eines der Hauptthemen der Shell-Studie wider: Nicht (nur) bei den Jugendlichen liegt das Problem der Sexualaufklärung, sondern ganz sicher auch bei den Erwachsenen und bei den Institutionen, die dafür verantwortlich sind. Die Jugendlichen schlagen gewissermaßen zurück, indem sie den Erwachsenen den Schwarzen Peter zurückgeben. Ob die Erwachsenen hier die Problemsichtkompetenz der Jungen annehmen kann, scheint auch künftig fraglich.

*Veränderung  
bestehender Zustände:  
Weder die Jungen  
noch die Erwachsenen  
fühlen sich zuständig.*

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den Jungen und den Schlüsselpersonen besteht in dem Eindruck der „Nichtzuständigkeit“ für eine Veränderung bestehender Zustände. So können die Erwachsenen teilweise sehr detailliert die Defizitbereiche benennen. Diese Diagnose geschieht aber völlig abgekoppelt von der Idee, dass der jeweilige Tätigkeitsbereich etwas mit der Behebung solcher Defizite zu tun haben könnte. Weil die Jungen sich selbst viel weniger als problembeladen sehen, wird von ihnen die Notwendigkeit einer Veränderung zwar ebenso selten gesehen; dort, wo die Jungen Schwierigkeiten wahrnehmen – etwa wenn sie mit der ihnen gebotenen Sexualaufklärung unzufrieden sind oder wenn „immer die anderen“ kichern –, wird auch nicht von regulierenden Eingriffen vonseiten der Jungen berichtet (dass sie sich z.B. darum kümmern, dass das Angebot sich verändert). Jungen überlassen dies den anderen, vor allem den Erwachsenen. Sie sind aufgrund ihres Jugendstatus auch weniger zuständig und verantwortlich für eine Veränderung als die Erwachsenen wegen ihres professionellen Status.

<sup>85</sup> FISCHER/MÜNCHMEIER (1997), S. 18

<sup>86</sup> vgl. BÖHNISCH (1992), S. 171



## MORALFRAGEN

Die Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen sind mehr oder weniger stark mit latenter Moral beschäftigt. Dies gilt sowohl in Bezug auf die eigenen Einstellungen und das eigene Handeln als auch in der Zuschreibung auf die jeweils andere Gruppe. Bei den Erwachsenen schimmert immer wieder der moralische Anspruch durch, das ganze Thema Sexualität, Körper, Sexuaufklärung dürfe doch heute gar kein Problem mehr sein, es dürfe weder Tabus noch Kommunikationsgrenzen geben. Und sie überfrachten die Jungen mit moralischen Zielsetzungen aus Erwachsenendiskursen über problematische erwachsen-männliche Verhaltensweisen (Missbrauch, Vergewaltigung) und die Gefährlichkeit von Sexualität (Verhütung, Aids usw.). Die Jungen übernehmen aus dem gesellschaftlichen Diskurs und aus der Thematisierung der Erwachsenen die „neue“ Körper- und Sexualmoral. Gleichzeitig definieren sie die ältere Generation als problembeladen, z.B. weil die heutigen Erwachsenen sexualtabuisiert aufgewachsen seien und deshalb heute selbst Schwierigkeiten hätten. Hier haben sich insgesamt gesehen Wirksamkeit und Wahrnehmung von Moral verschoben: während frühere Jugendgenerationen noch mit den direkten Auswirkungen der Erwachsenenmoral zu kämpfen hatten, bleibt sie heute stärker bei den Erwachsenen selbst verortet.

In der moralischen Dimension liegt dennoch etwas sehr Verbindendes zwischen der Jungen- und der Erwachsenengeneration – wenn auch verdeckt. Diese Seite des Themas fehlt in der Sicht der Erwachsenen. Sie nehmen die übernommene Moral der Jungen fast überhaupt nicht wahr (vorsichtig sein, aufpassen, immer verhüten, keinen Druck auf Mädchen ausüben, Sex hängt wesentlich mit Beziehung und Liebe zusammen usw.). Andererseits gibt es bei den Erwachsenen immer noch die Vision einer absoluten sexuellen Befreiung künftiger Generationen. Durch die Latenz der Moralvermittlung nehmen aber auch die Jungen kaum wahr, was ihnen alles an Moral zugemutet wird.

Die Auswirkung der Moral von Erwachsenen betrifft die Jungen eher diffus und subtil. Sie ist damit wahrscheinlich nicht weniger wirksam, aber es ist für die Jungen viel schwieriger, damit umzugehen. Dabei entsteht der Eindruck, dass im Alltag die Moral handlungsleitend weitgehend funktioniert und das Jungenverhalten dementsprechend als gelingend wahrgenommen werden kann. In spezifischen Krisensituationen aber, etwa wenn die Faktoren Verunsicherung, Abwertung und Scham situativ zusammenwirken, scheint problematisches Verhalten bei Jungen bis hin zur Gewalt wahrscheinlicher, wenn

*Überforderung:  
Die moralische  
Anspruchshaltung  
von Erwachsenen  
greift nicht.*

*Moral  
als verdeckte  
Generationen-  
verbindung*

4

nicht mehr balanciert und vermittelt werden kann, sondern gewissermaßen ein „brutaler Schlag“ die ganze akkumulierte Moral außer Kraft setzt.

## 4.1.2 DIFFERENZEN

Die am deutlichsten sichtbare Diskrepanz zwischen den Jungen und den Erwachsenen besteht in der unterschiedlichen Einschätzung des kommunikativen Bereichs. Während die Schlüsselpersonen, Expertinnen und Experten die Kommunikationsräume der Jungen kaum wahrnehmen und ihnen tendenziell Kommunikationsfähigkeit absprechen, betonen die Jungen in den Interviews, dass sie über kommunikative Kompetenzen verfügen und auch ausreichend kommunizieren.

*Jungensicht:  
Vertrauen in  
kommunikative Netze*

In der Durchführung der Interviews konnten wir auch feststellen, dass eine Kommunikation der Jungen untereinander bzw. mit den Erwachsenen über die Bereiche Körperlichkeit, Sexualität und Sexuaufklärung und Gesundheit durchaus möglich ist. Dabei gab es bisweilen schwierige Bereiche, die peinlich oder schambesetzt waren; und kommunikative Kompetenzen sind selbstverständlich unterschiedlich ausgebildet. Insgesamt können die Interviews jedoch durchaus als Beleg für die Kommunikationsfähigkeiten der Jungen gelten. Als tendenziell problematisch erscheint uns dabei vor allem der Umstand, dass die Jungen mit Qualität und Umfang der Kommunikation völlig zufrieden und zudem fest davon überzeugt sind, dass ihre kommunikativen Netze auch in Krisen Halt bieten. Dies wird jedoch tatsächlich erst in Krisen nachprüfbar und erfahrbar. So kann es eine Krise maßgeblich verschärfen, wenn sich herausstellen sollte, dass die Erwartung tragfähiger kommunikativer Netze sich nicht erfüllt. Unter den Folgen einer Überschätzung von Beziehungen als absolut krisensicher leiden vermutlich eher „ressourcenärmere“ und marginalisierte Jungen mit geringerer sozialer „Vernetzungskompetenz“. In unserer Untersuchung wurden mehrere Ursachen für die diskrepante Wahrnehmung der Jungen durch die Erwachsenen erkennbar, die zu einem großen Teil mit der institutionell-professionellen Perspektive der befragten Schlüsselpersonen, Expertinnen und Experten zusammenhängen<sup>87</sup>. Ein Teil der Erwachsenen verfährt wohl bei der Beschreibung von Jungen nach dem Umkehrschluss aus der profes-

<sup>87</sup> D.h. wir sind davon überzeugt, dass eine Befragung von Eltern hier völlig andere Ergebnisse erbracht hätte. Dies legt auch die Fallstudie „Kai“ nahe, die u.a. auf einem Elterngespräch basiert.

sionellen Defizitorientierung heraus, die eine Intervention nur bei Problemen legitimiert. Dann wird erwartet, dass die Jungen problematisch „sind“, sich selbst so definieren und sich überdies ständig über ihre Probleme austauschen. Ebenfalls aus der professionellen Perspektive heraus sind die Probleme der Jungen – im Bildungs- und sozialpädagogischen Bereich – die hauptsächliche Legitimation der eigenen Tätigkeit. Wenn den Jungen ihre Lebensbewältigung nicht gelingt, brauchen sie den Pädagogen bzw. die Pädagogin. Als Schlüsselkriterium gilt dabei offensichtlich, ob die Jungen – ausreichend qualifiziert – kommunizieren können oder nicht.

*Erwachsenensicht:  
Gründe für die  
diskrepante  
Wahrnehmung  
der Jungen*

Ein weiterer Faktor in diesem Zusammenhang könnte eine (unzulässige) Übertragung aus der Arbeit mit marginalisierten und ressourcenarmen Jungen und deren restringierte Bewältigungsformen auf durchschnittliche bzw. privilegierte Jungen sein. Es wird also zu wenig danach gefragt, was bei denjenigen gelingt, die nicht im Arbeitsfeld der Sozialarbeit oder Sozialpädagogik auftauchen (aber auch nicht, was sie möglicherweise dennoch brauchen). Darüber hinaus wird das Generationenverhältnis als Abgrenzung und Abwertung wirksam, und auch männlichkeitsbezogene Wahrnehmungsfilter dürften eine Rolle spielen.

Zudem wird in den Aussagen vieler Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen in der Abwertung kommunikativer Kompetenzen der Jungen, aber auch in der Fehleinschätzung ihrer Fähigkeiten, ihrer kommunikativen Netze usw. das Gefühl einer Enttäuschung und der Abwertung der eigenen Arbeit durch die Jungen spürbar. Die Erwachsenen wirken nicht selten enttäuscht darüber, dass die Jungen ihr großzügiges Angebot nicht annehmen, vielleicht besser: dass sie es nicht „passend“ annehmen können, weil sie sich nicht erwartungsgemäß artikulieren. Das Angebot der Erwachsenen lautet: „Wenn ihr Probleme und Fragen habt, dann kommt.“ Wenn die Jungen dann nicht kommen, sondern sich lieber bei Gleichaltrigen oder in den Medien erkundigen, macht sich Enttäuschung breit. Diese potentiellen Konkurrenten werden äußerst kritisch gesehen. Naheliegend wäre zwar auch ein Überdenken des Angebots oder der Strategie der Offerte. Eine kritische Reflexion darüber ist uns jedoch nicht begegnet.

*Erwachsenen-  
frustration:  
abgelehnte Angebote*

Auf der anderen Seite muss den Erwachsenen zugutegehalten werden, dass sie die Jungen schließlich nur so wahrnehmen können, wie diese sich präsentieren<sup>88</sup>. Die Jungen verhalten sich in ihrem

<sup>88</sup> Wobei wir es als professionelle Kompetenz werten würden, darüber hinaus auch dasjenige wahrnehmen zu können, was sich hinter der Präsentation verbirgt.

Generationenverhältnis, und sie handeln adäquat zu ihren Generationskonflikten. Ein professioneller Anspruch, hier zu abstrahieren und sich zwar im Konfliktbereich zu positionieren, sich aber gleichzeitig unter Wahrung der professionellen Distanz über den Konflikt zu stellen, wird in der Praxis offenbar nicht erfüllt, vermutlich auch deshalb, weil dieses Thema bislang nicht offen diskutiert wird. Teilweise scheint es, als ob die eigene Berufsauffassung („ich bin doch für die Jungen da“) eine Wahrnehmung dieser Konfliktlinie verhindert. Im Gegenteil grenzen sich die Erwachsenen ab, sie werten die Jungen ab, oder aber sie (bzw. manche Sozialpädagogen) geraten in eine Überidentifikation mit der Klientel (Idealisierung der Klienten oder der eigenen Arbeit). Für beide Seiten ist dieses Dilemma in gewisser Weise aber auch funktional: Der Status quo bleibt erhalten, Veränderungen können ausbleiben.

## SEXUALAUFLÄRUNG UND KÖRPER

*Erwachsene delegieren  
die Zuständigkeit,  
Jungen eignen sich  
Wissen aktiv an.*

Im Bereich der Sexualaufklärung benennen die Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen eine ganze Palette von Defiziten hinsichtlich der Inhalte oder der Vorgehensweise. Diese Defizite werden zwar auch den Jungen zugeschrieben, z.B. als fehlende Kompetenzen, vor allem aber als Resultat fehlender, falsch akzentuierter Sexualaufklärung oder als Versagen anderer Institutionen mit der Folge mangelhafter Verfügbarkeit entsprechender Ressourcen gesehen. Nach dieser Sichtweise stellt sich die Sexualaufklärung beinahe schon dramatisch schlecht dar. Die Erwachsenen denken dabei institutionell und verschieben die Zuständigkeiten auf jeweils andere Institutionen. Dagegen delegieren die Jungen nicht, sondern fragen und bewerten eher danach, wo sie etwas bekommen und wo nicht, wo sie auf Resonanz stoßen, wo ihnen etwas geboten wird oder wo Anlässe (für Kommunikation, für Aneignung) produziert werden.

*Fakt:  
Jungen sind besser  
aufgeklärt, als die  
Erwachsenen meinen*

Fast alle Jungen fühlen und bezeichnen sich als „gut aufgeklärt“ (mit dem relativierenden Zusatz „eigentlich“, „im Prinzip“, „relativ“ usw.). Es ist wichtig, dass es sich dabei nicht nur um ihre Darstellung als kompetent, sondern auch um ihre Selbsteinschätzung und ihr Gefühl zu sich selbst handelt. Nach unseren Interviews zu urteilen – die wir nicht als Prüfung verstanden haben – stimmt diese Selbsteinschätzung weitgehend: Die Jungen sind tatsächlich im Prinzip relativ gut aufgeklärt. Die vielfältigen Bemühungen im Bereich der Sexualaufklärung zeigen hier positive Wirkungen. Die Aussagen der Jungen sind – trotz kritischen Untertons – auch ein Beleg dafür, dass die begonnenen Anstrengungen unbedingt weitergeführt werden

müssen. Allerdings sollten sie auch qualifiziert werden: Die Beurteilung der Jungen über die Qualität der Sexualaufklärung deckt sich nämlich oft mit der Sicht der befragten Erwachsenen. Insofern liegen hier zum einen auch Anschlussbereiche zu gemeinsamen Qualifizierungsbemühungen. Zum anderen wird es dabei jedoch auch auf einen Wechsel des Blickwinkels ankommen: weg von der defizit-orientierten Problemperspektive und hin zu einer aneignungsbe- zogenen Kompetenzsichtweise.

Ihrem Körper widmen die meisten Jungen eine hohe Aufmerksam- keit. Sie spüren und wissen im Allgemeinen, was ihnen guttut und was für ihren Körper gesund ist. Sie haben und erfüllen entsprechende Körpernormen (nicht zu viel Bauch, nicht zu viele Muskeln). Auch wenn sie sich in Abweichung von der Körpermoral verhalten, so leben sie doch gesünder, körperbewusster und körperlicher als viele Erwach- sene. Sie müssen sich schon allein deshalb mehr über den Körper ausdrücken, weil er – neben der Sprache – die wesentliche Ressource der Selbstdarstellung ist, solange ihnen andere – z.B. teurere – Sym- bolebenen der Erwachsenen verwehrt sind. Dass dies ganz besonders für solche Jungen gilt, die mit wenigen Ressourcen ausgestattet auf- wachsen müssen, ist einleuchtend: besonders ökonomische Armut wirft gewissermaßen auf den Körper zurück, kann die symbolische Bedeutung des (männlichen) Körpers extrem erhöhen. In den Inter- views selbst waren Körperbezüge insofern häufig wahrnehmbar, als viele Jungen eine hohe Reflexionsfähigkeit über körperbezogene The- men aufwiesen. Auch in Bezug auf ihren Körper gilt die Richtschnur, sich als möglichst kompetent oder als möglichst gesund zu präsen- tieren und dabei Optionen offenzuhalten.

In krassem Gegensatz dazu steht die Einschätzung der Expertinnen, Experten und Schlüsselpersonen. Bereits bei der Auswertung der ersten Interviewreihe fiel auf, dass der Körper der Jungen in den Ant- worten der Erwachsenen in seltsamer Weise entglitten, verschwun- den ist. Angesichts der Bedeutung des Körpers für die Jungen ist dies besonders bemerkenswert. Hinter diesem „Wegrücken“ des Jun- genkörpers vermuten wir Neid auf die offenen körperlichen Optio- nen der Jungen, vielleicht auch auf ihre Präsentationsstärke oder ihre Jugendlichkeit; auch Ängste vor der körperlichen Entwicklungsd- ynamik oder vor der wachsenden Konkurrenz mögen eine Rolle spie- len. Vor allem aber ist ein wichtiger Grund für die Negation des Jun- genkörpers darin zu sehen, dass die Erwachsenen im Kontrast zu den Jungenkörpern das eigene Altern vor Augen geführt bekommen: ihre Körpersorgen und -probleme, Gebrechlichkeiten, Krankheiten, letzt- lich ihr eigenes Sterben. Diese Interpretation wird auch dadurch

*Die Einhaltung von  
Körpernormen ist  
wichtige Ressource  
der jugendlichen  
Selbstdarstellung.*

*Jugendliche  
Körperpräsentation  
vergegenwärtigt  
Erwachsenen  
ihre eigene  
Vergänglichkeit.*

4

gestützt, dass die Jungen selbst bisweilen die Fantasie haben, dass sie das aktuelle Niveau ihres Körpers bis ins hohe Alter halten werden, ihre Spannkraft, ihre Fitness, ihre Gesundheit usw. bewahren können. Den Erwachsenen wird durch die Jungen gespiegelt, dass das Niveaualten illusorisch ist, genauso wie der soziale Anspruch altersübergreifender Jugendlichkeit („forever young“). Die Konfrontation mit den jugendlichen Körpern birgt für Erwachsene demnach die Gefahr, mit den unangenehmeren Seiten der Reproduktionsdimension in Kontakt zu kommen, mit Sterben und Tod als Perspektive von Körperlichkeit und Sexualität.

## **DAS „EIGENE“ UND DIE INDIVIDUALISIERUNG DES SCHEITERNS**

*Latenter Anspruch  
der Erwachsenen-  
generation:  
„Jeder ist seines  
sexuellen Glückes  
Schmied.“*

Die immer wieder vorkommende Betonung des „Eigenen“ und der individuellen Erfahrung sehen wir einerseits als einen Beleg für den eigenen Generationenbezug und die Freisetzung der Jugendphase. Andererseits verdeckt diese Betonung die gesellschaftliche Verlagerung der Verantwortung für die nachfolgenden Generationen auf diese selbst. Den Jugendlichen wird damit die Haftung für das Gelingen ihrer Sexualität übertragen. Damit wird aber auch das potentielle Scheitern individualisiert, das ja – wie auch unsere Untersuchung zeigt – nicht unabhängig ist von den äußeren Lebensbedingungen. Scheitern und Gelingen von Sexualität hängen auch ab von der Verfügbarkeit sozialer Ressourcen. Ob ein Junge nun in einem gut versorgten Mittelschichtsmilieu mit vielfältigen Anregungen aufwächst oder in Armut, in sozialem Elend einer alkoholabhängigen Familie, in einer Situation zunehmend schwindender Zukunfts-Chancen gerade für marginalisierte Gruppen – all dies scheint sich letztlich in der Verantwortung des einzelnen Jungen wiederzufinden. Auch die Risiken der Geschlechterverhältnisse und der Sexualität hat die Gesellschaft zunehmend auf die Jugendlichen übertragen.

*Gründe für eine  
Überforderung  
der Jungen*

Scheinbar liegt die Verantwortung für das Gelingen und Scheitern nunmehr beim Einzelnen und aufgrund der kulturell verankerten traditionellen Männlichkeitsbilder vielleicht nochmals verstärkt bei den Jungen. Damit steigt die Belastung der Sexualität bis hin zur Überforderung. Die Bereiche, in denen die Jungen nicht mit sich zufrieden sind, in denen sie versagen oder sich defizitär fühlen, die sie – warum auch immer – nicht „glatt“ bewältigen können, müssen deshalb notwendigerweise eher versteckt werden, weil sich die Jungen aufgrund ihres Versagens schämen (bzw. sich schämen müssten und dies vermeiden). In diesem selbstkonstruktivistischen Ansatz erhält

das Äußere keine Relevanz mehr (dies natürlich auch deshalb, weil die Gesellschaft sämtliche Risiken auf den Einzelnen abgetreten hat).

Für das Gelingen oder Misslingen von Sexualität kann heute niemand „anderes“ mehr verantwortlich gemacht werden. Damit zeigt sich in der Postmoderne die Aufklärungssituation völlig anders als noch bei der Elterngeneration der jetzt Jugendlichen: Sie konnten ihre verklemmten Eltern, die Erziehung, die Schule, die Kirche, den Staat verantwortlich machen und sich damit von eigenen Versagensgefühlen befreien. In der hyperliberalisierten Gesellschaft besteht diese Möglichkeit immer weniger. Reste davon laufen leicht ins Leere, weil es immer genügend Gegenbeispiele dafür gibt, dass diese Bereiche entweder keine Relevanz mehr haben oder gut funktionieren können. Die Gesellschaft und die Erwachsenen scheinen dabei aus der Verantwortung für ein gelingende(re)s Leben, eine „bessere“ Sexualität der Jüngeren entlassen. Für eine gerechtere Ressourcenverteilung ist in dieser Lage niemand verantwortlich zu machen – nicht institutionell und schon gar nicht persönlich. Wo die Kritik der Jugendlichen nicht mehr direkt konfrontativ vorgebracht werden kann, schwinden auch die Möglichkeiten für klare Forderungen und Aufträge, etwa an „die“ Gesellschaft, die Schulen oder Eltern. Diese diffuse Situation zu klären und zu bewältigen ist aber gerade Aufgabe der (öffentlichen) Sexualaufklärung in der Postmoderne.

Jede Weiterentwicklung des Sexuellen kann auch zu einer Erhöhung des Drucks auf den einzelnen Jungen führen. Diesen Aspekt gilt es in der Sexualaufklärung vermehrt zu berücksichtigen. Mit wachsendem Kompetenzdruck verschärfen sich – in Verbindung mit dem Aktivitätspostulat – eher die Leistungsaspekte der Sexualität. Je mehr Information, je mehr Beratung, je mehr Sexualaufklärung, desto mehr steigen die subtilen und latenten Erwartungen an Jungen, und in gleichem Maße scheint die entsprechende Moral diffuser zu werden: Sexualität optimal „managen“ zu können (insbesondere verbal), sich Sexualität optimal anzueignen, den/die Sexualpartner optimal zu „bedienen“, optimal für die eigene Lust zu sorgen usw.

Darüber hinaus kann erwartet werden, dass Präventionsbemühungen im Bereich von Sexualität immer auch Widerstände gegen eine subtile Kontrolle hervorrufen. Dies bedeutet, dass im Zusammenhang mit Prävention viel stärker Aspekte wie Kontrolle, Leistung, Kompetenzzwänge, Moral usw. beachtet werden müssen; dies gilt insbesondere für die Weiterentwicklung von Präventionsstrategien im Sinne einer „Präventionsfolgenabschätzung“.

*Entwicklungen:  
Die postmoderne  
Gesellschaft stiehlt  
sich aus der  
Verantwortung.*

*Folgen:  
Kompetent-sein-  
Müssen, Ein-guter-  
Liebhaber-sein-  
Müssen, Informiert-  
sein-Müssen usw.  
als subtiler  
Leistungsdruck*

4



*Aufklärung:  
Strategien, die  
entwickelt werden  
müssen*

Das Sexualaufklärungs- und Präventionsverständnis müsste aber auch insgesamt deutlich ausgeweitet werden auf Fragestellungen von Ressourcen, sozialen Strukturen, Verantwortung sozialer Systeme usw. Bislang zielt Prävention überwiegend nur auf die eher individuellen Dimensionen und lässt insbesondere diejenigen außer Acht, die präventiv tätig sein sollen. Unsere Studie hat nun gezeigt, dass gerade dieser Aspekt im Zusammenhang mit den Generationenverhältnissen eine tragende Bedeutung hat und mehr Beachtung verdient.

Wegen der Problemzentrierung der Professionellen wird – gewissermaßen als Gegengewicht – eine dezidierte Perspektive des „gelingenden Junge- bzw. Mannseins“ benötigt. In unserem Modell einer „balancierten“ Männlichkeit (s.u.) sehen wir Ansatzpunkte dafür, die für unterschiedliche Bereiche der Sexualaufklärung fruchtbar gemacht werden können. Hieraus könnte sich auch ein alternatives Repertoire von Handlungsoptionen speisen, das für Jungen insbesondere in Phasen der Statusunsicherheit notwendig wäre. Die Diskrepanz zwischen den Bildern der Erwachsenen und den Selbstbildern der Jungen macht es dringend notwendig, die Erwachsenen als Teil der Lebenswirklichkeit von Jungen zu thematisieren (also nicht nur die Jungen „gesundheitsfördern“ zu wollen). So gesehen beginnt sinnvolle Jungengesundheitsförderung zunächst bei der Qualifikation von Schlüsselpersonen und Multiplikatoren.

## 4.2 PERSPEKTIVEN

Es war nicht das Ziel dieser explorativen Studie, konzeptionelle Umsetzungsvorschläge zu erarbeiten, sondern einen Schritt weiter vorne zu beginnen und Grundlagen für die Praxis zu erschließen. Dabei hat sich eine ganze Reihe von Perspektiven ergeben, die im Hinblick auf die unterschiedlichen Zielgruppen, Ansätze, Mitarbeitenden oder Institutionen interpretiert und umgesetzt werden können. Solche Ideen für Prävention oder für die Sexualaufklärung wurden bereits im Text in den jeweiligen Abschnitten formuliert.

An dieser Stelle wollen wir deshalb in einer akzentuierten Zusammenfassung einzelne Ergebnisse herausgreifen und perspektivisch öffnen (ohne die zuvor im Text bereits angedeuteten möglichen Konsequenzen zu relativieren).

- Die geschlechtsbezogene Perspektive trägt dazu bei, Sexualaufklärung, Beratung und Gesundheitsförderung zu qualifizieren. Der eigenständige Blick auf Jungen, männliche Jugendliche und Männer erschließt Sichtweisen, die oft hinter bloßen Erhaltenswahrnehmungen und -beschreibungen verborgen blieben. Solche Erkenntnisse verlangen eine Qualifizierung des Angebots: einerseits durch Differenzierung, andererseits durch Zusammenfassung bzw. den Blick „aufs Ganze“. Bislang gibt es aber keine „sexualpädagogische Option“ auf Jungen hin. Nach über zwanzig Jahren relativ etablierter Sexualpädagogik und breiteren Bemühungen der Sexualaufklärung in unterschiedlichen institutionellen Zusammenhängen sind Weiterentwicklungen und Korrekturen sicher historisch notwendig und konzeptionell sinnvoll.
- Im Hinblick auf Sexualaufklärung, Beratung oder „gesundes Leben“ wachsen Jungen in einer widersprüchlichen Atmosphäre auf. Sie erleben gleichzeitig hohe Männlichkeitsnormen, idealisierte Zuschreibungen, durchgängige und teils massive Abwertungen, Unverständnis für ihr Verhalten und Ängste davor, dass sie (später) ihre Männerrolle nicht erfüllen können. Das oft zerbrechlich wirkende Jungesein spiegelt auch die Widersprüchlichkeit von Zuschreibungen und Erwartungen an Jungen wider. Es ist unmöglich, dass Jungesein und Mannwerden in der Pubertät ungebrochen bleiben können: Jungen sind sich entwickelnde Menschen und dürfen nicht an Erwachsenenmaßstäben gemessen werden. Jungen und männliche Jugendliche bewältigen diese Spannungen und Widersprüche meistens erstaunlich gut. Viele von ihnen sind damit aber auch überfordert. Sexualaufklärung und -beratung, medizinische Betreuung und Gesundheitsförderung tragen zur Vermittlung von Widersprüchlichkeiten bei und haben teil an der Überforderung von Jungen. Sexualpädagogik und Gesundheitsförderung laufen Gefahr, durch überhöhte Ansprüche und Fehlerfeindlichkeit die Anforderungen an Jungen noch zu erhöhen. Deshalb ist es wichtig, Jungen in ihren kompetenten und bewältigenden Seiten wahrzunehmen und ernst zu nehmen.
- Viele der befragten Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen bemängeln das Fehlen des „Eigenen“ in Bezug auf Jungen und Männer (z. B. eine inhaltliche oder methodische Jungenorientierung; Sexualaufklärung über Themen, die Jungen interessieren; Information über den männlichen Körper). Ein starkes Bedürfnis von Jungen ist es, positive Resonanz auf ihre Lebenslagen, Selbstbezüge und Körperlichkeiten zu erhalten. Sie möchten die Erfahrung machen, dass ihnen (auch einmal) etwas „gelassen“ wird. Die

*Aufgabe der  
Sexualwissenschaft:  
Weiterentwicklung  
des geschlechts-  
spezifischen  
Ansatzes für Jungen*

*Maßstäbe:  
Jungen sind  
keine kleinen  
Erwachsenen*

*Primär-Ziel der  
Sexualaufklärung:  
Anerkennung  
von Jungen*

empathische Einschätzung der Erwachsenen führt jedoch nicht dazu, sich selbst verantwortlich dafür zu fühlen, dass die Jungen das bekommen, was sie brauchen. Von vielen erwachsenen (professionellen) Bezugspersonen werden die Jungen im Gegenteil abgewertet. Jungenspezifische Sexualaufklärung und Beratung hat deshalb die Aufgabe, sich um Anerkennung der Jungen zu bemühen: z.B. in der Resonanz auf das Eigene der Jungen, auf ihre Lebenslage oder auf ihre Bewältigungsleistungen.

*Vermittlungsmethoden:  
Kommunikation  
jenseits  
sprachlicher  
Mittel*

- Lebenslagen und Biografien der Jungen werden in der abwertenden Haltung der Erwachsenen wenig berücksichtigt. Im Vordergrund stehen hochangesetzte Zielvorstellungen: Besonders wichtig ist in Bezug auf Sexualität die Norm, „offen darüber reden zu können“. Geht es nach den Erwachsenenansprüchen, dann sollen Sexualität und Sexualaufklärung von den Jungen vor allem sprachlich bewältigt werden. Bei den Erwachsenen ist die Haltung verbreitet, dass es „eigentlich“ kein Problem (mehr) sein dürfte, über Sexualität zu kommunizieren – auch in heiklen persönlichen bzw. selbstbezogenen Bereichen. Schwierigkeiten in der sprachlichen Bewältigung oder die eigene Sprache der Jungen führen häufig zur Abwertung der Jungen. Ihre Kommunikationsfähigkeit wird tendenziell als gering eingeschätzt. Gleichzeitig finden sich unterschiedliche Belege dafür, dass in entsprechend gestalteten Situationen Kommunikation von Jungen sehr wohl gelingt. Die Sexualaufklärung sollte dies in mehrfacher Hinsicht berücksichtigen: Sie sollte jungenspezifische Methoden entwickeln und anwenden (z.B. über Medien), die jenseits von sprachlicher Bewältigung liegen; sie sollte akzeptieren, dass Nichtreden nicht nur Inkompetenz bedeutet, sondern gleichfalls Kommunikation ist (z.B. Strategie im Generationenkonflikt, Machtausübung der Ohnmächtigen).

*Kategorie „männlich“:  
auch Männer haben  
einen „Background“*

- In der Auswertung der Befragung von Schlüsselpersonen, Experten und Expertinnen sind zum Teil große Unterschiede und vielfältige Fragmentierungen aufgefallen. Dies gilt sowohl in der verdichteten Wahrnehmung der Jungen als auch bei den Befragten selbst. In den Fragmentierungen bildet sich eine Vielzahl kategorialer Bandbreiten ab. Dies macht es notwendig, die Einzelfälle (wieder) verstärkt in den Blick zu bekommen. Damit wird es fragwürdiger, ob und wie das (hier männliche) Geschlecht tatsächlich als Orientierungskategorie durchgängig tragfähige Bezugspunkte abgibt. Anders formuliert: Die Konzentration aufs Geschlecht verdrängt die Dimensionen Schicht, Bildung, Ressourcenarmut (soziale Verelendung, erlittene Macht, mangelhafte Zukunftsperspektiven) und Marginalisierung.

- Die Sexuaufklärung und -pädagogik vernachlässigte bislang den Aspekt der Aneignung von Sexualität und betonte den Vermittlungsaspekt (bis hin zur Fixierung darauf). Die Bedeutung der selbst organisierten Aneignung von Sexualität durch die Jungen kam in unseren Befragungen zum Ausdruck. Angesichts der gebrochenen und widersprüchlichen Lebenssituation in Bezug auf das Junge- und Mannsein scheint aktive Aneignung ein wichtiger Erfolg versprechender Weg zu sein, jugendliche Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Trotz ihrer hohen Bedeutung erhält die selbstaktive Aneignung von den Erwachsenen kein besonderes Gewicht, sondern wird eher als Risikoverhalten bezeichnet. Aneignung der Jugendlichen scheint die professionelle Legitimation zu bedrohen. Sexuaufklärung, Gesundheitsförderung und Beratung von Jungen sollte berücksichtigen, dass das Wesentliche von den Jungen selbst angeeignet wird und dass es sich bei Aufklärung oder Prävention lediglich um Angebote an die Jugendlichen handeln kann (Pädagogik also verstanden als Versuch, auf Lernprozesse Einfluss zu nehmen – die Lernprozesse werden von den Jungen selbst organisiert).

*Lernprozesse:  
Vermittlung ist  
gut, aktive  
(Eigen-) Aneignung  
ist besser.*

- Die Szenerie von Sexuaufklärung ist immer noch gefangen in der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit eher traditionellen alten Männlichkeitsideologien. Die unreflektierte Kritik an Ideologien der Männlichkeit in Zusammenhang mit der Gleichsetzung von Männlichkeit und Jungesein verdrängt konkrete Fragen nach dem „persönlichen“ Junge- oder Mannsein. Diese Sichtweise kann für Jungen und männliche Jugendliche nicht zur Erweiterung von Handlungsspielräumen und -möglichkeiten führen, sondern wirkt eher blockierend. Die mit Sexuaufklärung Befassten können auf diese Weise nur wenig an Perspektiven für ein „gelingendes“ Jungesein bieten. Diese Situation wird zur Belastung für die Sexuaufklärung: Die Zugänge zu Jungen und männlichen Jugendlichen wirken vor diesem Hintergrund oft schwierig oder verbaut. Sexuaufklärung und Gesundheitsförderung werden deshalb viel stärker das Gelingende in den Blick bekommen und begrifflich fassen müssen.

*Horizontenerweiterung:  
„gelingendes  
Jungesein“  
als neue Qualität*

- Durch die qualifizierte Perspektive auf Jungen und männliche Jugendliche entsteht ein ausgesprochen heterogenes Bild der Lebenswirklichkeit von Jungen. Zwischen den Eckpunkten „sehr gelingend“ und „hoch problematisch“ liegt bei den Einstellungen, Verhaltensweisen und Bewältigungsformen der Jungen ein Kontinuum, das unabhängig von Problematisierungstendenzen bei den Schlüsselpersonen im mittleren Bereich verdichtet ist. Jen-

*Qualifizierte  
Perspektive:  
die Vielschichtigkeit  
des Jungeseins*

4

seits der Geschlechtsgruppenzugehörigkeit erweist sich der Blick auf den Einzelfall als besonders ertragreich.

*Balanceakt:*

*„Alles verhandeln“*

*versus*

*„Sich-im-Griff-Haben“*

- Die Haftung für Gelingen oder Scheitern von Sexualität, Körperlichkeit und Gesundheit wird wegen der Individualisierungseffekte den Jungen selbst übertragen. Die Auswirkungen von Individualisierungsprozessen sind in den Gesprächen mit den Jungen ausgesprochen deutlich sichtbar geworden: Authentizitätsansprüche stehen weit über sozialen Bezügen, auch weit über solchen aufs eigene Geschlecht. Damit ergeben sich neue, vielfältigere Gestaltungsmöglichkeiten, die von den Jungen auch genutzt werden. Aspekte der Aneignung von Körperlichkeit, Gesundheit oder Sexualität erhalten einen höheren Stellenwert. Gleichzeitig wächst der Druck, sich quasi autonom zu veranstellen und ständig Authentizität zu produzieren. Zugänge zu Ressourcen, die dies ermöglichen, entscheiden über soziale Segregation und Marginalisierung. Als „Gegenspieler“ der Authentizität fand sich bei den Jungen eine stark durchscheinende Moral der Selbstkontrolle und der kommunikativen Absicherung. „Alles verhandeln“ oder „Sich-im-Griff-Haben“ und „Authentischsein“ widerspricht sich jedoch. Die Jungen sind deshalb darauf angewiesen, diesen Widerspruch zu bewältigen oder auszubalancieren.

*Fakt:*

*Die sexuelle*

*Revolution entlässt*

*ihre Kindeskinder.*

- Bei der Generation der befragten Jungen zeigt sich die Situation in sexualaufklärungsrelevanten Feldern völlig anders als bei ihren Elterngenerationen: Diese konnten konkrete Personen (Eltern, Lehrer, Pfarrer) oder „die Gesellschaft“ und ihre Institutionen (Staat, Kirche, Schule) für misslingende Körperlichkeit und vor allem Sexualität in die Verantwortung nehmen. Weil das Misslingende oder Defizitäre nun auf den einzelnen Jungen zurückzufallen droht, muss diese Seite eher verborgen werden: Es geht um die Selbstdarstellung als fit, gesund, sexuell kompetent, informiert.

*Standards:*

*Gelassenheit,*

*Normalität bei*

*Jungen, aber auch*

*Tendenzen, sich*

*zu verstecken*

- Insgesamt sehen die meisten der befragten Jungen die Themen Gesundheit und Sexualaufklärung ganz gelassen. Über diesen Bereichen liegt ein Schleier vernünftiger Normalität. Diese Normalität wirkt wie eingebettet in eine übergreifende Moral gesundheitlicher und sexueller Correctness. Die Aneignungs- und Bewältigungskompetenzen der Jungen sowie die inzwischen erreichten Standards von Sexualaufklärung und Gesundheitsförderung tragen maßgeblich zu dem im Durchschnitt unspektakulären Ergebnis bei. In diesem Zusammenhang sehen Jungen für Beratung bei sich selbst keinen Bedarf. Aber nach der Auswertung der Jungeninter-

views werden Randbereiche erkennbar, bei denen es ein klares Beratungsdefizit gibt. Ein Problem liegt insgesamt in der Verdeckung von Problemen – z.B. durch das Verhalten der Jungen, durch die Konstruktionen von Normalität und durch soziale Marginalisierung.

- Unterhalb von Vernunft, Normalität und Moral verbergen sich individuelle, strukturelle und geschlechtsbezogene Problemfelder.

Individuelle Problemfelder werden auf der einen Seite dort sichtbar, wo sich einzelne Jungen „aalglat“ an die Sexual- und Gesundheitsmoral angepasst haben, die deshalb sehr kontrolliert wirken, aber erstaunlich unauffällig bleiben. Auf der anderen Seite gibt es individuell problematische Jungen, die als Personen auffällig sind, z.B. weil bei ihnen die Grenze zwischen Fiktion oder Fantasie und der Realität verschwimmt oder sie ein eindeutig gewaltförmiges Bewältigungsverhalten aufweisen. Problematisch erscheint in beiden Fällen die mangelhafte Bewältigungskompetenz für Krisen, wiederum nur bei einem Teil dieser Jungen. Dieses Defizit und die Zuspitzung in Krisen kann im Zusammenhang mit fehlendem Zugang zu „primären“ Ressourcen gesehen werden (wie Elternbeziehung, Grenzsetzung in der Familie, uneingeschränkter Medienkonsum von Kindern, mangelhaftes soziales Netz, fehlende persönliche Ansprechpartner usw.). Darüber hinaus können aus sozialen Individualisierungstendenzen ebenfalls individuelle Problemfelder entstehen, wenn die Verantwortung für das Gelingen, aber auch für das Scheitern alleine dem Einzelnen übertragen wird.

*Gründe für  
individuelle  
Problemlagen*

Strukturelle Problemfelder können dort ausgemacht werden, wo soziale Marginalisierung wirksam ist, wodurch sich teilweise der Zugang zu „sekundären“ Ressourcen wie Bildung, soziale oder Arbeitsplatzsicherheit usw. verringert. Solche Marginalisierung findet sich bei denjenigen Jungen, die bei jungenbezogenen Diskursen als soziale Gruppen meist nicht selbstverständlich „mitgedacht“ werden, die in spezifischer Weise „ressourcenarm“ aufwachsen müssen oder die besonderen sozialen Benachteiligungen und Abwertungen unterliegen. Es sind dies insbesondere Jungen aus unteren sozialen Schichten, Jungen, die in Armut und sozialem Elend aufwachsen und mit niedrigem Bildungsstatus, Migrantenjungen, aber auch behinderte sowie homosexuell orientierte Jungen.

Geschlechtsbezogene Problemfelder können dort ausgemacht werden, wo die Jungen Abwertungen und überfordernden Ansprüchen

ausgesetzt sind, ohne mit entsprechenden Bewältigungsressourcen versorgt zu werden. Dies ist etwa dort der Fall, wo pauschale Zuschreibungen auf „die“ Jungen die breiten Differenzierungen verdecken und eine – teilweise negativ bestimmte – Normalität konstruieren, die es real nicht gibt. Auch sind viele der vorhandenen Beratungsangebote für die meisten Jungen kaum anschlussfähig, weil sie mit einer problemorientierten „Komm-zu-mir-Struktur“ die zutreffende Selbstdefinition, „eigentlich“ das Leben „relativ gut“ zu bewältigen, nicht akzeptieren können.

*Prioritäten von Jungen:  
praktizierte  
Sexualität und  
Aufklärung im  
„weichen“ Bereich*

- Während viele Erwachsene betonen, dass Jungen mehr über Sexualität reden sollen, liegt der Ansatz der Jungen verständlicherweise beim Tun. Dabei ist eigene Sexualität für das Mannsein/Mannwerden und das Gefühl von Männlichkeit weit weniger wichtig als für den eigenen Status. Praktizierte Sexualität ist für einen Statusgewinn nützlich. Deshalb unterliegen viele Jungen früher oder später einer Normalitätserwartung, über entsprechende eigene Erfahrungen zu verfügen. Praktizierte Sexualität relativiert dabei in der Bedeutung all das, was Jungen bisher eigenaktiv über Sexualität zusammengetragen haben und was ihnen an Sexualaufklärung vermittelt worden ist. Manche Jungen gehen sogar so weit, jegliche „offizielle“ Sexualaufklärung für überflüssig zu erklären, weil das Beste und Wichtigste die eigene Erfahrung ist. Gleichzeitig wünschen sich viele Jungen mehr „nichtbiologische“ Aufklärung und die Thematisierung von Beziehungsaspekten.

*Thema Aufklärung:  
Gratwanderung  
zwischen  
Nachforschung und  
schamvollem Rückzug*

- Außerhalb des schulischen Rahmens können die meisten Jungen ihre eigene Sexualaufklärung nur schwer erinnern und bestimmten Anlässen oder Ereignissen zuordnen. Das spricht zum einen für die zunehmend alltägliche Einbettung kindlicher Sexualaufklärung, zum anderen für eine fast unmerkliche Erweiterung und Anreicherung sexuellen Wissens im Sinn einer Akkumulation. Im Jugendalter wird das Gespräch über sexuelle Inhalte zwischen Jungen und Erwachsenen faktisch schwieriger. Phänomene der Scham und der Peinlichkeit steuern das Geschehen, werden aber von einer Haltung des „Was ist schon dabei?“ oder „Man sollte sich nie schämen“ abgewertet und in ihrer schützenden Funktion nicht wahrgenommen. Wegen der Generationenthematik gewinnt Gleichaltrigenaufklärung eine hohe Bedeutung. In Einzelfällen wurden die individuellen oder gleichaltrigenbezogenen Aneignungsversuche als mädchenabwertende, sexuell übergriffige oder gewaltförmige Handlungsweisen erkennbar.



- Gesundheit und Gesundsein gelten bei den Jungen weitgehend als „normal“, als gewissermaßen selbstverständliche Zustände. Die Jungen widmen ihren Körpern eine hohe Aufmerksamkeit. Der Körper dient ihnen zudem als Medium der Selbstdarstellung und -inszenierung. Ebenso wird aber oft ein deutlicher Druck erkennbar, sich als gesund, sportlich oder „fit“ präsentieren zu müssen. Die meisten Jungen machen sich gleichwohl Sorgen um ihre Gesundheit. Sehr viele Jungen haben ein gutes Gefühl und ein breites Bewusstsein für „eigentlich“ Ungesundes (vor allem Rauchen und schlechte Ernährung). Eine häufig erkennbare Bewältigungsleistung besteht hier für die Jungen darin, eine Balance zu finden und zu halten: zwischen der Selbstpräsentation als „fit“ und „gesund“ und der eigenen Befindlichkeit, den eigenen Sorgen.
- Die Generationenverhältnisse erhalten ihre Brisanz in den untersuchten Bereichen vor allem durch die Latenz und die Diffusität ihrer Konflikte.

*Thema Gesundheit:  
besorgte Selbst-  
verständlichkeit*

Die Jungen spiegeln in ihrer Selbstpräsentation und in ihren Ansichten ziemlich genau das Verhalten wider, das die Erwachsenen – vor allem die erwachsenen Männer – ihnen demonstrieren: Jungen wie Männer und Frauen legen großen Wert darauf, sich selbst als kompetent, informiert und bruchlos darzustellen. Hier sind die beiden Generationen über ihr Verhalten eng verbunden. Gleichwohl legen die Erwachsenen den Jungen ihr Verhalten negativ aus: als distanziert und inkompetent. Viele Erwachsene, die mit Jungen zu tun haben, beurteilen diese ausgehend von einer hohen Zielsetzung. Jungen werden an einem ideal-erwachsenen Zustand gemessen und bewertet. Maßstab ist das Fertige, nicht das sich Entwickelnde.

*Gründe für  
generative Probleme*

Die Jungen wirken zwar erstaunlich resistent gegenüber der breiten Zuschreibung als problematisch, der Abwertung und Skandalisierung ihres Verhaltens. Über die Internalisierung der modernen Sexual- und Körpermoral wird aber deutlich, dass die Botschaften der Erwachsenenwelt wirksam sind. Ebenso resistent bleiben die Jungen angesichts der Überforderung, die in dieser Moral, aber auch in den idealistischen Fantasien korrekter männlicher Geschlechtlichkeit mitschwingt. Trotz dieser Resistenz zeigen Moral und Überforderung Wirkung, etwa als Druck zur Verhaltenskontrolle oder als Katastrophenfantasien im Hinblick auf ein mögliches Fehlverhalten bei Kontrollverlust („wenn du jetzt was falsch machst – dass dann alles zerbricht“).

4

*Biografische Brüche:  
Es gilt eine Lanze  
für Jungen und  
Männer zu brechen!*

*Bezugspunkt:  
das „Gelingende“*

- In der Institutionen- und Problemorientierung der Erwachsenen werden biografisch-individuelle Brüche sowie erkennbare Widersprüche der Jungen als problematisch definiert. Für die Jungen selbst sind Brüche und Widersprüche in gewisser Weise „normal“, sie gehören unbedingt mit zur Pubertät, sind wichtig und „gesund“. Während die Erwachsenen die Widersprüche am liebsten „aufheben“ würden und deshalb abwerten, ist das Umgehen mit Widersprüchen, Abbrüchen und das Offenhalten von Optionen für die Jungen eine sehr wichtige Ressource. Der Zugang zu dieser Ressource hängt mit persönlichen (z.B. Bezugspersonen in der Familie) und strukturellen Bedingungen zusammen (z.B. schichtspezifische Bildungschancen, Zukunftsperspektiven). Insgesamt vermitteln die Jungen eine aktive, bewältigungskompetente Grundeinstellung. Eine Erfolg versprechende Präventionsstrategie müsste darauf abzielen, hier Anschluss zu den Jungen zu finden: es geht viel stärker um die Anerkennung und Stärkung von Kompetenz als um einen problemorientierten Ansatz. Es ist wichtig, hier am Gelingenden anzusetzen und die Möglichkeiten des Gelingens zu erweitern. Selbstverständlich kann es als zu dieser Kompetenz gehörig vermittelt werden, dass der kompetente Junge sich bei Bedarf an die entsprechenden Stellen wendet und Beratung in Anspruch nimmt.

## 4.3 „BALANCIERTE MÄNNLICHKEIT“

*Zielorientierung und  
dazugehöriges  
„Handwerkszeug“*

Für pädagogische Zugänge im Zusammenhang mit Geschlechtsidentität und -verhalten wie auch für unsere Forschungszugänge zu Jungen und männlichen Jugendlichen ist es gleichermaßen erforderlich, möglichst neutrale, wenn nicht positive Vorstellungen über das Junge- und Mannsein zur Verfügung zu haben. Ein sowohl in der Literaturstudie als auch in der Befragung der Schlüsselpersonen sichtbares Defizit war ja auch in den weitgehend unklaren oder fehlenden Vorstellungen zu sehen, wie ein positives oder „gelingendes“ Junge- und Mannsein begrifflich zu fassen sein könnte. Ein ähnlicher Bedarf wird immer wieder aus der Praxis der Jungenarbeit signalisiert.

Sicher ist vieles davon unstrukturiert vorhanden (wie etwa die Aufstellung der Begriffe des Gelingenden am Abschluss der Schlüsselpersonenbefragung zeigt). Auch findet sich eine abgeleitete Vorstellung des Gelingenden – wenn auch nur vermittelt – in der Moral

der Jungen wieder, hier allerdings nur negativ gefüllt (gelingendes Jungesein ist, wenn der Junge nicht...). Ein Dilemma liegt überdies darin, dass in diesen Facetten des Gelingenden letztlich verlangt wird, strukturell Negatives in positives individuelles Verhalten zu wenden. Für die Entwicklung weiterführender Leitkategorien erscheint es deshalb notwendig, die eher individuellen Ebenen zu verlassen und zu versuchen, auf der ideologisch-sozialpsychologischen Ebene verortete Kategorien der Männlichkeit neu zu umreißen.

### 4.3.1 ENTWICKLUNG EINER NEUEN BEGRIFFLICHKEIT

Für die Entwicklung dieser Kategorien wurden die negativ oder defizitär eingefärbten Begriffe der Schlüsselpersonen über Männlichkeit „bereinigt“ und möglichst wertneutral gefasst. So wurde etwa aus den Begriffen wie „distanziert“, „desintegriert“ und „desintegrierend“, „Einzelgänger“ die Kategorie „Konzentration“ entwickelt. Bei der Entwicklung der Begrifflichkeiten wurde angenommen, dass die Auswirkungen von reduzierten Männlichkeitsvorstellungen durchaus auch negative Folgen zeigen können (das negative Korrelat), dass aber gleichzeitig in jedem Element traditioneller Männlichkeit auch ein positiver Gehalt zu finden ist. In diesem Prozess wurden acht Begriffe herausgearbeitet, die – ohne die gängige Abwertung – ein Bild traditioneller Männlichkeit wiedergeben.

Die oft nur angedeuteten Vorstellungen des Gelingenden der Schlüsselpersonen wurden nun ebenfalls gruppiert. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden sie mit dem Gelingenden bei den Jungen abgeglichen, kombiniert und „aufgeladen“. Anschließend wurde versucht, diese Begriffe zu den „bereinigten“ Begriffen der Männlichkeit in Bezug zu setzen. Dabei entstanden acht Begriffspaare. Diese Paare verstehen wir als Grundlage für ein Variablenmodell der „balancierten Männlichkeit“. Die Begriffspaare sind als sich ergänzende Gegenpole auf einem Kontinuum zu verstehen. Die Notwendigkeit, unterschiedliche Anforderungen auszubalancieren, wurde uns von den Jungen in unterschiedlichen Bereichen deutlich gemacht. Diese Fähigkeit zu balancieren, abzuwägen, Gewichte zu verteilen, kommt auch in diesem Variablenmodell zum Ausdruck.

Die Bedeutung dieser Zusammenstellung von Männlichkeits-Segmenten in einer „empathischen Interpretation“ für die Sexuauf-

*Methode:  
Wertneutralität für  
Defizitäres  
und Negatives*

*Variablenmodell  
„balancierte  
Männlichkeit“:  
wertneutrale Männ-  
lichkeitssegmente*

4

klärung und den Umgang mit Körperlichkeit und Geschlecht liegt darin, dass über diese Segmente Kommunikations- und Operationalisierungsbereiche für Körperlichkeit, Gesundheit oder Sexualität geöffnet werden können, ohne auf abwertende vorbelastete Begriffe zurückgreifen zu müssen. Keinesfalls geht es dabei darum, ein umfassendes „Leitbild“ für Jungen zu entwerfen oder gar Jungen und Männer letztlich als Opfer darzustellen. Die knappe Auffächerung der Bezugspunkte einer „balancierten Männlichkeit“ soll vielmehr weg-führen von Generalisierungen und die Qualität von Bandbreiten öffnen. Gleichmaßen geht es aber auch darum, die Kompetenzen und „Stärken“ von Jungen und männlichen Jugendlichen als solche wahrnehmen und begrifflich besser fassen zu können sowie ihre vorhandenen Entwicklungspotentiale ohne defizitäre Zuschreibung in den Blick zu bekommen.

*Kriterien zur  
Abgrenzung gegenüber  
anderen Denkmodellen*

Besonders wichtig ist dabei, dass sich diese Begriffspaare nicht ausschließen, sondern im Gegenteil zusammengehören (z.B. bedeutet „viel Konzentration“ nicht „wenig Integration“; Konzentration und Integration können unterschiedlich, aber auch gleich stark entwickelt sein; wenig Integration „entwertet“ in gewisser Weise eine starke Fähigkeit zur Konzentration und umgekehrt). Darin sehen wir einen entscheidenden Vorteil gegenüber den oft schlicht wirkenden (wohl auf das JUNGsche Animus-Anima-Modell zurückgehenden) Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern, die sich ausschließen und suggerieren: entweder ist eine Verhaltensweise weiblich oder männlich – beides geht nicht. In unserem Variablenmodell „balancierter Männlichkeit“ geht nun beides.

Oft wurden in ähnlichen Charakterisierungen für Jungen und Männer positive mit negativ belegten Begriffen kombiniert: Stärke mit Schwäche, aktiv mit passiv, Leistung mit Verlieren usw. Nun entstand ein Modell, das zwar auch problematische oder „kritische“ Begriffe enthält; keiner dieser Begriffe ist aber von vornherein negativ belegt. Gleichzeitig wurde deutlich, dass eine reduzierte – und nicht balancierte – Ausprägung oder Reduktion die negativen Verhaltensweisen von Jungen und Männern ebenfalls erklärbarer macht.

Sicher ist das Modell noch nicht ausgereift, in vielen Begrifflichkeiten mehr assoziativ erstellt und deshalb eher als Arbeitsentwurf zu verstehen. Wie sich herausstellte, scheinen die Bezeichnungen aber so verdichtet und plakativ, dass bereits die Begriffe für die einzelnen Segmente als Arbeitsgrundlage verstanden werden. Im jetzigen Stadium lässt sich also bereits mit diesem Variablenmodell „balancierter Männlichkeit“ arbeiten.

## 4.3.2 GRUNDLAGEN FÜR DAS VARIABLENMODELL

Zunächst werden die acht Begriffspaare in der Zusammenschau vorgestellt, anschließend die einzelnen Segmente kurz erläutert.

Konzentration	Integration
Aktivität	Reflexivität
Präsentation	Selbstbezug
(Kulturelle) Lösung	(Kulturelle) Bindung
Leistung	Entspannung
Bezug zum eigenen Geschlecht	Bezug zum anderen Geschlecht
Konflikt	Schutz
Stärke	Begrenztheit

Mit Konzentration bezeichnen wir die Fähigkeit zur Trennung, Segmentierung und Kritik. Konzentration ermöglicht es, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen oder das Wesentliche in den Blick zu bekommen. Zur Konzentration gehört die Fähigkeit zum Ausschluss von situativ Uninteressantem oder Unwesentlichem. Mit Konzentration verbunden ist die Kompetenz, sich als Einzelner auf sich selbst zu beziehen und das Gefühl der eigenen Einzigartigkeit. Ebenso sind die Konzentration auf das eigene Geschlecht und die Fähigkeit zur Abgrenzung zu Frauen bzw. Weiblichkeit (ohne Abwertung, also: „die so, ich so“) Teil dieses Segments.

Unter Integration wird die Kompetenz zur Einbindung, die Orientierung an Gruppen sowie die soziale oder kulturelle Zugehörigkeit verstanden. Auch der „soziale Blick“ und die Kompetenz, Außenstehende einzubeziehen, eine Kontakt- und Vernetzungskompetenz gehören dazu. Damit verbunden ist die Fähigkeit, sich einzufügen, sich an Zielsetzungen in der Gruppe anzupassen, die Fähigkeit zur Normalität – aber auch mitzugestalten, ohne aus den Bezügen ausgeschlossen zu werden. Integration beinhaltet im Übernehmen von kollektiven Aufgaben oder im Ausfüllen von Funktionen für das Gemeinwohl auch die Übernahme von Fremdverantwortung.

*Konzentration*

*Integration*

4

#### **Aktivität**

Aktivität bezeichnet die Fähigkeit zu handeln und zum Handeln zu kommen. Dazu gehört es, Initiative zu ergreifen, den ersten Schritt zu tun und Handlungsimpulsen zu folgen.

#### **Reflexivität**

Reflexivität meint eine Form der inneren Kommunikation, des „autonomen Selbstbezugs“, der Geschehenes erinnert und wertet. Zur Reflexivität gehört die Bereitschaft und Fähigkeit zurückzublicken, soziale Rückbezüge aufzugreifen und anzunehmen; in einer eher äußeren Perspektive meint Reflexivität auch die Kommunikation über Geschehenes und die Einbettung des Handelns in Wert- und Zeitsysteme.

#### **Präsentation**

Mit Präsentation bezeichnen wir die Fähigkeit, sich selbst in sozialen Zusammenhängen adäquat darzustellen und deutliche äußere Grenzen zwischen Ich und Du zu markieren. Zur Präsentation gehört die Kompetenz zur Selbstinszenierung in sozialen Bezügen.

#### **Selbstbezug**

Mit Selbstbezug bezeichnen wir ein „inneres Verständnis“ von sich selbst, das ich-starke Sichkennen und Mit-sich-Umgehen. Dies schließt auch ein gesundes Maß an Selbstkontrolle und an Kenntnissen der eigenen Kompetenzen, der eigenen Schwächen und Defizite mit ein. Ebenso gehören zum Selbstbezug die Übernahme von Selbstverantwortung, Fähigkeiten zur Eigenständigkeit und Selbstständigkeit sowie die Kompetenz der „Selbstzentrierung“.

#### **Kulturelle Lösung**

Dies bezeichnet Kompetenzen, sich von vorgegebenen Verhaltensabläufen zu lösen und ihnen eigenständige, selbstbezogene Verhaltensweisen entgegenzusetzen. Kulturelle Lösung beinhaltet Bestrebungen nach Befreiung, nach Experiment, Risiko und Produktion von Neuem. Sie erfordert Mut, sich selbst auszuprobieren, kreative Fähigkeiten und spielerische Kompetenzen sowie die Fähigkeit zum Erleben von Abenteuern.

#### **Kulturelle Bindung**

Kulturelle Bindung meint die Fähigkeit, Rollenerwartungen zu erfüllen, vorgegebene Verhaltensabläufe zu übernehmen und aktiv auszufüllen, aber auch eigene bindungsstiftende Elemente in Gruppenbezügen zu etablieren. Kulturelle Bindung bezeichnet darüber hinaus die Fähigkeit zur Einbindung in Traditionen und Rituale.

Unter Leistung verstehen wir die produktive Nutzung von Kräften und Energien, das Annehmenkönnen von Leistungszumutungen sowie das Ausnutzen der eigenen Leistungsfähigkeit. Dazu gehört auch das Wahrnehmen und Annehmenkönnen des persönlichen Erfolgs.

*Leistung*

Mit Entspannung bezeichnen wir die Fähigkeit zur Selbstzufriedenheit, die Fähigkeit zum Genießen und zum Etwas-sein-Lassen, mithin die Kompetenz zur aktiven Passivität.

*Entspannung*

Mit dem Bezug zum eigenen Geschlecht sind die Anziehung und Attraktivität anderer Jungen und Männer gemeint. Damit verbunden ist die Fähigkeit, mit anderen Jungen und Männern Beziehungen einzugehen und Aktivitäten aufzunehmen. Dies beinhaltet auch, etwas dafür zu tun, um für das gleiche Geschlecht interessant und attraktiv zu sein.

*Bezug zum  
eigenen Geschlecht*

Bezug zum anderen Geschlecht meint die Anziehung und Attraktivität von Frauen und Mädchen sowie die Fähigkeit zur heterosexuellen Aktivität. Dazu gehört auch ein Selbstbewußtsein darüber, was für einen Jungen oder Mann heterosexuelle Attraktivität bedeutet und was er selbst attraktiv findet.

*Bezug zum  
anderen Geschlecht*

Konflikt bezeichnet die Fähigkeit zur Auseinandersetzung, Konkurrenz und Rivalität und zur Aggressivität. Mit Konflikt ist auch die Kompetenz gemeint, Differenzen auszuhalten und Standpunkte aufrechtzuerhalten.

*Konflikt*

Schutz bezieht sich einerseits auf das Schützen der eigenen Person und des eigenen Körpers, andererseits in der sozialen Funktion des Eintretens für die Gemeinschaft, den Schutz der Gruppe (eigene Familie, Kollektiv, Gemeinwesen usw.)

*Schutz*

4



### **Stärke**

Stärke bezeichnet einerseits körperliche Kraft, die Aktivität von Muskeln, eine „innere Spannkraft“, die auf ein stabiles Selbst und Selbstwertgefühl hinweist. Stärke meint auch ein Bewusstsein der inneren und körperlichen Kräfte und Energien sowie den produktiven Umgang damit.

### **Begrenztheit**

Begrenztheit bezieht sich auf die Grenzen der körperlichen oder selbstbezogenen Fähigkeiten und die Einsicht in die eigene Endlichkeit, den körperlichen und psychischen Zerfall, die Abnahme von Leistungsfähigkeit und die Annahme der Realität des Sterbens und des Todes.

### *Anwendung in Theorie und Praxis*

Dieses Variablenmodell lässt sich in Forschung und Praxis unterschiedlich verwenden. So lassen sich etwa Segmente von Männlichkeitsideologien oder extrahierte Bilder von Männlichkeit (in Medien) anhand solcher Kriterien analysieren. Das Variablenmodell kann aber ebenfalls als diagnostisches Instrument in Gruppen oder in Bezug auf einzelne Jungen herangezogen werden. Mittlerweile gibt es einige Erfahrungen mit diesem Modell in der pädagogischen Praxis. Zunächst ist auffällig, dass dieses Modell bei sehr vielen männlichen Praktikern auf positive Resonanz stößt und meistens sehr angeregt aufgenommen wird. Interessante Versuche wurden damit unternommen, das Modell als diagnostisches Instrument einzusetzen, indem unterschiedliche Bezugspersonen einen Jungen mit Stärken und Entwicklungsmöglichkeiten eingeschätzt haben. Ebenso erfolgreich war ein Versuch, mehrere Jungen sich selbst mittels einer Punkteskala anhand der vorgegebenen Kriterien einzuschätzen. Dabei erwies es sich als hilfreich, die Begriffspaare aufzulösen, um reduzierende Zuschreibungen zu vermeiden.

Unterstützend können bestimmte Kriterien zur Bewertung sinnvoll sein. Dazu gehört die quantitative Ausprägung der Intensität im jeweiligen Segment (etwa nach „nichts“, „wenig“, „eher mehr“, „sehr viel“). Damit werden auch diejenigen Bereiche sichtbar, in denen in der pädagogischen Praxis noch Ressourcen zugeführt oder Settings bereitgestellt werden müssen. Ebenso sinnvoll kann es sein, in Gruppen oder bei Einzelpersonen nach Hierarchien zu suchen (wenn etwa einzelne Begriffe auf einer Seite als viel wichtiger als andere eingeschätzt werden, oder wenn einzelne Kategorien deutlich abgewertet werden). Schließlich sind auch Reduktionen auf die eine oder andere Seite wichtige Indikatoren etwa auf den traditionellen Pol der linken Seite.

5

**ANHANG**

## 5.1 NACHWORT

Mit dieser Veröffentlichung werden nach insgesamt über zweijähriger intensiver Forschungsarbeit zum Thema „Jungen“ die wesentlichen Ergebnisse unserer Studie einem breiten Fachpublikum vorgelegt. Für die geschlechtsbezogene Diskussion von Jungenthemen, die in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung und Qualität gewonnen hat, kann damit ein weiterer Beitrag geleistet werden.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilung „Sexualaufklärung und Familienplanung“ der BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (BZGA) haben diese Arbeit von Anfang an sehr kompetent gefördert, begleitet und angeregt. Ohne die fachliche Beratung, das Zutrauen in das Gelingen des Vorhabens durch die BZGA, aber auch ohne die entsprechende finanzielle Förderung wäre eine Studie in diesem Umfang und mit dieser komplexen Anlage kaum zustande gekommen. Dafür möchten wir uns hier bedanken.

Diese Arbeit wäre auch nicht möglich gewesen ohne die Bereitschaft der vielen Jungen, männlichen Jugendlichen und jungen Männer, sich selbst zum Thema machen zu lassen und sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen. Und ohne die Aufgeschlossenheit und rege Beteiligung der Experten, Expertinnen und Schlüsselpersonen, die sich von uns befragen ließen oder für Fachgespräche zur Verfügung standen, würde unserer Untersuchung eine wichtige Dimension fehlen. Beiden Gruppen von Interviewpartnern möchten wir deshalb an dieser Stelle ganz herzlich danken. Ihre Bereitschaft hat dazu beigetragen, die Jungenthematik ein gutes Stück weiterzubringen.

Darüber hinaus möchten wir uns bei allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im Projekt bedanken, allen voran bei unseren wissenschaftlichen Hilfskräften Peter WOLFINGER und Thomas „W.“ SCHMIDT sowie bei unserem Allroundtalent Martin ALBER. In der Kerngruppe des Projekts waren sie uns kritisch-anregende Gesprächspartner und hilfreiche Stützen, die uns auch vor der manchmal drohenden Überlastung bewahrt haben. Den vielen Honorarmitarbeitern – den Interviewern sowie den Autoren und der Autorin der Fallstudien – danken wir ebenfalls für ihr Engagement, für ihre Bereitschaft, über den Job hinaus zu denken und das Erfahrene zusammen mit uns zu reflektieren. Auch unseren beiden Schreibkräften Birgit SCHÄFER und Jutta GRUPP möchten wir danken für all die Zumutungen, die sie ausge-

halten haben, für ihre Zuverlässigkeit und ihr Durchhaltevermögen in den wellenförmigen Auftragsströmen und angesichts von Kassettenbergen. Von ihnen wurden zu einem großen Teil insgesamt fast 200 Interviewkassetten transkribiert oder zusammengefasst.

Zu danken haben wir auch unserem wissenschaftlichen Berater Prof. Dr. Hans THIERSCH vom Institut für Erziehungswissenschaften (IfE) der UNIVERSITÄT TÜBINGEN. Er stand uns sowohl in inhaltlichen als auch in methodischen Forschungsfragen als prägnant fokussierender und anregend begleitender Gesprächspartner immer dann zur Verfügung, wenn wir ihn brauchten.

Im Projektumfeld möchten wir insbesondere Dr. Gebhard STEIN und alle weiteren Kolleginnen und Kollegen im INSTITUT FÜR REGIONALE INNOVATION UND SOZIALFORSCHUNG HECHINGEN/TÜBINGEN (IRIS) hervorheben, die organisatorisch, finanztechnisch, aber auch in der inhaltlichen Diskussion am Jungenprojekt beteiligt waren. Ihnen ebenso wie den Seminarteilnehmern am IfE und allen Ungenannten, die durch vielfältige Diskussionsbeiträge zum Erfolg unseres Projekts beigetragen haben, danken wir für ihre inhaltliche Unterstützung und die Möglichkeit zur Auseinandersetzung.

Die Studie verstehen wir auch als ein Gemeinschaftsprodukt aller Beteiligten und danken für das Vertrauen und die Offenheit, die uns dabei entgegengebracht wurden. Wir freuen uns nun auf anregende weiterführende Diskussionen und auf gelingende konzeptionelle Umsetzungen der Ergebnisse. Dabei hoffen wir auf die auch weiterhin notwendige Energie und die entsprechenden Ressourcen für all das, was noch erforscht und getan werden sollte.

Tübingen, im Januar 1998

Reinhard Winter  
Gunter Neubauer

5

## 5.2 LITERATUR

### A

Achter Jugendbericht (1990): Deutscher Bundestag, 11. Wahlperiode, Drucksache 11/6576, Bonn

ACHTERWINTER, D./EMMERICH, I. (1993): Junge, Junge – Mann-o-Mann. Die Sache mit dem Sex. Sexualpädagogische Arbeit mit Jungen, in: AJS Schleswig-Holstein (Hrsg.) PRO Jugend 3/93

AIGNER, J. CH./GINDORF, R. (Hrsg.) (1986): Von der Last der Lust. Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 279 S.

AIGNER, J. CH. (1987): „Ein Rezept ist leichter als ein Gespräch über Intimes“. Was Ärzte von Gesprächen über Sexualität halten, in: Sexualmedizin, 16 (7), S. 280–286

AMENDT, G. (1993): Wie Mütter ihre Söhne sehen, Ikaru, Bremen

### B

BAHNE, J./FEDDER, M. (o.J.): Liebe und Sexualität im Jugendalter aus der Sicht von Mädchen und Jungen in Ost- und West-Berlin, Abschlußbericht über das Forschungsprojekt, Berlin

BANCROFT, J. (1991): Die Zweischneidigkeit der Medikalisierung männlicher Sexualität, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 4 (4), S. 294–308.

BANCROFT, J./STRAUSS, B./MYERSCOUGH, PH./SCHMIDT, G. (1985): Grundlagen und Probleme menschlicher Sexualität, Enke, Stuttgart, 442 S.

BARDELEBEN, H./FIEBERG, R./REIMANN, B. (1995): Abschied von der sexuellen Revolution: Liebe und Sexualität der „Nach-68er-Generation“ in Zeiten von Aids, Berlin

BARTHELMES, J./SANDER, E. (1994): Gewinn statt Gefährdung. Der Medienumgang von Jugendlichen als Ausdruck persönlicher Geschmackskultur, in: Diskurs 1/1994

BASISRESEARCH (1990): Repräsentative Untersuchung zum Sexualverhalten von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland, Mskr. Frankfurt

BAUR, J. (1988): Über die geschlechtstypische Sozialisation des Körpers. Ein Literaturüberblick, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 8, S. 152–160

BAUR, J./MIETHLING, W.-D. (1991): Die Körperkarriere im Lebenslauf, Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 11, S. 163–188

BAUSTEINE MÄNNER (Hrsg.) (1996): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtstheorie, Berlin/Hamburg

BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt

BECK, U./BECK-GERNSHEIM, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Suhrkamp, Frankfurt

BECK-GERNSHEIM, E. (1990): Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft, in: BECK/BECK-GERNSHEIM: Das ganz normale Chaos der Liebe, Suhrkamp, Frankfurt

BENTHEIM, A./FIRLE, M. (1994): Beratungsarbeit für gewalttätige Männer. Ansätze und Projekte, in: DIEKMANN, A./HERSCHELMANN, M./PECH, D./SCHMIDT, K. (Hrsg.): Gewohnheitstäter: Männer und Gewalt; PapyRossa Verlags-Gesellschaft, Köln, S. 41–68

BERNT, H./BERNT, W. D./TACKE, S. (1992): Sterilität – Frauensache? Bewältigungsverhalten und Paarstruktur von sterilen Paaren verschiedener Diagnosegruppen, in: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie, 42 (7), S. 236–241

BILDEN, H. (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: HURRELMANN, K./ULICH, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Beltz, Weinheim

BOEGER, A. (1994): Sexualität im Jugendalter. Eine Literaturübersicht, in: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 1994, S. 161–171

BÖHNISCH, L. (1992): Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung. Juventa, Weinheim/München



BÖHNISCH, L./WINTER, R. (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf, Weinheim und München

BRÄHLER, E./FELDER, H. (Hrsg.) (1992): Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit. Medizinpsychologische und psychosomatische Untersuchungen, Westdeutscher Verlag, 212 S.

BRÄHLER, E./MEYER, A. (Hrsg.) (1988): Partnerschaft, Sexualität und Fruchtbarkeit, Springer, 323 S.

BRAUN, K. (1995): Die Krankheit Onania : Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M./New York

BRUHNS, K. (1981): Das Konzept der Aneignung – ein handlungstheoretischer Beitrag zur sozialräumlichen Sozialisation, in: Soziologenkorespondenz, Jg. 8, S. 137–165

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.) (1995a): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern, Erste Zwischenergebnisse, Köln

C

CHRISTMANN, F./HOYNDORF, S. (1990): Sexuelle Störungen, in: REVENSTORE, DIRK: Klinische Hypnose, Springer, S. 254–256

ÇİÇEK, H. (1993): Psychosexuelle Probleme von ausländischen Patienten, in: ROSEMEIER/HOEFERT/GÖPFERT (Hrsg.): Intimität und Sexualität, Quintessenz, München

D

DEINET, U. (1992): Das Konzept „Aneignung“ im Jugendhaus. Neue Impulse für die offene Kinder- und Jugendarbeit, Leske und Budrich, Opladen

DISKURS (1997): Die Quadratur des Jugendbegriffs. Zur sozialen (Re)Konstruktion einer Übergangsphase, 7. Jahrgang, Heft 2, DJI-Verlag, München

DU BOIS, R. (1990): Körper-Erleben und psychische Entwicklung. Phänomenologie, Psychopathologie und Psychodynamik des Körper-Erlebens – mit Beobachtungen an gesunden und schizophrener Jugendlichen, Hogrefe, Göttingen



ENDERS-DRAGÄSSER, U./FUCHS, C. (1989): Jungensozialisation in der Schule. Eine Expertise, Darmstadt

E

ENGELFRIED, C. (1997): Männlichkeiten. Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann. Weinheim/München

ETSCHENBERG, K. (1984): Sexuelle Sozialisation und Sexualerziehung, in: KLUGE, NORBERT: Handbuch der Sexualerziehung, Düsseldorf, Schwann-Bagel, S. 281–288

FISCHER, A./MÜNCHMEIER, R. (1997): Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse der 12. Shell Jugendstudie, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend 97, Opladen

F

FISCHER, M. (1992): Werbung und Männlichkeit. Eine Untersuchung zur Darstellung und Vermittlung von Männlichkeit in der Illustriertenwerbung, Univ. Diplomarbeit, Tübingen

FLIEGEL, St. (1990): Wenns im Bett nicht klappt, in: Psychologie heute, 1990, 17 (3), S. 20–26

FLIEGEL, St./WINTER, U. (1992): Literaturübersicht (deutschsprachig) zu: Sexuelle Störungen, Symptomatologie, Aetiologie, Beratung und Psychotherapie, in: Verhaltenstherapie, 2 (4), S. 346–353

FRANZKOWIAK, P. (1990): Professionelle in der AIDS-Prävention mit Jugendlichen, in: Neue Praxis, H. 3, Jg. 20, S. 207–220

FRANZKOWIAK, P. (1992): Experiences from German youth programs for the primary prevention of AIDS: A work in progress report, in: How to organize prevention: Political, organizational, and professional challenges to social services. Prevention and intervention in childhood and adolescence, 12. (OTTO, H.-U., FLOSSER, G., Eds.), pp. 325–336 Walter de Gruyter, Berlin, Federal Republic of Germany; xvi, 423 pp

5

FRANZKOWIAK, P. (1993): Gesundheit und Gesundheitsförderung. Ein Überblick, in: GRÄSSNER, G./MAUNTEL, C./PUETTBACH, E. (Hrsg.): Gefährdungen von Kindern: Problemfelder und präventive Ansätze im Kinderschutz, Leske/Budrich, Opladen, S.132–146

FRANZKOWIAK, P./ SABO, P. (1996): Stolpersteine Sexuaufklärung. Warum die Kluft zwischen Eltern und 12–20-Jährigen in der intimen Kommunikation immer größer wird, in: Prävention, Heft 1

FRANZKOWIAK, P. (1991): Spiele mit dem Feuer. Ein veränderter Blick auf das Risikoverhalten Jugendlicher, in: Paed extra, 19 (7–8), 6–9

FRIEDRICH, W. (1990): Jungen, Männer und Körper(lichkeit), in: WILLEMS, H./WINTER, R. (Hrsg.): „... damit Du groß und stark wirst“, Beiträge zur männlichen Sozialisation, Schwäb. Gmünd

## G

GASCH, B. (1986): Tabu-Themen im internationalen Vergleich, in: AMELANG, M.: Bericht über den 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg 1986, Hogrefe, Göttingen

GERLACH, K. (1987): AIDS – eine Krankheit fordert die Jugendhilfe heraus, in: Jugendwohl, H. 6, Jg. 68, S. 247–253

GILMORE, D. D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder, München/Zürich

GOFFMANN, E. (1981): Geschlecht und Werbung. Suhrkamp, Frankfurt

GUTTENTAG, M./BRAY, H. (1976): Undoing Sex Stereotypes. Research and Resources for Educators, New York

## H

HEIDARPUR-GHAZWINI, A. (1986): Sexualentwicklung islamischer Heranwachsender in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Untersuchung bei türkischen Jugendlichen, Frankfurt a.M.

HEINZ, W./HÜBNER-FUNK, S. (1997): Die Quadratur des Jugendbegriffs. Zur sozialen (Re-)Konstruktion einer Übergangsphase, in: Diskurs 2/1997, München

HELFFERICH, C. (1994a): Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität, Leske/Budrich, Opladen

HELFFERICH, C. (1994b): „Gesundheit, langes Leben und viele Kinderchen!“ Geschlechtsrollen als Thema der Gesundheitsförderung und Suchtprävention in der Jugend, in: KOLIP, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden, Juventa, Weinheim/München

HOLLSTEIN, W. (1992): Männlichkeit und Gesundheit, in: BRÄHLER/FELDER (Hrsg.): Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit, Opladen

HOLTZMEYER, G. J. (1981): Wissenschaftlicher Voyeurismus? Zum Sinn und Unsinn von Umfragen zu jugendlichem Sexualverhalten, in: Betrifft Erziehung, H. 2, Jg. 14, S. 24–26

HUMMEL, P./GEIKEN, G. (1991): Aggressive Sexualdelinquenz im Jugendalter – (k)ein Thema für Wissenschaft und Praxis?, in: DVJJ-Journal, Nr. 137, Jg. 4, S. 320–326

HURRELMANN, K. (1990): Familienstreß, Schulstreß, Freizeitstreß. Gesundheitsförderung für Kinder und Jugendliche, Weinheim

HURRELMANN, K. (1996): Männergesundheit – Frauengesundheit. Warum fällt die Lebenserwartung von Männern immer stärker hinter die der Frauen zurück?, Manuskript, Bielefeld

HUSSLEIN, A. (1982): Voreheliche Beziehungen. Eine empirische Studie zum Sexualverhalten der 14–18jährigen in Österreich. Herder, Wien u.a., 202 S.

JUGENDAMT DER STADT WUPPERTAL (Hrsg.) (1994): Sexualpädagogische Fachtagung – Lust. Was macht die Lust, wenn die Pädagogik kommt?, Dokumentation, Selbstverlag, Wuppertal

JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (Hrsg.) (1997): Jugend '97, Opladen

KARATEPE, H. (1993): Sexualstörungen des Mannes aus medizinischer Sicht, in: KARATEPE/STAHL (Hrsg.): Männersexualität, Reinbek

KEIL, H. (1986): Arbeitsfeld Beratungsstelle Geschlechtskrankheiten. Ein Erfahrungsbericht über Öffentlichkeitsarbeit mit Jugendlichen, in: Soziale Arbeit, 35 (5), S. 170–173

KENTLER, H. (1981): Lieber keine als schlechte Empirie, in: Betrifft Erziehung, H. 2, Jg. 14, S. 33–35

KENTLER, H. (1983): Sind wir alle pervers? Was die Sexualpädagogen aus der Perversionsforschung lernen können, in: Sexualpädagogik und Familienplanung, Zeitschrift der Pro Familia, H. 6, Jg. 11, S. 2–4

J

K 5

KERBER, I. (1991): (Mit) Jungen im Kindergarten, in: WINTER, R./WILLEMS, H. (Hrsg.): Was fehlt, sind Männer, Neuling, Schwäb. Gmünd und Tübingen,

KLEIBER, D./VELTEN, D. (1994): Prostitutionskunden. Eine Untersuchung über soziale und psychologische Charakteristika von Besuchern weiblicher Prostituierter in Zeiten von Aids

KLEIBER, D./WILKE, M./SOELLNER, R./VELTEN, D. (1995): AIDS, Sex und Tourismus. Ergebnisse einer Befragung deutscher Urlauber und Sextouristen

KNOFF, M./ LANGE, C. (1992): Jugendsexualität im Wandel? Empfängnisverhütung, Angst vor Schwangerschaft und Einstellung zum Schwangerschaftsabbruch, in: Sexualmedizin, 21 (11), S. 584–596

KOCKOTT, G. (1988): Männliche Sexualität. Funktionsstörungen. Erkennen, Beraten, Behandeln, Hippokrates, 112 S.

KOHLI, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: KZfSS, 1, 1985, S. 1–29

KOLIP, P. (1994): „Gesundheit ist, wenn ich mich wohl fühle“. Ergebnisse qualitativer Interviews zu Gesundheitsdefinitionen junger Frauen und Männer, in: KOLIP, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung, Juventa, Weinheim und München

KOLIP, P. (Hrsg.) (1994): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung, Juventa, Weinheim und München

KOLIP, P. (1997): Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen, Leske/Budrich

KREIDT, B. (1987): Wie Männer lernen, Erregung zu genießen. Erfahrungen aus einer Gruppentherapie bei sexuellen Störungen, in: Sexualmedizin, 16 (12), S. 500–508

KRÜGER, G./MASCHEWSKY, W./OSBORG, E. U.A. (1992): Aids-Prävention bei randständigen männlichen Jugendlichen, in: SEIFERT, M./BAUM, D., BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT AKTION JUGENDSCHUTZ U.A.: Aids-Prävention und Jugendschutz. Materialien und Doku-

mente. Bericht über ein Forschungs- und Praxisprojekt, Boorberg, S. 227–234

LANGE, C./KNOPE, M./GAENSLEN-JORDAN, C. (1993): Nachwort, Asymmetrie der Geschlechter – der blinde Fleck, in: SCHMIDT, G. (Hrsg.): Jugendsexualität, Enke, Stuttgart

L

LAUFF, W. (1971): Zur Problematik von Geschlechtsstereotypen bei 12- bis 14-Jährigen, Dissertation, Kiel

LIETZ, B. (1985): Unterleibsängste – der Verlust des Sichtbaren. Beobachtungen im Krankenhaus, in: Sexualpädagogik und Familienplanung, 13 (5), S. 8–9

MARMOT, M. (1996): Die gesellschaftlichen Muster von Gesundheit und Krankheit, in: KAISER, G./SIEGRIST, J./ROSENFELD, E./WETZEL-VANDAI, K. (Hrsg.): Die Zukunft der Medizin. Neue Wege zur Gesundheit?, Campus

M

MILHOFFER, P. (1994): Liebe ist ein Geheimgefühl. Grenzen und Herausforderungen institutioneller Sexualerziehung, in: Pädagogik extra, H. 4, Jg. 22, S. 41–43

MÖLLER, K. (Hrsg.) (1997): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim/München

MUNDING, R. (1995): Sexualpädagogische Jungenarbeit, in BZgA (Hrsg.): Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Bd., 1

NEUBAUER, G. (1987): Jugend und Sexualität. Jugendsexualität und Sexualpädagogik im Zeitalter von AIDS, in: NEUBAUER, G./OLK, T. (Hrsg.): Clique – Mädchen – Arbeit: Jugend im Brennpunkt von Jugendarbeit und Jugendforschung, Juventa, Weinheim u.a., S. 123–145, Reihe: Jugendforschung

N

5

NEUBAUER, G. (1990): Jugendphase und Sexualität. Eine empirische Überprüfung eines sozialisationstheoretischen Modells, Enke, 176 S., Serie: Beiträge zur Sexualforschung, Band 66

NEUBAUER, G. (1991a): Jugendsexualität und Sexualpädagogik in der BRD im Zeitalter von AIDS, in: KUNTZ-BRUNNER, R./KWAST, H. (Hrsg.): Sexualität BRD/ DDR im Vergleich, Holtzmeier, Braunschweig, S. 41–68

NEUBAUER, G. (1991b): Sexualität in der Postmoderne, in: GLATZER, W. (Hrsg.): 25. Deutscher Soziologentag „Die Modernisierung moderner Gesellschaften“: Sektionen, Arbeits- und Ad hoc-Gruppen, Ausschuß für Lehre, Westdt. Verl., Opladen, S. 760–763

NEUBAUER, G./MELZER, W. (1989): The role of school, family, and peer group in the sexual development of the adolescent, in HURRELMANN, K., ENGEL, U.: The social world of adolescents: international perspectives, de Gruyter, Berlin, S. 321–336, Reihe: Prevention and intervention in childhood and adolescence; 5

NEUBAUER, G. (1993): „Sex“ im Kinderhaus: Auch kleine Jungen tun's, in: WINTER, R. (Hrsg.): Stehversuche. Neuling, Tübingen

## O

OTTO, HERBERT A. (1988): Neues vom Orgasmus – Kennen Sie alle 14 Varianten?, in: Sexualmedizin, 1988, 17 (8), S. 464–467

PAGENSTECHER, L./HARTMANN, E. (1985): Sexualität. Versuche und Tabus, in: DEUTSCHES JUGENDINSTITUT (Hrsg.): Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik, 1945 bis heute, Kösel-Verlag, München, S. 47–68

## P

PORST, H. (1991): Was jedermann über Sexualität und Potenz wissen sollte. Männliche Sexualität. Körperliche und seelische Ursachen für Sexualstörungen. Medizinische Behandlung. Psychologische und partnerschaftliche Bewältigung, Trias, Stuttgart

## R

REIMANN, B. W./BARDELEBEN, H./FIEBERG, R. (1993): Sexualität und Aids-Prävention bei Jugendlichen. Typologische Aspekte, in: LANGE, C. (Hrsg.): Aids – eine Forschungsbilanz, Berlin, Ed. Sigma, S. 253–263

ROMMELSPACHER, B. (1994): Frauen und Rassismus – Im Widerspruch zwischen Diskriminierung und Dominanz, in: THIERSCH/WERTHEIMER/GRUNWALD (Hrsg.): „... Überall in den Köpfen und Fäusten.“ Auf der Suche nach Ursachen und Konsequenzen von Gewalt, WBV Darmstadt

## S

SALISCH, M. VON/OSWALD, H. (1989): Jugendliche und Aids. Sexualverhalten und Umgang mit dem Ansteckungsrisiko. Ergebnisse einer Untersuchung an Westberliner Schülerinnen und Schülern, in: Zeitschrift für Sexualforschung, H. 3, Jg. 2, S. 216–226

SANDER, E./MAYR-KLEFFEL, V./BARTHELMES, J. (1992): Medienerfahrungen von Jugendlichen in Familien und Peer-groups. Ergebnisse der Pilotstudie 1992, DJI Arbeitspapier, Mskr. München.

SCHMAUCH, U.: Probleme der männlichen sexuellen Entwicklung, in: SIGUSCH, V. (Hrsg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung, Stuttgart (1996), S. 44–56

SCHMAUCH, U. (1988): So anders und so lebendig... Über Mütter und Söhne, in: HAGEMANN-WHITE, C. u.a. (Hrsg.): FrauenMänner-Bilder, Bielefeld

SCHMAUCH, U. (1995): Was geschieht mit kleinen Jungen? Zur Ambivalenz und Veränderung des weiblichen Blicks auf Männlichkeit, in: DÜRING, S./HAUCH, M. (Hrsg.): Heterosexuelle Verhältnisse, Bd. 71 der Beiträge zur Sexualforschung, Stuttgart, S. 27–38

SCHMID-TANNWALD, I./URDZE, A. (1983): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern, Ergebnisse einer haushaltsrepräsentativen Erhebung in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin. Reihe: Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 132

SCHMIDT, G. (1996): Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse, Hamburg

SCHMIDT, G. (1986): Das große Der Die Das. Über das Sexuelle, Herstein

SCHMIDT, G. (1993a) (Hrsg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Serie: Beiträge zur Sexualforschung, Band 69, Stuttgart

SCHMIDT, G. (1993b): Jugendsexualität in den Neunziger Jahren. Eine Synopse in zwölf Thesen, in: SCHMIDT, G. (Hrsg.): Jugendsexualität, Stuttgart

SCHMIDT, G./ARENTEWICZ, G. (1986): Symptome, Vorkommen/Symptoms and occurrence of sexual function disturbances, in: ARENTEWICZ G./SCHMIDT G.: Sexuell gestörte Beziehungen. Konzepte und Technik der Paartherapie, Springer, 2., neu bearb. Aufl., S. 6–25





SCHMIDT, G. / KLUSMANN, D. / RENTER, K. / RADIZI, R.: Jugendsexualität und Aids. Ergebnisse einer Untersuchung an Hamburger Schülerinnen und Schülern, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 2, 1, Mar, S. 42–54

SCHMIDT, G./KLUSMANN, D./ZEITZSCHEL, U. (1992): Veränderungen der Jugendsexualität zwischen 1970 und 1990, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 5 (3), S. 191–218

SCHMIDT, G./LANGE, C. (1993): Von der sexuellen Befreiung zum Geschlechterkampf. Veränderungen der Jugendsexualität zwischen 1970 und 1990, in: Pädagogik, 45 (7–8), S. 39–41

SCHMIDT, R.-B. / MILHOFFER, P. (1993): Möglichkeiten der Schule als Instanz der Aids-Prävention, in: LANGE, C. (Hrsg.): Aids – eine Forschungsbilanz, Berlin, Ed. Sigma, S. 273–285

SCHUHRKE, B. (1994): Die Entwicklung kindlicher Sexualität. Manuskript, Verändert in: RUTSCHKY, K./WOLFF, R. (Hrsg.): Handbuch Sexueller Mißbrauch, Klein, Hamburg, S. 97–115

SCHUHRKE, B. (1994): Kindliche sexuelle Neugier und deren Befriedigungsmöglichkeiten, in: LAUX, L./REINECKER, H.: Mit Leib und Seele. Psychologie in Bamberg. Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Heft 6, S. 26–30

SCHUHRKE, B./U.A. (Hrsg.) (1991): Interdisziplinäre Familienforschung. Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Heft 3, S. 70–74

SCHWARZ, A. (1997): Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität. Theoretische und empirische Betrachtungen zur sexuellen Entwicklung von pubertierenden Mädchen vor dem Hintergrund einer Analyse des wissenschaftlichen Diskurses zum Phänomen der Sexualität, Diss. Tübingen

SIELERT, U. (1987): Sexualerziehung in der Jugendarbeit. Orientierungshilfen zur Identitätsfindung und Beziehungsfähigkeit, in: Materialien zum siebten Jugendbericht, Bd. 7: Erziehungskonflikte und Beratung, institutionelle Hilfen für Familien und Jugendliche, DJI Verlag, München, Bd. 7, S. 169–300

SELERT, U. (1997): Jungensexualität und Sexualpädagogik mit Jungen, in: MÖLLER, K. (Hrsg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim, München

SIEVERDING, M. (1992): Weiblichkeit – Männlichkeit und psychische Gesundheit, in: BRÄHLER/FELDER: Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit, Opladen

SIEWERT, H./SIEWERT, R. (1992): So lieben Männer. Einiges, was Sie schon immer über die Sexualität des Mannes wissen wollten, München

SIGUSCH, V. (1984): Vom Trieb und von der Liebe. Campus Verlag, Frankfurt u.a., 228 S., Bibliogr. S. 200–214

STARKE, K. (1992a): Unterschiede im Partner- und Sexualverhalten männlicher und weiblicher Jugendlicher, in: WESSEL K. F. / BOSINSKI H.A.G. (Hrsg.): Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit, Reihe: Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie: Humanontogenetik, Bd. 1, Kleine, Bielefeld, S. 225–240,

STARKE, K. (1992b): Jugendforschung. Beispiel Partnerbeziehungen Jugendlicher, in: Berliner Journal für Soziologie, H. 3/4, Bd. 2, S. 349–366

STEIN-HILBERS, M. (1994): Geschlechtsspezifische Konstruktionen von Gesundheit und Krankheit, in: KOLIP, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden, Juventa, Weinheim und München

THIERSCH, H. (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Weinheim und München

THIERSCH, H. (1996): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik, Weinheim und München

WINTER, R. (Hrsg.) (1993): Stehversuche. Sexuelle Jungensozialisation und männliche Lebensbewältigung durch Sexualität, Männer-Material, Bd. 3, Tübingen

WINTER, R. (1996): Ein Mann, (k)ein Wort? – Sexualität, Kommunikation und Gesundheit von Jungen, in: BZGA (Hrsg.): FORUM Sexuaufklärung, 2/3, Köln

T 5

W

# Z

WINTER, R., NEUBAUER, G. (1998): Ich sehe was, was Du nicht siehst..., in: BZGA (Hrsg.): Wissenschaftliche Grundlagen der Sexualaufklärung und Familienplanung, Band 13.2 der Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln

ZIMMERMANN, P. (1998): Junge, Junge! Theorien zur geschlechtstypischen Sozialisation und Ergebnisse einer Jungenbefragung, IFS-Verlag, Dortmund

ZURSTIEGE, G. (1998): Mannsbilder – Männlichkeit in der Werbung. Zur Darstellung von Männern in der Anzeigenwerbung der 50er, 70er und 90er Jahre, Opladen/Wiesbaden

## **WWW.SEXUALAUFLAERUNG.DE**

Unter der Adresse <http://www.sexualaufklaerung.de> werden insbesondere die Medien der Abteilung Sexuaufklärung, Verhütung und Familienplanung präsentiert. Die Internetseiten bieten einen Überblick über Veröffentlichungen zu aktuellen und abgeschlossenen Studien, Expertisen, Untersuchungen, Kampagnen und Modellprojekten für die verschiedenen Zielgruppen.

Unter anderem werden die Bände der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung der Inhalte vorgestellt. Jeder Band kann direkt über das Bestellsystem der BZgA bestellt werden. Soweit verfügbar, werden auch PDF-Dateien zum Download angeboten.

Auch der regelmäßige Informationsdienst der BZgA **FORUM SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** wird detailliert vorgestellt und zum Download angeboten.

Die Kurzfassungen von Studien und Wiederholungsbefragungen sind ebenfalls als Online-Angebot verfügbar. In der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** sind mittlerweile über zwanzig Publikationen erschienen; sie wird kontinuierlich erweitert. Einige Bände sind als Printversion nicht mehr erhältlich – als elektronisches Dokument jedoch verfügbar.

Über das Angebot [www.sexualaufklaerung.de](http://www.sexualaufklaerung.de) sind auch die Fachdatenbanken der BZgA zu erreichen. Das Angebot umfasst derzeit sechs Fachdatenbanken und wird kontinuierlich erweitert. Zum Themenfeld Sexuaufklärung und Familienplanung sind folgende Datenbanken verfügbar

- Frauengesundheit und Gesundheitsförderung: Literatur, Daten und Organisationen
- Pränataldiagnostik und unerfüllter Kinderwunsch: Informationsmaterialien, Aufklärungsbroschüren, Medien, Maßnahmen

Sexualaufklärung und Familienplanung sind seit 1992 ein Arbeitsschwerpunkt der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Der gesetzliche Auftrag zur Konzeptentwicklung verpflichtet die BZgA in besonderer Weise, einen interdisziplinären Diskurs über Sexualität, Kontrazeption und Familienplanung anzuregen und zu fördern. Dies ist auch ein wichtiges Element zur Qualitätssicherung in diesem Feld. Durch verschiedene Publikationen leistet die BZgA einen Beitrag zur Information und Auseinandersetzung mit diesem Themenkomplex.

Die „Materialliste“ informiert über alle Veröffentlichungen der BZgA, der Infobrief **FORUM SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** bereitet relevante Themen aktuell auf und mit der Fachheftreihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** bietet die BZgA ein Forum zur Diskussion und Vernetzung zwischen Wissenschaft und Praxis.

In der Fachheftreihe werden Meinungen von Expertinnen und Experten sowie Studien und Modellprojekte veröffentlicht, die den aktuellen Stand der Sexualaufklärung und Familienplanung aufzeigen. In Sonderbänden werden darüber hinaus die Ergebnisse von Tagungen und Kongressen dokumentiert.

Dieser Band ist die erste qualitative Untersuchung über Jungen und junge Männer zum Themenbereich Sexualaufklärung, Gesundheitsprobleme und Beratung in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Veröffentlichungen der BZgA sind unter der Bestelladresse BZgA, 51101 Köln, oder per E-Mail an [order@bzga.de](mailto:order@bzga.de) erhältlich.



Bundeszentrale  
für  
gesundheitliche  
Aufklärung

ISBN 3-933191-16-5  
Schutzgebühr: 11 Euro